

Hanna Maly-Motta

Gestresste Eltern

Belastungsaspekte in unterschiedlichen Entwicklungsphasen der Familie





Gestresste Eltern

Hanna Maly-Motta

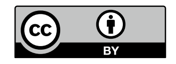
Gestresste Eltern

Belastungsaspekte in unterschiedlichen Entwicklungsphasen der Familie



Hanna Maly-Motta
Augsburg, Deutschland

Die vorliegende Arbeit wurde als Dissertation an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereicht.



ISBN 978-3-658-41223-4 ISBN 978-3-658-41224-1 (eBook)
https://doi.org/10.1007/978-3-658-41224-1

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Planung/Lektorat: Stefanie Probst
Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Danksagung

So eine Arbeit ist in gewisserweise ein Gemeinschaftsprojekt, denn es steht immer ein Netzwerk an kritisch mitdenkenden, unterstützenden KollegInnen, FreundInnen und Familienmitgliedern im Hintergrund, die einen durch diese arbeitsaufwendige, jedoch gleichzeitig aufregende Zeit begleiten.

Deshalb geht mein besonderer Dank zunächst an Prof. Dr. Sabine Walper als Erstgutachterin, die mich stets mit einem helfenden, aber auch inhalts-kritischen Auge unterstützt hat. Sie hat mich immer wieder dazu ermuntert methodische und inhaltliche Aspekte zu hinterfragen, kritisch zu beäugen und mit dem Blick zum Detail zu arbeiten. Mit ihrer Hilfe ist es so gelungen, den roten Faden der Arbeit beizuhalten und viele Perspektiven zusammenzuführen. Zudem möchte ich dem DoktorandInnen-Kolloquium, initiiert von Frau Walper, danken, das mich durch die gesamte Zeit der Doktorarbeit begleitet hat, mit viel Schwarmintelligenz, klugen Ideen und Unterstützung. Schließlich möchte ich auch Prof. Dr. Bernhard Schmidt-Hertha, meinem Zweitgutachter danken. Jede Idee, jeder Input und jeder hinterfragende Einwand haben die Arbeit ein bisschen besser werden lassen.

Schließlich war meine Doktorandenzeit stark geprägt durch meine Forschungstätigkeit am Deutschen Jugendinsitut. Hier wurde mir nicht nur der Rücken freigehalten, mich um meine Doktorarbeit zu kümmern, insbesondere von Dr. Alexandra Langmeyer-Tornier aber auch Prof. Dr. Bernhard Kalicki, sondern auch viel Unterstützung angeboten. Während mancher Talfahrten hat mich vor allem Alex Langmeyer stets ermutigt weiterzumachen und viel dazu beigetragen, dass ich diese Mammutaufgabe bewältigen konnte. Zudem standen neben Alex viele weitere KollegInnen am DJI stets mit offenen Armen und Ohren bereit, um zu unterstützen, methodische Fragen zu klären und inhaltliche Aspekte zu diskutieren. Danke Caro, Mariana, Franz, Sina und all die Namen, die sich gar nicht

alle einzeln aufzählen lassen. Für diese fachliche, methodische und menschliche Unterstützung am DJI möchte ich mich ausdrücklich bedanken.

Zugleich konnte ich mich auf die tolle Infrastruktur der Ludwig-Maximilians-Universität München stützen, an der meine Dissertation angesiedelt war. Obwohl insbesondere die Endphase meiner Dissertation in die Corona-Pandemie fiel und zeitweise der Zugang zur Universitätsbibliothek erschwert oder sogar nicht möglich war, konnten sich Studierende und Promovierende auf umfangreiche online Ressourcen verlassen. Das hat es selbst in dieser schwierigen Zeit ermöglicht, arbeitsfähig zu bleiben. Hierfür möchte ich mich ebenfalls bedanken.

Und schließlich möchte ich mich bei meinem Partner in Crime, Vater unserer Tochter und bestem Freund Ludovic, sowie meinen Eltern und meinem Bruder bedanken. Manchmal hat mich der Stress der Doktorarbeit, ganz im Sinne der Ergebnisse der (Paar)Stressforschung, gereizter werden lassen. Trotzdessen habt ihr mir sets zugehört, mich angefeuert und mir bis zur Ziellinie die Daumen gedrückt!

Zusammenfassung

Für welche Dimensionen subjektiven elterlichen Wohlbefindens spielt das Kind eine Rolle? Mit dieser übergeordneten Frage setzt sich die vorliegende Arbeit auseinander. In einem ersten Schritt wurde dazu der bestehende Theorie- und Forschungsstand systematisch aufgearbeitet. Entlang unterschiedlicher Forschungszugänge und Theorielinien zu subjektivem Wohlbefinden, Eltern,- Paar, und Familienstress konnten drei zentrale Forschungslücken abgeleitet werden, in denen Potenziale gesehen wurden, die Rolle des Kindes für das elterliche Wohlbefinden genauer auszuleuchten. Aufgrund des spezifischen Forschungszugangs soziologisch geprägter Studien zum Wohlbefinden und zur Lebenszufriedenheit von Eltern, im Vergleich zu kinderlosen Personen, konnte aufgezeigt werden, dass es bislang an Studien fehlt, die konkrete Elternschaftserfahrungen im Rahmen dieses Vergleichs mitberücksichtigen. Diese Forschungslücke wird im ersten empirischen Teil der Arbeit (Teilstudie I) aufgegriffen und anhand des Datensatzes *Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten (AID:A II)* untersucht. Im Rahmen einer zweiten Teilstudie (Teilstudie II) werden schließlich die abgeleiteten Foschungslücken II und III bearbeitet, die sich beide mit dem Wohlbefinden von Eltern am Übergang zur Elternschaft auseinandersetzen. Als Datengrundlage dient das *Beziehungs- und Familienpanel (pairfam).* Während Forschungslücke II der Rolle des Kindes in Bezug auf Anpassungsleistungen innerhalb der Partnerschaft nachspürt, befasst sich Forschungslücke III mit der Frage, inwiefern erhöhte kindliche Anforderungen in diesem Zeitfenster relevant für individuelle Wohlbefindensaspekte der Eltern sind (Stress- und Depressionssymptome, Lebenszufriedenheit).

Zentrale Ergebnisse Forschungslücke I: Fiel Elternschaft mit positiven Elternschaftserfahrungen zusammen (kein Überforderungserleben in der Elternrolle, Kind zeigte keine erhöhten Verhaltensanforderungen) wiesen Mütter und Väter,

auf ausgewählten Dimensionen subjektiven Wohlbefindens (Autonomieerleben, Lebenszufriedenheit), etwas höhere Werte auf als kinderlos befragte Frauen und Männer. Für die Partnerschaftszufriedenheit zeigte sich hingegen, dass Elternschaft eine Bewährungsprobe für die Paarbeziehung darstellt, die Kinderlose so nicht erleben.

Zentrale Ergebnisse Forschungslücke II: Das Kind (Verhaltenscharakteristika, ängstliche Überfürsorge) stand in direktem Zusammenhang mit Merkmalen der Partnerschaft. Erlebten Mütter und Väter eine ängstliche Überfürsorge in Bezug auf das Baby, gelang es ihnen schlechter konstruktive Kommunikationsstrategien in der Partnerschaft zu bewahren, was negativ mit der Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt verknüpft war. Damit ließ sich die zentrale Annahme der Paarstressforschung untermauern, dass sich erhöhte Anforderungen zumeist über in der Paarbeziehung selbst liegende Variablen (Paarkommunikation) auf die Partnerschaftszufriedenheit oder –qualität übertragen.

Zentrale Ergebnisse Forschungslücke III: Erhöhte kindliche Verhaltensanforderungen waren relevant für Anpassungsleistungen individuellen subjektiven Wohlbefindens der Eltern. Für die Lebenszufriedenheit und Depressivität kam vor allem die enge Bezüglichkeit kindlicher Merkmale und elterlichen Wohlbefindens zum Vorschein. Für das Stresserleben ließ sich die zentrale, allgemeine Annahme der Stressforschung erkennen, dass erhöhte Anforderungen nicht immer automatisch direkt mit dem Wohlbefinden assoziiert sein müssen, sondern, dass das subjektive Belastungserleben eine zentrale vermittelnde Rolle spielt.

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis

Tabellenverzeichnis

1 Einführung: Eltern im Stress?

„Eltern, was habt ihr euch erwartet?" – titelt die Süddeutsche Zeitung unter der Rubrik Stress (Haaf 2019). Stress im Rahmen von Elternschaft bzw. das Wohlbefinden von Eltern stehen immer wieder im Mittelpunkt medialer Aufmerksamkeit. So informieren Zeitschriftenbeiträge über Strategien zur Stressminimierung für Eltern oder diskutieren aktuelle Befunde wissenschaftlicher Studien zu Einschränkungen des elterlichen Wohlbefindens, den Auswirkungen auf Kinder und zum Ausmaß der Betroffenheit von Stress von Müttern und Vätern (siehe z. B. Bohsem 2014; Frankfurter Allgemeine Zeitung 2015; Haaf 2019; Klüver 2019). Im wissenschaftlichen Diskurs kristallisiert sich ebenfalls heraus, dass Eltern heute zunehmendem Druck ausgesetzt sind und Elternschaft nicht nur eine bereichernde Lebensaufgabe ist (Wilhelm 2015; Merkle und Wippermann 2008; Henry-Huthmacher 2008), sondern das Wohlbefinden der Eltern sowohl positiv als auch negativ beeinflussen kann (Morse und Steger 2019). Diese gemischte Gefühlslage verdeutlichen Ergebnisse einer großangelegten deutschen Studie zu Selbstverständnissen, Befindlichkeiten und Bedürfnissen von Eltern verschiedener sozialer Bedingungen. In einer sich schnell entwickelnden, auf Flexibilität angelegten Welt, wird Elternschaft häufig als einschränkend erlebt. Zugleich wird dem Kindeswohl große Bedeutung zugewiesen (Merkle und Wippermann 2008). Die starke Akzentuierung des Kindeswohls assoziiert Elternschaft mit überhöhten Anforderungen, Überanstrengung und dem Bild der *verantworteten Elternschaft* (Ruckdeschel 2015). Elternschaft ist demzufolge eine verantwortungsvolle, zeitintensive Aufgabe, die Arbeit bedeutet und sich vorranging am Wohl des Kindes und dessen Bedürfnissen orientieren sollte (Ruckdeschel 2015; Merkle und Wippermann 2008; Schneider et al. 2014; Vodafone Stiftung Deutschland 2015; Knauf 2019). Der hohe Erwartungsdruck wirkt sich dann negativ auf

H. Maly-Motta, *Gestresste Eltern*,
https://doi.org/10.1007/978-3-658-41224-1_1

das Wohlbefinden von Eltern aus. Rizzo et al. (2013) etwa zeigen, dass sowohl die Auffassung von Elternschaft als anstrengend und herausfordernd (*Challenging Parenting*) als auch die starke Fokussierung auf das Kind und dessen Bedürfnisse (*Child-Centered Parenting*) unterschiedliche Aspekte des Wohlbefindens von Müttern negativ beeinflussen. Zugleich lösen der Druck, als Mutter perfekt sein zu müssen, und das Schuldgefühl, nicht alle Ansprüche und Bedürfnisse des Kindes im Rahmen der Elternrolle erfüllen zu können, erhöhte Angst- und Stresssymptome aus und verringern zugleich das Kompetenzerleben in der Elternrolle (Henderson et al. 2016). Das Wohlbefinden von Eltern, insbesondere von Müttern, wird im Rahmen dieses neueren Diskurses der verantworteten Elternschaft (*Intensive Parenting*) im Lichte von Bedürfnissen und Anforderungen des Kindes, verknüpft mit Erwartungen an Elternschaft, verstanden. In dieser Forschungslinie stellt *das Kind*[1] einen wichtigen Referenzpunkt für das Wohlbefinden von Eltern dar. Doch inwiefern wurde bislang das Kind im Kontext der Forschung des Wohlbefindens von Eltern betrachtet?

Mit Blick in den aktuellen Forschungsstand eröffnet sich ein weites Feld. Im Rahmen von Elternstress (*Parenting Stress*) werden primär Verhaltensauffälligkeiten und verschiedene Störungsbilder als Referenzpunkte elterlicher Belastungsprozesse untersucht (z. B. Theule et al. 2011; Theule et al. 2012; McStay et al. 2014). In der Paar- und Familienstressforschung wurde das Kind in einem theoretischen Modell zu Familienstress als familieninterner Stressor identifiziert, der beispielsweise für die Paarbeziehung am Übergang zur Elternschaft eine große Anpassungsleitung bedeuten kann (Bodenmann 2002). Unter Belastungsbedingungen oder in anforderungsreicheren Phasen kann das Kind demnach einen wichtigen Ausgangspunkt für das Wohlbefinden von Eltern darstellen. Selbst in theoretischen Überlegungen zu familieninternen Prozessen, die im Zuge der Belastungen durch die Coronapandemie ausgelöst werden (Schließung von Kindertageseinrichtungen, Kontaktbeschränkungen, geschlossene Freizeit- und Sportangebote)[2], stellt die Ebene des Kindes einen zentralen Dreh- und

[1] *Im Folgenden wird häufig von dem Kind oder der Rolle des Kindes für das elterliche Wohlbefinden gesprochen. In vielen Studien wird das Kind auf ganz unterschiedliche Weise operationalisiert und dann in Bezug zum Wohlbefinden von Eltern betrachtet. Etwa über verschiedene Entwicklungs- und Verhaltensaspekte des Kindes aber auch über Normen von Elternschaft, die dem Kind gegenüber eingehalten werden sollten. Um die Breite des Forschungsfeldes erfassen zu können, gleichzeitig aber nicht immer unterschiedliche Operationalisierungen in Bezug auf das Kind ausdifferenzieren zu müssen, werden im Folgenden vorallem die zwei eben genannten übergeordneten Begriffe verwendet.*

[2] *Dieses im Zuge der Coronapandemie vorgeschlagene theoretische Modell stützt sich auf allgemeine Annahmen und Befunde zu Belastungs- und Stressprozessen in der Familie und inkorporiert damit viele Überlegungen der Paar- und Familienstressforschung.*

Angelpunkt für das Wohlbefinden von Eltern dar (Prime et al. 2020). Obwohl das Kind unter dieser systemisch geprägten Paar- und Familienstressperspektive grundsätzlich als potenzieller Stressor verstanden wird, befasst sich eine Vielzahl an Studien in diesem Feld mit der Frage, welche Risiken Einschränkungen des elterlichen Wohlbefindens (z. B. Depression der Eltern, Paarkonflikte) für die Entwicklung des Kindes bedeuten. Die Studien bestätigen dabei, dass elterliche Belastungsprozesse Risiken für eine gelingende kindliche Entwicklung darstellen. Eine soziologisch geprägte Forschung zum *Wellbeing* und zur allgemeinen Lebenszufriedenheit von Eltern (*Life-Satisfaction-Forschung*) widmet sich dem Wohlbefinden von Eltern unter einer gänzlich anderen Betrachtungsweise. Sie befasst sich mit den Effekten von Elternschaft (*Psychological Effects of Parenthood*) (Galatzer-Levy et al. 2011) und der Frage, warum Elternschaft für einige Eltern mit einem niedrigeren Wohlbefinden einhergeht im Vergleich zu kinderlosen Personen, obwohl Elternschaft eine erfüllende und sinngebende Lebensaufgabe darstellt, die Glück und Lebenssinn steigern sollte (Hansen 2012; Glass et al. 2016). Zentrale Erklärung für ein niedrigeres Wohlbefinden von Eltern findet sich in der erhöhten Wahrscheinlichkeit, Belastungsquellen ausgesetzt zu sein (Zeitdruck, Schlafdefiziten, finanziellen Sorgen) (Glass et al. 2016).

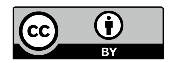
Der Forschungsstand zum Wohlbefinden von Eltern ist somit interdisziplinär und breitgefächert. Dabei haben Studien einen besonderen Fokus auf die Betrachtung von Elterneffekten auf das Kind gelegt. Zahlreiche Studien beschäftigen sich mit den sozial-emotionalen, behavioralen oder kognitiven Folgen elterlicher Belastung oder Einschränkungen elterlichen Wohlbefindens für die kindliche Entwicklung. Studien, die sich auf systematische Weise mit der Frage auseinandersetzen, unter welchen Umständen oder in welchen besonderen Lebenssituationen das Kind oder Anforderungen in der Erziehung und Betreuung des Kindes, in Zusammenhang mit dem Wohlbefinden der Eltern stehen, fernab von klinischen Verhaltensauffälligkeiten des Kindes, fehlen bisher. Insbesondere vor der Annahme, dass das Kind und dessen Bedürfnisse unter bestimmten Bedingungen oder in anforderungsreichen Phasen, wie am Übergang zur Elternschaft, einen wichtigen Anhaltspunkt für das Wohlergehen der Eltern bilden können. Zugleich stellt sich die Frage, inwiefern das Kind für das elterliche Wohlbefinden nicht nur direkt, sondern auch indirekt relevant ist. Neben Studien, die den direkten Effekt kindlicher Anforderungen auf das elterliche Wohlbefinden etablieren, finden sich deutlich weniger Befund, die zeigen, über welche zwischengeschalteten Variablen, beispielsweise über Variablen auf Individual-, Paar-, und/oder Familienebene, Kindeffekte transportiert werden. Obwohl insbesondere im Rahmen des Elternstresses (Parenting Stress) eine Kernannahme ist, dass

äußere Anforderungen nicht direkt zu Einschränkungen des Wohlbefindens führen, sondern vermittelt werden über Kognitionen, die an die Elternrolle und die Elternschaftserfahrung gebunden sind. Dieser zentrale Wirkmechanismus entspringt den Grundideen des transaktionalen Stressmodells. Überdies stehen einige Forschungsbefunde und -aktivitäten unverbunden nebeneinander. Eine höhere Durchlässigkeit von einer Forschungstradition zur anderen wäre wünschenswert. Folglich mangelt es an einer übersichtlichen Verknüpfung und Bestandsaufnahme dieser unterschiedlichen theoretischen und empirischen Befunde zum elterlichen Wohlbefinden und der Rolle des Kindes.

Ziel der Arbeit ist es, die Rolle des Kindes für das Wohlbefinden von Eltern auf systematische Weise theorie- und datenbasiert zu betrachten um herauszufinden, unter welchen Umständen oder in welchen Lebenssituationen das Kind einen wichtigen Ausgangspunkt für das Wohlbefinden der Eltern darstellen kann. Dabei soll die Rolle des Kindes nicht ausschließlich über verhaltensbedingte kindliche Merkmale betrachtet werden, sondern zugleich über Dimensionen, die in enger Verknüpfung zur Ausgestaltung von Elternschaft und damit in direktem Bezug zu kindlichen Bedürfnissen stehen. Das trägt dem Verständnis Rechnung, das Kind als Anhaltspunkt für das elterliche Wohlbefinden nicht nur ausschließlich über Verhaltensanforderungen zu operationalisieren, sondern ebenfalls Indikatoren zu verwenden, die den starken Fokus auf das Kind (Sorgen, Bedürfnisse und Anforderungen) sowie die Ausgestaltung und das Erleben der Elternrolle einfangen[3]. Vor diesem Hintergrund lassen sich folgende übergeordnete Forschungsfragen ableiten:

1) *Für welche Dimensionen des Wohlbefindens von Eltern spielt das Kind eine Rolle?*
2) *Inwiefern steht das Kind nicht nur in direktem, sondern auch indirektem Zusammenhang mit unterschiedlichen Dimensionen elterlichen Wohlbefindens?*
3) *Welche zwischengelagerten Mechanismen steuern den Zusammenhang zwischen der Ebene des Kindes und dem elterlichen Wohlbefinden?*

[3] *Die Gestaltung des Manuskripts richtet sich nach den offiziellen Richtlinien der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGPs) zur Manuskriptgestaltung (Deutsche Gesellschaft für Psychologie 2016) und nach den Empfehlungen des Publications Manuals der American Psychological Associations (APA) (American Psychological Association 2012).*


BY



2 Theoretischer Zugang und Forschungsstand zu Stress, Belastung und subjektivem Wohlbefinden

Um die Begriffe *Stress*, *Belastung* und *Wohlbefinden* einordnen und in sinnvollen Bezug zueinander stellen zu können, soll zunächst ein Blick auf die Begriffsentstehung von Stress geworfen werden, die dann eine Überleitung zum Begriff des *subjektiven Wohlbefindens* erlaubt.

Die theoretische Betrachtung und Erklärung von Stress, zunächst unter allgemeinen Gesichtspunkten, brachte unterschiedliche Erklärungsansätze hervor. Beispielsweise das Konzept kritischer Lebensereignisse, ein stimulusorientierter Stressansatz (Knoll et al. 2011), der sich mit dem Zusammenhang des Auftretens kritischer Lebensereignisse und der Entstehung von Krankheiten befasst (Rahe und Arthur 1978; Rahe et al. 1964; Scheuch und Schröder 1990). Oder auch die Theorie der Ressourcenerhaltung, mit der Grundannahme, dass ein befürchteter bzw. tatsächlicher Verlust von Ressourcen Stress erzeugt (Hobfoll 2002; Hobfoll et al. 1990; Knoll et al. 2011). Zu einem der einflussreichsten und umfassendsten allgemeinen Modelle zählt die kognitiv-transaktionale Stresstheorie (Knoll et al. 2011), da sie die Engführungen anderer allgemeiner Stresskonzepte überwindet, indem sie Stress zugleich auch an Kognitionen und Bewertungen des Individuums knüpft und nicht nur an äußere Ereignisse (Faltermaier 2005). Dieses allgemeine Stressmodell hat sich als grundlegendes Erklärungsmodell herauskristallisiert, dessen Grundannahmen sich in den Modellen zu Stress und Belastung, spezifisch bezogen auf die Familie und im Kontext von Elternschaft, zu großen Teilen wiederfinden. Im folgenden Abschnitt soll daher die kognitiv-transaktionale Stresstheorie skizziert werden.

H. Maly-Motta, *Gestresste Eltern*,
https://doi.org/10.1007/978-3-658-41224-1_2

2.1 Das transaktionale Stressverständnis

Im transaktionalen Modell ist *Stress* ein spezifisches Verhältnis zwischen Person und Umwelt, das sich in einem Ungleichgewicht zwischen äußeren Anforderungen und den individuellen zur Verfügung stehenden Ressourcen äußert, wobei die äußeren Anforderungen die Ressourcen bzw. die Anpassungsleistung des Individuums übersteigen (Lazarus 1990, 1976; Lazarus und Folkman 1984). Stress entsteht dabei in einem Bewertungsprozess des Individuums, also im Austausch zwischen Person und Umwelt (Lazarus 1990). Ob Stress entsteht und erlebt wird, hängt somit von der subjektiven Bewertung (*Appraisal*) der Person ab und nicht allein von den objektiven Bedingungen oder Anforderungen. Ein Schlüsselelement im Stresskonzept ist daher die Bewertung eines Stressors oder Stressereignisses, im Hinblick auf die persönliche Relevanz für das Individuum (Lazarus 1993).

Das *Appraisal-Konzept*, die subjektive Bewertung eines Stressors, stellt dabei einen kognitiven Mediator zwischen Umwelt und Stressreaktion dar. Dahinter steht die Idee, dass Lebewesen (Menschen und Tiere), die Bedeutung und Auswirkungen von äußeren Ereignissen, in Bezug auf ihr persönliches Wohlbefinden in einem stetigen Bewertungsprozess evaluieren (Lazarus 1993). Die Bewertungen enthalten bewusste oder unbewusste Urteile zum Verhältnis von Umweltanforderungen versus Restriktionen sowie bestehender Ressourcen und Bewältigungsmöglichkeiten (Lazarus et al. 1980). Psychologischer Stress stellt dann eine Reaktion auf Ereignisse oder Bedingungen dar, die in irgendeiner Weise im Verhältnis von der Person zur Umwelt als schädlich, gefährlich oder herausfordernd eingestuft wurden (Lazarus 1993). Transaktional, als Kerngedanke des Ansatzes, bedeutet, dass Stress weder automatisch im externen Input (Stressor), noch von vornherein in der Person selbst begründet ist. Stress entsteht erst in der Relation bzw. Verbindung zwischen der Person, ihren je spezifischen Motiven, Vorstellungen, Werten und Zielen und den gegebenen Umweltbedingungen, die sie in Abhängigkeit ihres kognitiven Denkapparats als belastend, schädlich oder herausfordernd bewertet (Lazarus 1990). Erst die spezifische Gesamtkonstellation und das Zusammenspiel aller Elemente, also die Wechselwirkung von Persönlichkeitseigenschaften, umweltbedingten, situativen, motivationalen und kognitions-psychologischen Aspekten, führt zu Stress (Lazarus 1976).

Weitere allgemeine Stressmodelle teilen den Kerngedanken, dass Stress das Resultat eines evaluativen Prozesses zwischen äußeren Anforderungen und individuellen Voraussetzungen sowie zur Verfügung stehenden Ressourcen ist (z. B. Cohen et al. 1997; Pearlin et al. 1981). Zugleich umfassen allgemeine Rahmenmodelle von Stress ähnliche Grundbausteine. Sie beinhalten externe oder interne

Auslöser für Stress (Stressoren), unterschiedliche Faktoren, die den Stress beeinflussen (z. B. Ressourcen im Stressprozess) und die Manifestation von Stress an sich bzw. eine Reihe unterschiedlicher komplexer physischer und emotionaler Reaktionen des Individuums, in denen Stress zum Ausdruck kommt (siehe z. B. Pearlin et al. 1981; Pearlin 2010; Lazarus 1993; Cohen et al. 1997).

Die Verknüpfung des allgemeinen Stressprozesses mit dem Konzept des subjektiven Wohlbefindens

Die Verknüpfung des Wohlbefindens mit der Stressforschung steht in engem Zusammenhang mit der Frage, auf welchen Ebenen Stress zum Ausdruck kommt und welche Indikatoren für die Betrachtung geeignet sind. Insbesondere die ursprünglichen Operationalisierungen von Stress wiesen bestimmte Unzulänglichkeiten auf. Im Folgenden soll daher der, den ursprünglichen Operationalisierungen von Stress, zugrundliegende Kerngedanke dargestellt werden. Abschließend soll ausgehend von diesen theoretischen Überlegungen aufgezeigt werden, dass sich die zentralen physischen und psychischen Dimensionen, auf denen sich, den Annahmen des allgemeinen Stressmodells folgend, Stress oder Belastung äußern, dem übergeordneten Konstrukt des subjektiven Wohlbefindens zuordnen lassen und sich so unterschiedliche Inhaltsdimensionen des Wohlbefindens als Gradmesser von Stress erweisen.

Ausgehend von der Annahme, dass Stress ein *Postappraisal State* (Lazarus 1990) ist[1], umfasst die Vorgehensweise zur Erfassung von Stress häufig eine spezifische Evaluation einer Situation oder die Bewertung von Ereignissen als schwierig, belastend oder stressreich. Lazarus (1984) schlug vor diesem Hintergrund mit der *Hassles and Uplifts Scale* (siehe DeLongis et al. 1988 für einen Überblick über die Inhalte der Skala) ein Instrument vor, das versucht, diesen so verstandenen psychologischen Stress konkret, im Rahmen von alltäglichen Schwierigkeiten und Irritationen, zu messen. Stress stellt in dieser spezifischen Erhebungsform täglich wiederkehrende Irritationen und Frustrationen des alltäglichen Lebens dar (*Daily Hassles*), die als gefährdend oder bedrohlich für das eigene Wohlbefinden eingeschätzt werden (Kanner et al. 1981; Lazarus 1984). Die Stressmessung stellt eine Auflistung von insgesamt 117 im Alltagsleben auftauchenden Irritationen und Scherereien dar, die sich entlang der Bereiche Arbeitsstelle, Familie, Gesundheit, Freunde und Umweltbedingungen gruppieren (Kanner et al. 1981). Das Ausmaß von erlebtem Alltagsstress ergibt sich dann aus

[1] *Das heißt, Stress ist ein Zustand der nach einem Evaluationsprozess des Zusammenspiels unterschiedlicher Variablen eintritt und die Bewertung einer Situation als gefährlich, bedrohlich und die eigenen Ressourcen übersteigend zum Resultat hat (Lazarus 1990).*

der Bewertung des Schweregrades dieser unterschiedlichen aufgezählten Hassles. An diesem Vorgehen orientierten sich auch Crnic und Greenberg (1990), die elterlichen Stress als Alltagsbelastung konzeptualisierten, hervorgerufen durch Daily Hassles. Das sind wiederkehrende Irritationen, Frustrationen und als stressreich empfundene Anforderungen im Alltag von Eltern mit Kindern, die besonders aufgrund ihres kumulierten Auftretens zu einem Stresserleben führen (Crnic und Greenberg 1990; Deater-Deckard 2004). Stress wird hier über die Evaluation der einzelnen Stressereignisse gemessen. Die Einschätzung der Stressoren (auch kritischer Lebensereignisse) an sich, als Indikatoren für das Stressausmaß, weist jedoch gewisse Einschränkungen auf, da es schwierig ist, alle relevanten Stressoren zu identifizieren und gleichzeitig zu erfassen (Cohen et al. 1983). Darüber hinaus entsteht ein Referenzproblem. Wenn die Stressoren bereits die Stressmessung bzw. die Manifestation von Stress darstellen, können diese zwei Elemente im Stressprozess nicht auf analytischer Ebene in ihrem Zusammenhang untersucht werden. Zudem unterstellt die Vorgehensweise, dass äußere Anforderungen automatisch zu Belastungen führen (Cohen et al. 1983).

Aus diesem Grund wurden andere Indikatoren bzw. Gradmesser für Stress vorgeschlagen, wie Einschränkungen auf Aspekten des subjektiven Wohlbefindens. Ursprünglich wurde *subjektives Wohlbefinden* von Diener (1984) als subjektives Erleben beschrieben, das in der Person entsteht und die Erfassung positiver Aspekte von Wohlbefinden enthält. Damit identifizierte er Wohlbefinden als Vorhandensein einer positiven Einschätzung des eigenen Lebens, nicht als lediglich Abwesenheit negativer Faktoren. Später weitete sich dieses Begriffsverständnis, indem das subjektive Wohlbefinden als mehrdimensionales Konstrukt begriffen wurde, das positive als auch negative Dimensionen umfasst (Diener et al. 1999). In einer Auflistung der Inhaltsdimensionen ordnen Diener et al. (1999) Stress dabei der Komponente des *Unpleasant Affect* zu, zu der auch Aspekte wie Depressivitäts- und Angstsymptome zählen. Positive Einschätzungen sind wiederum z. B. die generelle Lebenszufriedenheit und die Zufriedenheit in verschiedenen Lebensbereichen (Diener et al. 1999).

In den Studien zu elterlichem Wohlbefinden spiegelt sich dieses breitgefasste Verständnis subjektiven Wohlbefindens wider. Hier werden sowohl positive Aspekte wie die allgemeine Lebenszufriedenheit und das allgemeine Lebensglück, zugleich aber auch negative Aspekte wie generelle Angstsymptome, Depressivität, Belastung in der Elternrolle und allgemeiner Stress als Indikatoren subjektiven Wohlbefindens betrachtet (Nelson et al. 2014b). Das Verbindungsstück zum Stressprozess stellt damit das subjektive Wohlbefinden selbst dar,

da dem Stressprozess die Annahme unterliegt, dass unterschiedliche Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens, als direkte oder langfristige Stressfolge[2], eingeschränkt sein können. Das äußert sich z. B. durch direkt als Antwort auf die Stressexposition auftretende Symptome, während andere Einschränkungen des Wohlbefindens über einen deutlich längeren Zeitraum entstehen (Pearlin 2010). Eine Stressexposition kann beispielsweise Aspekte der physischen und psychischen Gesundheit einschränken, das umfasst eine mögliche Entwicklung von Substanzmittel- oder Alkoholmissbrauch (Thoits 2010), oder äußert sich im Auftreten von depressiven oder affektive Störungen bzw. psychologischen Symptomen (Lazarus und Folkman 1987). Pearlin et al. (1981) sehen deshalb in der Betrachtung depressiver Symptome, als einem Aspekt psychischen Wohlbefindens, einen geeigneten globalen Indikator für die Manifestation von Stress. Aber auch die globale Erfassung von erlebtem Stress mittels der *Perceived Stress Scale* (z. B. Schiffrin und Nelson 2010; Pettit und DeBarr 2011), wird als Outcome-Variable verwendet (Cohen et al. 1983). Eine Stressexposition kann daneben langfristig zu Einschränkungen unterschiedlicher Aspekte der sozialen Funktionsfähigkeit führen, zum Beispiel zu Schwierigkeiten im Paar- und Familiensystem. Einige Studien haben sich vor diesem Hintergrund schwerpunktmäßig mit Stressauswirkungen bzw. belastenden Lebensereignissen auf unterschiedliche Aspekte der Partnerschaft, besonders mit Auswirkungen auf die Partnerschaftszufriedenheit und -qualität sowie Sexualbeziehung, auseinandergesetzt (z. B. Bodenmann 1995b; Bodenmann et al. 2007b; Randall und Bodenmann 2008; Bodenmann et al. 2006; Breitenstein et al. 2018; Backes et al. 2017; Bodenmann und Cina 2005).

Unter diesen Forschungszugang lässt sich die, vor allem soziologisch geprägte, Life-Satisfaction-Forschung im Rahmen von Elternschaft einordnen. Vorranging, da hier Aspekte des subjektiven Wohlbefindens, wie depressive Symptome oder die (gesundheitsbezogene) Lebenszufriedenheit von Eltern erfasst und unter unterschiedlichen Fragestellungen untersucht werden (z. B. Simon und Caputo 2019; Musick et al. 2016; Mckenzie und Carter 2013). Einige Studien zum Wohlbefinden von Eltern betrachten zumeist nur einen ausgewählten Aspekt dieses mehrdimensionalen Konstrukts, wie die allgemeine Lebenszufriedenheit (Pollmann-Schult 2014; Burton und Phipps 2011; Pollmann-Schult 2018a), das allgemeine Lebensglück (*Happiness*) (Glass et al. 2016; Benin und Nienstedt

---

[2] *Mit verursachendem Stress, der das subjektive Wohlbefinden beeinflussen kann, sind im allgemeinen Stressmodell stressauslösende Ereignisse, z. B. kritisch Lebensereignisse, belastende oder soziale Lebensumstände gemeint (Pearlin 2010). Wenn im Weiteren von Stress in diesem Sinne die Rede ist und nicht als Outcome-Variable, sind stets diese Stressoren und Belastungsauslöser gemeint, die das Wohlbefinden beeinflussen.*

1985; Baranowska und Matysiak 2011)[3] oder Depressivität (Kalmijn und Graaf 2012). Während andere Studien mehrere Globaldimensionen des psychischen und emotionalen Wohlbefindens gleichzeitig beleuchten (siehe z. B. Musick et al. 2016; Giesselmann et al. 2018; Simon und Caputo 2019; Bedin und Sarriera 2015; Hoffenaar et al. 2010) und einander gegenüberstellen.

Die unterschiedlichen, ausgewählten Dimensionen des Wohlbefindens rücken dann, im theoretischen sowie empirischen Modell, an die Stelle der Outcome-Variablen, die im Stressprozess in Verbindung mit unterschiedlichen Prädiktoren, Mediatoren und Moderatoren untersucht werden. Studien, die unterschiedliche Dimensionen des subjektiven Wohlbefindens von Eltern in den Blick nehmen, müssen vor diesem Hintergrund auch mit der Stressforschung und den Ideen des allgemeinen Stressprozesses verknüpft werden, denn Aspekte des subjektiven Wohlbefindens können als Gradmesser für die Manifestation von Stress oder Belastung aufgefasst werden. Der vorliegenden Studie liegt damit ein breitgefasster Wohlbefindensbegriff zugrunde, der den Stressbegriff ablöst. Ausgangspunkt ist, dass sich belastende Lebensumstände oder tiefgreifende Transitionen im Lebensverlauf, auf Dimensionen des subjektiven Wohlbefindens niederschlagen und zu Einschränkungen desselben führen können. Für die Aufarbeitung des Forschungsstandes und der theoretischen Rahmung zum Wohlbefinden im Rahmen von Familie und Elternschaft werden daher unterschiedliche, auch interdisziplinäre Studien herangezogen, die sich dem Themenkomplex unter verschiedenen Forschungsperspektiven nähern und sich nicht nur unter dem Schlagwort Stress subsumieren, sondern am Begriff des subjektiven Wohlbefindens orientiert sind.

Dafür soll zunächst ein allgemeines theoretisches Verständnis geschaffen werden, wann Wohlbefinden vorliegt und wann Einschränkungen desselben entstehen. In den darauffolgenden Abschnitten dreht es sich um zentrale theoretische Konzepte zur Erklärung von Stress- und Belastungsprozessen in der Familie, auf Paarebene und im Rahmen von Elternschaft. Dabei ermöglicht insbesondere das Verlaufsschema der Familienentwicklung zentrale, von der Forschung und Entwicklungspsychologie identifizierte Belastungspotenziale und anforderungsreichere Übergänge im Rahmen von Elternschaft, herauszuarbeiten.

[3] *Wobei Zufriedenheit, Wohlbefinden und Glück oft synonym verwendet werden siehe Baetschmann et al. 2019.*

2.2 Subjektives Wohlbefinden

Wann sprechen wir von Wohlbefinden, wie entsteht es und wann entstehen Einschränkungen desselben? Deci und Ryans (2000) Selbstbestimmungstheorie liefert dazu einen übergeordneten Bezugsrahmen, um das Verständnis des (subjektiven) Wohlbefindens zu verorten. Diesem Ansatz folgend hängen die drei zentralen, universellen Grundbedürfnisse des Menschen nach Autonomie (*Autonomy*), Kompetenz (*Competence*) und sozialer Eingebundenheit (*Social Relatedness*) direkt mit dem Wohlbefinden zusammen (ebd.). Autonomie beschreibt dabei das Gefühl, Urheber seines eigenen freien Handelns zu sein, Kompetenz ein Selbstwirksamkeitserleben und soziale Eingebundenheit das Bedürfnis, von anderen verstanden und respektiert zu werden (Ng et al. 2012). Mit Wohlbefinden beschreiben die Autoren ein tiefgreifendes Gefühl des Wohlbefindens, der Vitalität, der psychischen Gesundheit und Lebenszufriedenheit. Kommt es zu einem Ungleichgewicht in einem oder mehreren Bereichen der Bedürfnisbefriedigung, hat das einschränkende Auswirkungen auf das Wohlbefinden (Deci und Ryan 2000), während die Befriedigung dieser zentralen Grundbedürfnisse in unterschiedlichen kulturellen Kontexten psychologisches Wohlbefinden prädiziert (Deci und Ryan 2008). Diesen Zusammenhang konnten einige Studien bestätigen. Eine Metaanalyse im Gesundheitsbereich zeigt beispielsweise, dass ein autonomieförderndes Klima im Umgang mit Patienten und Patientinnen die Bedürfnisbefriedigung im Bereich der Autonomie, aber auch der Kompetenz und sozialen Eingebundenheit erhöht. In diesen Analysen trug ein autonomieförderndes Klima wiederum zu einem höheren Wohlbefinden der Patienten und Patientinnen bei (Ng et al. 2012). Die Annahmen der Selbstbestimmungstheorie wurden zudem auf den Forschungsbereich des kindlichen Wohlbefindens angewandt. Ausgangspunkt ist, dass elterliches Erziehungsverhalten, das diese Grundbedürfnisse des Kindes berücksichtigt und fördert, wichtig für die soziale Funktionsfähigkeit, Entwicklung und das Wohlbefinden des Kindes ist. Insbesondere die Autonomieförderung befördert dabei kindliches Wohlbefinden (z. B. Joussemet et al. 2008; Soenens und Vansteenkiste 2010). Implizit weisen die Forschungsbefunde daraufhin, dass Bedürfnisbefriedigung, als zentrale Voraussetzung für subjektives Wohlbefinden, kein ausschließlich selbstreferenzieller Prozess ist. Befriedigung grundlegender Bedürfnisse findet nicht nur auf Individualebene statt, sondern ist etwas Relationales und auf soziale Beziehungen angewiesen. Ob Bedürfnisse in sozialen Beziehungen jedoch befriedigt werden und damit zum Wohlbefinden beitragen, hängt wiederum von den sozialen Interaktionen selbst und deren Qualität ab.

In welchem Ausmaß die drei Grundbedürfnisse in engen sozialen Beziehungen, wie in Partnerschaften, beachtet, gefördert oder unterdrückt werden, hat Auswirkungen auf die persönliche Funktionsebene und die Funktionsfähigkeit des Individuums in diesem spezifischen sozialen Kontext (La Guardia und Patrick 2008). Während für Kinder die relationale Bedürfnisbefriedigung primär in der Beziehung zu den Eltern liegt, wie sich aus den Forschungsbefunden ableiten lässt, konstatieren La Guardia und Patrick (2008), dass Bedürfnisbefriedigung im Erwachsenenalter in engen Freundschaften und romantischen Beziehungen stattfindet. Für das individuelle Wohlbefinden ist die Ausgestaltung dieser Beziehungen daher ein wichtiger Baustein. Je höher die Bedürfniswahrnehmung durch den Partner oder die Partnerin und die Bedürfnisbefriedigung in der Partnerschaft sind, desto besser fallen zum Beispiel die Partnerschaftszufriedenheit, aber auch das individuelle Wohlbefinden aus, wie eine Studie von Patrick et al. (2007) demonstriert. Die gegenseitige Befriedigung und die Förderung der Bedürfnisse nach Autonomie, Kompetenz und sozialer Eingebundenheit in einer Partnerschaft befördern daneben weitere positive Austauschprozesse in der Beziehung, wie eine sichere Bindung, Intimität und Nähe (La Guardia und Patrick 2008). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass individuelles Wohlbefinden, unter dieser theoretischen Linse, einerseits davon abhängt, inwiefern die drei zentralen Grundbedürfnisse von der Person selbst erfüllt werden können. Andererseits ist aber auch klar, dass sich Menschen innerhalb sozialer Beziehungen und niemals kontextfrei bewegen, so dass ein großer Teil der Bedürfnisbefriedigung in engen zwischenmenschlichen Beziehungen liegt und auf diese angewiesen ist. Das wiederum macht die Ausgestaltung dieser Beziehungen zu einem integralen Bestandteil des eigenen Wohlbefindens. Entsteht ein Ungleichgewicht der Bedürfnisbefriedigung auf individueller Ebene oder im Rahmen enger Beziehungen, beispielsweise in der Partnerschaft, kann das zu einer Schieflage des eigenen Wohlbefindens führen. Im spezifischen Kontext der Partnerschaft kann das weitere negative Prozesse anstoßen, wie emotionalen Rückzug und Verlust von Intimität.

Auf einer Metaebene ist ersichtlich, dass hier letztlich Prozesse erklärt werden, die die Entstehung, aber auch die Einschränkung subjektiven Wohlbefindens und sozialer Funktionsfähigkeit begünstigen. Bei der Wahl des Zugangs über den allgemeinen Stressbegriff stehen zwar primär spezifische Belastungssituationen, kritische Lebensereignisse und Stressauslöser als zentrale Dreh- und Angelpunkte des Wohlbefindens (nicht die Bedürfnisbefriedigung) im Visier theoretischer Überlegungen. Schlussendlich ranken sich die Überlegungen zu Stress, genauso wie beim Wohlbefinden, dennoch auf strukturell ähnliche Weise um

die Fragestellung, welche Prozesse das subjektive Wohlbefinden beeinträchtigen können.

Familien-, Paar- und Elternstressmodelle integrieren schließlich die Idee der sozialen Eingebundenheit, die sich in den Überlegungen zum Wohlbefinden findet, auf doppelte Weise. Einerseits betreffen Belastungen nicht nur die Einzelperson, sondern können sich auf unterschiedliche soziale Beziehungen übertragen, z. B. auf die Partnerschaft oder die gesamte Familie, wie spätere Ausführung noch zeigen werden. Andererseits können Einschränkungen des Wohlbefindens auch im Rahmen der Ausgestaltung dieser Beziehungsgefüge entstehen. Eine konfliktbehaftete Paarbeziehung kann beispielsweise Aspekte des individuellen Wohlbefindens unterminieren (z. B. Kouros und Cummings 2011; Choi und Marks 2008). Doch was genau passiert, unter so einem Verständnis, in Familien oder Partnerschaften unter Stress?

Einige Modelle, die Annahmen darüber liefern wie sich Stress und Belastung den Weg in Familien bahnen und zu Einschränkungen des Wohlbefindens führen, stellen ausgewählte inhaltliche Belastungen für die Familie in den Vordergrund der Betrachtung. Crnic und Greenberg (1990) betonen in ihrer *Daily Hassles (DH) Theory* (siehe für einen Überblick auch Deater-Deckard 2004) den Alltagsbezug des Stresses von Eltern und sehen weniger kritische Lebensereignisse als Stressauslöser, als vielmehr die alltäglichen Scherereien und Widrigkeiten im Erziehungs- und Betreuungsalltag der Eltern mit ihren Kindern (Crnic und Greenberg 1990; Crnic et al. 2005; Crnic und Low 2002; Chen 2020). Das *Family Stress Model* (FMS) (Conger et al. 2010) hingegen betrachtet die Wirkungsweise finanzieller und ökonomischer Belastung auf die Familie. So führen unterschiedliche Dimensionen finanzieller und ökonomischer Not (*Economic Hardship*) wie die Höhe der Schulden, ein unsicheres Arbeitsverhältnis oder ein niedriges Familieneinkommen, zu finanzieller Belastung. Psychischer Stress aufgrund einer schwierigen finanziellen Lage wiederum schlägt sich, vermittelt über Einschränkungen auf der Verhaltens-, Paar- und Funktionsebene der Eltern, auf das Zusammenleben in der Familie und die kindliche Entwicklung nieder (Conger et al. 1992; Conger und Donnellan 2007; Garner und Toney 2020; Landers-Potts et al. 2015).

Neben diesen Konzepten, die inhaltliche Stressoren in den Blick nehmen, etablierten sich weitere theoretische Modelle, die nicht primär spezifische familiäre Belastungslagen betrachten, sondern versuchen, allgemeine Prozessmodelle zu Stress in der Familie und zur Belastung von Eltern bereitzustellen. Auf diese Entwicklungslinie gehen die nachfolgenden Abschnitte detaillierter ein.

2.3 Familienentwicklungstheorie, Familienstresstheorien und kritische Transitionen im Leben von Familien

Modellvorschläge, die sich spezifisch dem Überbegriff der Familienstresstheorien zuordnen lassen, betrachten den Stressprozess auf einer höheren Abstraktionsebene und beruhen auf systemtheoretischen Annahmen. Sie beschreiben die komplexe Beziehung zwischen familieninternen und -externen Stressoren und Prozessen, die im Familiensystem durch Stress ausgelöst werden. Ihren Ursprung finden sie grundsätzlich in Stufenmodellen der Familienentwicklung (Bodenmann 2002), die besonders Familienverlaufsprozesse in den Blick nehmen (Schneewind 1999).

2.3.1 Familienentwicklung und Ableitung der zentralen Forschungslücken

Die Familienentwicklungstheorie liefert, als größerer Verständnishorizont für die Familienstressperspektive, die Idee von im Laufe der Zeit auftretenden Entwicklungsaufgaben wie Einschnitten oder Ereignissen, die Adaptions- und Anpassungsanforderungen an die Familie stellen. Drei zentrale Ereignisse bzw. Systemveränderungen bedeuten dabei tiefgreifende Anpassungsprozesse im Familiensystem, die Belastung auslösen können: Veränderungen in der Zahl der Familienmitglieder (wie die Geburt des ersten Kindes oder das Verlassen der Kinder aus dem Elternhaus), der Beginn eines neuen Lebensabschnitts des ersten Kindes (z. B. der Übergang in die institutionelle Betreuung) sowie das Ausscheiden aus dem Arbeitsleben (Lohaus und Vierhaus 2019). Die Idee von Entwicklungsaufgaben und Entwicklung als Bewältigung einer Reihe von im Zeitverlauf auftretenden Krisen, findet ihre Ursprünge in den Arbeiten von Havighurst (1981) (siehe für eine Einordnung auch Lohaus und Vierhaus 2019; Braun 2008). Entwicklungsaufgaben verlaufen diesem Konzept nach auf einem zeitlichen Kontinuum und können entweder punktuell, wie eine Alltagsherausforderung, über einen begrenzten Zeitraum (z. B. eine Schwangerschaft) oder über die gesamte Lebensspanne eine Bewältigungsanforderung an das Individuum stellen (Lohaus und Vierhaus 2019). Die Aufgaben stellen sich dem Einzelnen dabei durch die biologische Entwicklung bzw. physische Reifung (zum Beispiel durch den Eintritt in die Pubertät stellt sich die Aufgabe, den eigenen Körper zu akzeptieren), äußere und selbstgesteckte Erwartungen, aber auch durch vorhersehbare und nicht vorhersehbare kritische Lebensereignisse (Greve und Thomsen 2019;

Seel und Hanke 2015; Havighurst 1956). Gelingt die Bewältigung dieser Anforderungen nicht, führt das zu Unzufriedenheit bzw. zu einem Belastungserleben des Einzelnen (Havighurst 1956). Entwicklung wird hier somit begriffen als fortlaufende Konfrontation mit Anforderungen und Entwicklungsaufgaben, die der Einzelne bewältigen muss.

Diese Idee greift die Familienentwicklungstheorie auf, geht allerdings im Gegensatz dazu von einem systemtheoretischen Verständnis aus. Das hat zur Folge, dass die individuumzentrierte Auffassung von Entwicklung abgelöst wird durch den Fokus auf den Entwicklungsprozess des Gesamtsystems Familie (Lohaus und Vierhaus 2019). Entwicklungsaufgaben werden damit in den Kontext der Familie gerückt und nicht als Einzelaufgaben, sondern als Bewältigungsforderungen des gesamten Systems verstanden. Deshalb erkennt die systemische Familientherapie, die mit Entwicklungsprozessen verbundenen Veränderungs- und Anpassungsaufgaben im Familienverlauf als relevante Problembereiche an (Bodenmann 2002). Obwohl diese Veränderungen in den meisten Familien gut gemeistert werden, verlangen sie dennoch ein hohes Maß an Veränderung und Anpassung in den Rollen- und Familienbeziehungen und können daher zu Problemen erwachsen (Weakland et al. 1974). Trotz unterschiedlicher Dauer und unterschiedlichem Zeitpunkt des Auftretens erleben Familien im Zeitverlauf somit, durch das Herauslösen einzelner Familienmitglieder aus dem Familiensystem und der daraus resultierenden Neuformierung und erforderlichen Anpassungsleistung, kritische Übergänge und Krisen, die sie bewältigen müssen (Hughes et al. 1978). Dieser Betrachtungsweise liegt die Idee zugrunde, dass Familie als Entwicklungsprozess zu begreifen ist, der sich über die gesamte Lebensspanne erstreckt und in unterschiedliche Phasen und Übergänge untergliedert (Schneewind 2002). Diese Phasen beinhalten jeweils spezifische Entwicklungsaufgaben, Funktionen, Anforderungen als auch die unausweichliche Auseinandersetzung mit Schwierigkeiten (Textor 1991). In Zusammenhang mit der Familie versteht Duvall (1988) Entwicklungsaufgaben als normative Grundanforderungen, die jede Familie zu bewerkstelligen hat, wie die Allokation von Ressourcen, Zuweisung bestimmter Aufgaben und Rollenerwartungen, Herstellung von Interaktionsmustern und Umgangsformen sowie die Definition von Grenzen des Familiensystems, die zugleich die Herauslösung aber auch Integration von Familienmitgliedern bedeutet. Gleichzeitig können krisenhafte Ereignisse (kritische Lebensereignisse) oder kritische Übergänge die Familie aus ihren gewohnten Bahnen werfen und Herausforderungen neben den normativen (zu erwartenden) Anforderungen darstellen (Duvall 1988).

Entwicklungsaufgaben sind damit grundsätzlich Herausforderungen, die sich Individuen über die gesamte Lebensspanne stellen und in spezifische Phasen

und Übergänge eingelagert sind (Greve und Thomsen 2019). Vor diesen Annahmen ist es einleuchtend, dass sich durch den Prozess des Aufwachsens von Kindern und durch entwicklungsspezifische kindliche Bedürfnisse für Eltern, je nach Phase, unterschiedliche Erziehungs- und Betreuungsaufgaben sowie Anpassungsleistungen in der Eltern-Kind-Beziehung ergeben (Schneewind 1999).

Phasen der Familienentwicklung
Eine gängige, in einschlägigen Lehrbüchern vorgeschlagene Einteilung besteht in der basalen Differenzierung des Familienzyklus in sechs idealtypische, zeitlich aufeinanderfolgende Phasen, vorranging differenziert nach dem Alter der Kinder und der Zusammensetzung der Familienmitglieder (Jungbauer 2009; Schneewind 1999; Wold Health Organization 1978; Schneewind 2002). Grundsätzlich muss vorab angemerkt werden, dass es sich hierbei um eine idealtypische Einteilung des Familienzyklus handelt. Diese Einteilung folgt einer normativen Vorstellung des Lebensverlaufs eines Ehepaares ohne Brüche. Nicht-normative Familienmodelle wie Patchworkfamilien, alleinerziehende Eltern, Regenbogenfamilien oder Pflegefamilien müssen allerdings ebenfalls unterschieden werden, da sie teilweise mit ähnlichen aber auch durch die spezifische Familienkonstellation andersgelagerten Entwicklungsaufgaben konfrontiert sind (Jungbauer 2009). Zwar wird hier auf eine Ausdifferenzierung verzichtet, da dies den Rahmen der Arbeit sprengen würde, dennoch wird anerkannt, dass der Familienzyklus deutlich komplexer ist als es das idealtypische Modell vorschlägt.

Die erste Familienphase umfasst alleinstehende junge Erwachsene, nach dem Verlassen des Elternhauses, gefolgt von der Phase der Verbindung der Familien der Paare durch Heirat. Zentral für diesen Abschnitt ist die Eheschließung und Verknüpfung der Herkunftsfamilien und Freundeskreise (Jungbauer 2009; Schneewind 2002). Im idealtypischen Fall gründen (Ehe-)Paare nach den ersten (Ehe-)Jahren eine Familie. Dieser Übergang markiert mit der Familiengründung eine Transformation zur Familie mit jungen Kindern, und später zur Familie mit Jugendlichen. Je nach Forschungsverständnis oder -interesse erfolgt für die Phase mit Kindern oftmals eine stärkere Ausdifferenzierung, vorranging nach dem Alter der Kinder (siehe z. B. Spanier et al. 1979; Murphy und Staples 1979; Nock 1979; Burr 1970). Die Unterscheidung der Phasen nach dem Alter der Kinder erleichtert die Identifikation der Familienentwicklungsaufgaben während des Aufwachsens der Kinder und Jugendlichen in den Familien. Das ist vor allem für eine pädagogisch-psychologische Forschung von Interesse (Nave-Herz 2005). Eine größere Differenziertheit der Phasenabschnitte nach Alters- und Entwicklungsstand der Kinder, trägt dem Verständnis Rechnung, dass Familien je nach Entwicklungsabschnitt unterschiedliche finanzielle oder materielle Belastungen

aber auch Anforderungen im Betreuungs- und Erziehungsalltag sowie der Vereinbarkeitsfrage erleben (Stutzer 1999). Die *aktive Familienphase* (Stutzer 1999), in der abhängige Kinder im Haushalt leben, mündet schließlich in der Entlassung bzw. dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus und damit in der nachelterlichen Phase. Die sechste Etappe bildet anschließend die Familie im letzten Lebensabschnitt, in der ein zentrales Thema die Auseinandersetzung mit dem eigenen Tod aber auch dem von Familienangehörigen darstellt (Jungbauer 2009; Schneewind 2002). Der Familienzyklus unterteilt sich damit insgesamt in drei dazu querverlaufende Hauptphasen: die vorfamiliale Phase, die aktive Familienphase und letztlich die nachfamiliale Phase (Stutzer 1999). In Abbildung 2.1 ist detailliert aufgelistet, mit welchen typischen Entwicklungsaufgaben sich Familien in den aktiven Familienphasen auseinandersetzen müssen. Die Entwicklungsaufgaben wurden dabei aus unterschiedlichen Fachbüchern zusammengetragen. Schneewind und Wunderer (2013) gehen stärker auf Herausforderungen im Rahmen der Paarentwicklung ein, Oerter und Montada (2002) beziehen ihre Auflistung wiederum auf den Gesamtkontext der Familie. Insgesamt überschneiden sich jedoch viele der in den verschiedenen Fachbüchern beschriebenen Entwicklungsaufgaben, so dass hier eine Synopse dargestellt wird. Zudem wird deutlich, dass die abschnittstypischen Aufgaben eng mit der Entwicklung des Kindes und dessen Bedürfnissen verknüpft sind.

Die Überlegungen haben ein Verständnis dafür geschaffen, Familie als Entwicklungsprozess zu begreifen, der im Zeitverlauf unterschiedliche Anforderungen und Veränderungsleistungen an das System stellt. Diese Entwicklungsaufgaben können dabei phasenspezifisch sein oder unvorhergesehen auftreten. Gemeinsam ist ihnen, dass sie ein Belastungspotenzial in sich bergen können und eng mit der Entwicklung und den Bedürfnissen des Kindes bzw. der Kinder verbunden sind.

Die schematische Einteilung von familiären Entwicklungsphasen ermöglichte es in der Folge, Familien in unterschiedlichen Lebensabschnitten hinsichtlich verschiedenster Themen miteinander zu vergleichen (siehe z. B. Schafer und Keith 1981; McAuley und Nutty 1982; Grzywacz et al. 2002; Dathe 1999; Waite 1980; Rexroat und Shehan 1987; Benin und Nienstedt 1985). Frühere Studien verglichen etwa die Ehe- und Partnerschaftszufriedenheit sowie die Partnerschaftsqualität von Personen, in unterschiedlichen Stadien der Familienentwicklung (Rollins und Feldman 1970; Burr 1970; Weinman Schram 1979; Rollins und Cannon 1974; Anderson et al. 1983). Dabei kann die Kombination von Anforderungen einer bestimmten Entwicklungsphase mit weiteren auftretenden Stressoren, wie das Ausmaß finanzieller und zeitlicher Ressourcen der Eltern (Pollmann-Schult 2014), das Alter (Simon und Caputo 2019) oder der

Erwerbsstatus (Benin und Nienstedt 1985), ein erhöhtes Belastungspotenzial in sich bergen.

	Entwicklungsaufgaben in den aktiven Phasen der Familie
Familien mit kleinen Kindern	Anpassung des Paarsystems an die Pflege und Betreuung eigener Kinder Koordinierung von Aufgaben der Kindererziehung, des Umgangs mit Geld und der Haushaltsführung Differenzierung zwischen Partner- und Elternrolle Ausübung einer funktionsfähigen Elternallianz
Familien mit älteren Kindern und Jugendlichen	Aufrechterhaltung einer stabilen, befriedigenden Paarbeziehung Anpassung an den Beziehungswandel im Umgang mit älteren Kindern Veränderungen der Eltern-Kind-Beziehung, um Jugendlichen zu ermöglichen, sich innerhalb und außerhalb des Familiensystems zu bewegen Entlassung der Kinder in die Eigenständigkeit Ausrichtung auf eheliche und berufliche Themen der mittleren Lebensspanne Hinwendung zur gemeinsamen Pflege und Sorge der älteren Generationen

Anmerkungen. Inhalte entnommen aus Schneewind und Wunderer (2013) sowie Oerter und Montada (2002), eigene Darstellung.

Abbildung 2.1 Zwei Phasen der Familienentwicklung mit Kindern und den zugehörigen zentralen Entwicklungsaufgaben

Forschungslücke I: *Der Vergleich des Wohlbefindens von Eltern und kinderlosen Personen und die Rolle des Kindes*

Unter dieser vergleichenden Perspektive rückte, insbesondere in den vergangenen Jahren, ein Thema in den Fokus der Forschung, das auch populärwissenschaftlich und medienwirksam diskutiert wurde. So machen sich soziologische Studien der Wellbeing- bzw. Life-Satisfaction-Forschung die Idee der Unterscheidung von Eltern bzw. Familien in unterschiedlichen Entwicklungsstadien, als konzeptuelles Schema für den Vergleich zu kinderlosen Personen zu Nutze. Als Differenzkriterium für die Elterngruppen dient dabei das Alter vorhandener Kinder. Beispielsweise ziehen Studien einen Vergleich zwischen kinderlosen Personen und Eltern mit abhängigen Kindern unterschiedlicher Altersspannen im Haushalt oder auch *Empty-Nest*-Eltern (Evenson und Simon 2005; Umberson und Gove 1989; Simon und Caputo 2019; Negraia und Augustine 2019; Pollmann-Schult 2014; Huss und Pollmann-Schult 2020; Negraia und Augustine 2020). Damit weisen sie einen deutlich höheren Differenzierungsgrad auf als manche Studien dieser Forschungslinie, die den Elternschaftsstatus lediglich nach dem Vorhandensein von abhängigen Kindern im Haushalt unterscheiden (Pollmann-Schult

2018a; Glass et al. 2016; Herbst und Ifcher 2012; Herbst und Ifcher 2016). Idee dahinter ist es zu prüfen, inwiefern Elternschaft einen Einfluss auf das Wohlbefinden von Eltern nimmt, operationalisiert über das Vorhandensein von Kindern oder das Alter der Kinder. Das Verlaufsschema der Familienentwicklung hat somit die Grundlage für einen differenzierteren Vergleich von nicht-Eltern im Gegensatz zu Eltern in unterschiedlichen Entwicklungsphasen geliefert (z. B.Simon und Caputo 2019; Evenson und Simon 2005). Doch inwiefern betrachten die Forschungsarbeiten die Rolle des Kindes im Vergleich des Wohlbefindens von Eltern und kinderlosen Personen? Um diese Frage beantworten zu können, soll zunächst die Vorgehensweise und Interpretationslogik des Forschungsstrangs skizziert werden.

Die soziologisch geprägte Forschung zum Wellbeing und zur Lebenszufriedenheit von Eltern (Life-Satisfaction-Forschung) kommt in einigen Studien zu dem Schluss, dass Eltern weniger zufrieden und glücklich sind, als kinderlose Personen (z. B. Glass et al. 2016; Umberson et al. 2010; Evenson und Simon 2005; Nelson et al. 2014b; Simon und Caputo 2019), auch häufig bezeichnet als *Parenthood Gap in Happiness* (Glass et al. 2016). Elternschaft wird demnach mit größerem Stress, höherer Depressivität und einer geringeren Lebenszufriedenheit assoziiert. Viele Studien haben sich infolgedessen auf Ursachenforschung begeben, um herauszufinden, welche Faktoren Einschränkungen im Wohlbefinden von Eltern verursachen. Insbesondere vor der sozial normierten Annahme, dass Elternschaft eine erstrebenswerte soziale Rolle ist, die Erfüllung und Lebenssinn bringen sollte (Hansen 2012). Antworten wurden in unterschiedlichen Erklärungen gefunden, die zu großen Teilen dem Narrativ folgen, dass Elternschaft mit unterschiedlichen strukturellen, individuellen sowie kontextuellen Kosten, Stressoren und Anforderungen einhergeht (*Costs of Parenthood*), die das Wohlbefinden unterminieren und so die positiven Seiten (*Rewards*) von Elternschaft überschatten (z. B. Glass et al. 2016; Nomaguchi 2012; McLanahan und Adams 1987; Nelson et al. 2014b; Nomaguchi und Milkie 2020; Umberson und Gove 1989). Nomaguchi und Milkie (2020) sprechen hier auch von der *Demands-Rewards-Perspektive*. In einem Überblicksartikel fasst Hansen (2012) die unterschiedlichen negativen Begleiterscheinungen von Elternschaft zusammen, die das Wohlbefinden einschränken können und, die zumeist dokumentierten erhöhten Angst-, Stress-, oder Depressionssymptome bei Eltern erklären. Demnach verursachen Kinder *Psychological Costs* (Schlafmangel, Autonomieeinschränkungen, Sorgen, persönlichen Verzicht), *Marital Costs* (Belastungen in der Paarbeziehung und Unzufriedenheit), *Financial Costs* (Finanzielle Mehrkosten, einen geringeren finanziellen Spielraum) und schließlich *Opportunity Costs* (Einschnitte in Karriere-, Gehalts- und Weiterbildungschancen) (ebd.). Ausgehend von dieser Erklärung fokussierten sich Studien dieses Forschungsstrangs schwerpunktmäßig

auf unterschiedliche Rahmenbedingungen, wie finanzielle/zeitliche Ressourcenveränderungen aber auch veränderte soziale Normen hinsichtlich Mutter- und Vaterschaft, die ein geringeres Wohlbefinden von Eltern verursachen können. In einem ersten Schritt prüfen die Studien zumeist den Elternschaftseffekt an sich auf das elterliche Wohlbefinden. Dabei wird geschaut, welchen Einfluss die Anzahl der Kinder oder die Beziehung zum Kind (biologisch oder sozial) auf Aspekte subjektiven Wohlbefindens haben. Der Elternschaftseffekt wird hier somit über bestimmte Indikatoren operationalisiert, die anzeigen, inwiefern Personen Kinder haben. Im zweiten Schritt schauen die Analysen dann, welche weiteren Einflussfaktoren den Elternschaftseffekt mitsteuern (z. B. Bures et al. 2009; Meier et al. 2018; Pollmann-Schult 2014; Simon und Caputo 2019; Stanca 2012; Negraia und Augustine 2020; Evenson und Simon 2005; Preisner et al. 2018)[4]. Daneben stellt der Übergang zur Elternschaft einen Zugang dar, um den Elternschaftseffekt auf das Wohlbefinden an sich zu prüfen, da hier die Transition vom Status der Kinderlosigkeit hin zur Elternschaft eingefangen wird und ein direkter Vorher-Nachher-Vergleich möglich ist. Dieser direkte Vorher-Nachher-Vergleich von Elternschaft wird in manchen Studien zudem mit einer Vergleichsgruppe kontrastiert, die über den Studienzeitraum kinderlos verbleibt (Nomaguchi und Milkie 2003). Preisner et al. (2020) etwa zeigen mit Paneldaten, dass der Effekt von Mutterschaft, ohne Kontrolle weiterer Hintergrundvariablen, die subjektive Lebenszufriedenheit substanziell erhöht, im Kontrast zur kinderlosen Vergleichsgruppe. Unter Berücksichtigung der zentralen Herausforderungen bzw. Veränderungen, die diesen Übergang rahmen (Veränderungen in der Erwerbstätigkeit oder der Partnerschaft) reduzierte sich der positive Elternschaftseffekt jedoch deutlich. Unter diesem Forschungszugang werden somit unterschiedliche Rahmenbedingungen betrachtet, die den Elternschaftseffekt moderieren (z. B. Ruppanner et al. 2019; Mikucka und Rizzi 2020; Mikucka 2016; Rizzi und Mikucka 2014; Baranowska und Matysiak 2011; Aassve et al. 2016; Galatzer-Levy et al. 2011). Im Fall des Vergleichs zwischen Eltern und kinderlosen Personen findet sich also die Tendenz, vorrangig strukturelle Rahmenbedingungen oder Kontextfaktoren als Haupterklärungen für Wohlbefindensunterschiede heranzuziehen. Margolis und Myrskylä (2011) zeigen beispielsweise, dass die Happiness-Gap zwischen Eltern und kinderlosen Personen in den Altersgruppen von 15–19 und 20–39 Jährigen dann stärker zum Nachteil der Eltern ausfällt, wenn Elternschaft zugleich mit geringen finanziellen

[4] *Manche Studien integrieren dabei den Vergleich zwischen kinderlosen Personen und Eltern, andere beschränken sich auf reine Elternstichproben und betrachten unterschiedliche Effekte von Elternschaft und differenzieren in Elterngruppen z. B. nach dem Alter, der Anzahl oder der Beziehung zum Kind.*

Ressourcen einhergeht. Andere Studien führen Unterschiede des Wohlbefindens dieser zwei Vergleichsgruppen auf wohlfahrtsstaatliche Rahmenbedingungen zurück. Hauptannahme ist, dass die Happiness-Gap vom familien(un)freundlichen Klima bestimmter Wohlfahrtsstaaten abhängt und dann geringer ausfällt, wenn sozialpolitische oder finanzielle Maßnahme Familien in höherem Ausmaß unterstützen (z. B. Margolis und Myrskylä 2011; Aassve et al. 2015; Aassve et al. 2005; Pollmann-Schult 2018b, 2018a). Darüber hinaus können weitere Bedingungen von Elternschaft, Unterschiede des Wohlbefindens dieser Vergleichsgruppen rahmen und je nach Ausprägung intensivieren oder verringern, wie finanzielle und zeitliche Einschränkungen (Financial und Time Costs) (Pollmann-Schult 2014), die Verfügbarkeit von Angeboten öffentlicher Kinderbetreuung, Arbeitszeitflexibilität und *Work-to-Familiy-Conflict* (Pollmann-Schult 2018a), der Alleinerziehendenstatus (Pollmann-Schult 2018b), der sozioökonomische Status (Negraia und Augustine 2019), sowie das Einkommen, das Geschlecht, der Familienstand und das Alter der Eltern (z. B. Angeles 2010; Nelson et al. 2013; Nomaguchi und Milkie 2003). Pollmann-Schult (2014) veranschaulicht mit seinen Analysen etwa, dass der positive Effekt Kinder zu haben erst zum Vorschein tritt, wenn zentrale Kosten (finanzielle und zeitliche Aufwendungen), die mit Elternschaft entstehen, berücksichtigt werden.

Die Life-Satisfaction- bzw. Wellbeing-Forschung, insbesondere im Kontext des Vergleichs von Eltern und kinderlosen Personen, stellt das elterliche Wohlbefinden vorrangig in den Kontext materieller, zeitlicher oder struktureller Bedingungen und klammert Elternschaftserfahrungen und die Rolle des Kindes für das Wohlbefinden der Eltern teilweise aus. Lediglich die Anzahl und das Alter der Kinder sowie die Beziehung zum Kind, die als Indikatoren für die Operationalisierung des Elternschaftseffekts verwendet werden, finden Berücksichtigung. Unter einem psychologisch-pädagogischen Verständnis können diese Merkmale als erhöhte Anforderungen von Elternschaft verstanden werden (z. B. bei Wilhelm 2015). Trotz der Berücksichtigung dieser Anforderungen von Elternschaft, handelt es sich lediglich um einen kleinen Ausschnitt möglicher Elternschaftserfahrungen. Somit kann sich in diesem Forschungsstrang nicht abschließend darauf berufen werden, dass Wohlbefindensunterschiede zwischen den Vergleichsgruppen tatsächlich vorrangig auf äußere Bedingungen oder Begleitumstände von Elternschaft zurückzuführen sind (Costs of Parenthood). Offen bleibt, ob sich Unterschiede im Kontext dieses Vergleichs auf Faktoren zurückführen lassen, die in direktem Zusammenhang mit dem Kind oder der Elternrolle stehen (z. B. kindlichen Verhaltenscharakteristika, subjektives Erleben der Elternrolle). Diese Forschungslücke wird in der ersten Teilstudie der Arbeit inhaltlich aufgegriffen.

Kritische Übergänge im Familienzyklus als Ansatzpunkt für Familienstresstheorien

Das Ansinnen dieser konzeptionellen Bestrebungen bestand jedoch nicht nur darin, ein in Stein gemeißeltes Kategorienschema vorzuschlagen, das es ermöglicht Familien unter vergleichender Perspektive zu betrachten. Ein weiteres Ziel war es, den Blick auf jene kritischen Übergänge und Phasen im Leben von Familien zu richten, an denen Veränderungen von Rollenerwartungen und Systemstrukturen entstehen. Das Forschungsinteresse sollte damit auf die kritischen Übergänge und deren Zeitpunkt des Auftretens an sich gelenkt werden (Klein et al. 1979; Elder 1998), auf Phasen im Laufe der Familienentwicklung, die potenziell größere Belastungen in sich bergen als andere. Die dahinterliegende Leitidee war es, schwierige Familienphasen und deren Mechanismen aufzudecken, um insbesondere im Rahmen der Familientherapie oder Familienberatung gezielte Hilfestellung leisten zu können.

Unter dieser Zielstellung hat die Idee des Familienzyklus die Betrachtung einzelner Übergänge und kritischer Phasen anschlussfähig für die Forschung unterschiedlicher Disziplinen gemacht. So wurden Strukturveränderungen im Familiensystem, durch Übergänge von einer Familienform zur nächsten, betrachtet. Insbesondere Partnerschaftsformierungsprozesse wie Eheschließung, Scheidung oder Wiederheirat und deren Auswirkungen auf unterschiedliche Ebenen des Familiensystems standen im Interesse (z. B. Nock 1981; Teachman 2010; Hetherington 1989; Langenkamp und Frisco 2008; Booth et al. 2008; Lee und McLanahan 2015; Brown 2006; Magnuson und Berger 2009; Schneider 2016; Graefe Roempke und Lichter 1999; Fomby und Cherlin 2007; Kaufman und Uhlenberg 1998; O'Flaherty et al. 2016). Die Beendigung einer Partnerschaft bzw. Veränderungen im Partnerschaftsstatus stehen zum Beispiel, insbesondere für Mütter, in Zusammenhang mit einem höheren elterlichen Stresserleben (z. B. Beck et al. 2010; Osborne et al. 2010; Cooper et al. 2009).

Der Übergang zur Elternschaft als einschneidendes Lebensereignis

Zugleich wurde dem Übergang zur Elternschaft bedeutende Aufmerksamkeit geschenkt. Er markiert eine kritische Zeitspanne, die tiefgreifende Veränderungen auf unterschiedlichen Ebenen der Partnerschaft und eine Umstellung der gesamten Lebenssituation mit sich bringt (Fthenakis et al. 2002). Deshalb wurden Veränderungen in der Arbeitsteilung und im Tagesablauf frischgebackener Eltern betrachtet (z. B. Buba und Vaskovics 1994; Dechant und Schulz 2014; Baxter et al. 2008; Goldenberg et al. 1985; Kluwer et al. 2002; Singley und Hynes 2005; Sanchez und Thomson 1997). Darüber hinaus haben sich zahlreiche Studien mit Veränderungen in der Partnerschaftszufriedenheit bzw. -qualität

oder dem Wohlbefinden vor und nach der Geburt des ersten Kindes auseinandergesetzt (siehe z. B. Keizer et al. 2010; Hoffenaar et al. 2010; Humpert 2015; Roeters et al. 2016; Pollmann-Schult 2010; Baetschmann et al. 2019; Parfitt und Ayers 2014; Gottman und Notarius 2000; Bradbury et al. 2000).

Dieses Lebensereignis erfordert somit hohe Anpassungsleistungen in unterschiedlichen Bereichen. Es verwundert nicht, dass viele Mütter und Väter in den ersten Wochen und Monaten Anpassungsreaktionen aufweisen, die in Form von Schlafmangel, erhöhter Depressivität und Erschöpfung zum Ausdruck kommen können (Fthenakis et al. 2002). Dabei stellt nicht nur die Geburt an sich eine Zäsur dar, sondern gleichermaßen die in den Folgemonaten auftretenden noch unbekannten Anforderungen durch die Bedürfnisse des Babys. Der Tagesablauf, die eigenen Bedürfnisse und der Schlafrhythmus, insbesondere der Mütter, müssen sich plötzlich am Säugling orientieren. Zugleich kann auch das oftmals schlecht kalkulierbare kindliche Verhalten, wie das Schreien des Babys, eine Belastungsquelle darstellen und zu Erschöpfung, Überforderung oder Gereiztheit führen (Fthenakis et al. 2002). Insgesamt zeichnet sich die kindliche Entwicklung phasenweise durch Fort- als auch Rückschritt, positive, negative, zufriedenstellende aber auch frustrierende Momente aus und selbst für sehr kompetente Eltern kann das bedeuten, sich manchmal überfordert zu fühlen (Largo und Benz-Castellano 2008). Benz und Scholtes (2015) beschreiben das auch als *normale Entwicklungskrisen* und die Bewältigung dieser Entwicklungsaufgaben als einen integralen Bestandteil des Alltags von Eltern und Kindern. Beispielsweise können physiologische Anpassungsprozesse des Säuglings in den ersten Lebensmonaten zu vermehrtem Schreien führen (Benz und Scholtes 2015). Das kann für Eltern belastend sein, vor allem, wenn sich das sonst gesunde und normal entwickelnde Kind durch nichts beruhigen lässt (Scott-Jupp 2018). Daneben gibt es weitere alters- und entwicklungstypische Schwierigkeiten, die in bestimmten Entwicklungsphasen auftreten können. Neben dem exzessiven Schreien in den ersten Monaten beispielsweise Fütterprobleme oder Probleme bei der Pflege des Kindes, nächtliches Aufwachen oder dann, im späteren Kleinkindalter mit etwa zwei- bis drei Jahren, Wut- oder Trotzanfälle (Largo und Benz-Castellano 2008). In dieser ersten Zeit stellt das Kind sowohl eine wichtige Quelle der Freude als auch der Belastung dar. An diesem speziellen Übergang ist daher davon auszugehen, dass das Kind einen wichtigen Anhaltspunkt für das elterliche Wohlbefinden, besonders im ersten Jahr nach der Geburt, darstellt. Inwiefern untersuchen Studien die Rolle des Kindes am Übergang zur Elternschaft, als Erklärung für unterschiedliche Veränderungen des elterlichen Wohlbefindens?

Aufgrund ihres soziologischen Zugangs gehen Studien der Life-Satisfaction- und Wellbeing-Forschung am Übergang zur Elternschaft nicht auf Anforderungen

des Kindes ein. Das liegt daran, dass das Kind primär als Indikator verwendet wird, um den Vorher-Nachher-Effekt von der Kinderlosigkeit hin zur Elternschaft und damit den Elternschaftseffekt an sich, hinsichtlich des Wohlbefindens, zu modellieren. Hauptanliegen ist es, analog zum Vergleich des Wohlbefindens von Eltern und kinderlosen Personen, herauszufinden, inwiefern sich Elternschaft auf das Wohlbefinden auswirkt (Psychological Effects of Parenthood) (z. B. Galatzer-Levy et al. 2011). Es geht vor allem um den Effekt von abhängigen Kindern im Haushalt auf das elterliche Wohlbefinden beziehungsweise um den Zusammenhang zwischen Fertilität (operationalisiert am Übergang zur Elternschaft als die Geburt des ersten Kindes und weiterer Kinder) und elterlichem Wohlbefinden (z. B. Kohler und Mencarini 2016; Radó 2020; Myrskylä und Margolis 2014; Kohler et al. 2005; Baranowska und Matysiak 2011; Margolis und Myrskylä 2011; Knoester und Eggebeen 2006). Forschungsleitende Fragestellungen sind in diesem Feld, warum Individuen Kinder haben, warum Fertilitätsraten sinken und welchen Effekt abhängige Kinder im Haushalt auf das elterliche Wohlbefinden haben. Insbesondere vor variierenden Fertilitätsraten im Ländervergleich, kann der Zusammenhang zwischen Elternschaft und dem subjektivem Wohlbefinden einen möglichen Verständnishorizont liefern (Margolis und Myrskylä 2011).

Die Familienentwicklungs- und -stressperspektive legt ein ganz anderes Forschungsverständnis hinsichtlich des Übergangs zur Elternschaft zugrunde. Erkenntnisinteresse liegt hier in den Fragen, was genau an diesem Übergang passiert, was sich in den Folgemonaten verändert und welche Mechanismen die Belastungsprozesse charakterisieren. Diese Befunde sollen letztlich für pädagogische, sozialpädiatrische, familientherapeutische oder beraterische Handlungsfelder anschlussfähig sein. Unter diesem Forschungszugang lassen sich zwei Hauptforschungslinien identifizieren: 1) Veränderungen in der Paarbeziehung. Analyseeinheit bilden Aspekte des Wohlbefindens, die sich auf die Partnerschaft beziehen, wie die Partnerschaftszufriedenheit oder -qualität. Diese Forschungsperspektive eint der Blick auf Veränderungsprozesse, die im Referenzsystem der Partner zueinander geschehen. Der Ausgangspunkt für die Einschätzung dieser Wohlbefindensdimension ist daher eng mit der Ausgestaltung dieser sozialen Beziehungsform verknüpft. 2) Unter dem Stichwort der *Postpartum Period* wurden individuelle Veränderungen des Wohlbefindens von Müttern und Vätern untersucht. Primärer Fokus sind Prozesse, die durch die Geburt des ersten Kindes auf intraindividueller Ebene ausgelöst werden, wie beispielsweise eine postpartale Depression, Stress- oder Angstsymptome oder generell Veränderungen in der individuellen Befindlichkeit von Müttern und Vätern. Eine Unterscheidung in unterschiedliche Aspekte des elterlichen Wohlbefindens (partnerschaftsrelevante und individuelle Wohlbefindensdimensionen) ist nicht zuletzt auch deshalb

sinnvoll, da sich Eltern eben nicht nur über die Betreuungs-, Pflege-, und Fürsorgerolle (*Caregiver*) definieren, sondern auch anderen Lebensbereichen Priorität zugemessen werden muss, z. B. der Partnerschaft, aber auch der eigenen Befindlichkeit. Das Wohlbefinden von Eltern sollte daher in einen breiten Bezugsrahmen gesetzt werden, wie Ketner et al. (2018) argumentieren.

Forschungslücke II: *Partnerschaftsrelevantes Wohlbefinden am Übergang zur Elternschaft und die Rolle des Kindes*
Annahme ist, dass diese Transitionsphase mit tiefgreifenden Veränderungen auf unterschiedlichen Dimensionen, in besonderer Weise aber auf der Paarbeziehung einhergeht, und damit als krisenhaft erlebt werden kann (Wicki 1999; Schneewind und Sierwald 1999; Reichle und Montada 1999; Reichle und Werneck 1999). Dabei stellen vor allem die Anpassung an die neue Elternrolle, an die Bedürfnisse und neuen Anforderungen wie das Schreien oder Füttern des Babys und ein oftmals gestörter Schlafrhythmus Herausforderungen dar, mit denen Paare in dieser Zeit zurechtkommen müssen. Dadurch verschiebt sich der Fokus weg von der Paarbeziehung hin zum Baby und es bleibt weniger Zeit für die Partnerschaft, wenn Paare Zeit miteinander verbringen, dann zumeist mit dem Kind (Kluwer 2010). Daher äußert sich diese Transition bei vielen Paaren in einer Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit, -qualität oder Zufriedenheit mit der Sexualbeziehung (z. B. Rosen et al. 2020a; Twenge et al. 2003; Mitnick et al. 2009; Lawrence et al. 2008; Doss et al. 2009).

Obwohl das Kind hier einen Bezugspunkt für Veränderungen der Partnerschaft darstellt, wurde eine Haupterklärung für diesen negativen Effekt der Elternschaft auf die Paarbeziehung vor allem in sich verändernden Merkmalen der Partnerschaft selbst gefunden. Annahme ist, dass sich während dieser anstrengenden Phase bestimmte Kommunikations- und Verhaltensweisen der Paare im Umgang miteinander verschlechtern, die einen negativen Einfluss auf die Partnerschaftsqualität haben (Rauch-Anderegg et al. 2020; Kluwer 2010). Beziehungsweise führt Kluwer (2010) in diesem Zusammenhang in einem Überblicksartikel an, dass diese stressreiche Phase schon vorher bestehende Probleme und dysfunktionale Merkmale innerhalb der Partnerschaft intensiviert. Damit bildet nicht erst die Geburt des Kindes den Ausgangspunkt für eine Verschlechterung der Partnerschaft, sondern dynamisiert bereits bestehende Schwierigkeiten. Im Umkehrschluss argumentiert die Autorin, dass es Paaren mit bestimmten Ressourcen, wie einer hohen Zufriedenheit mit der Partnerschaft vor der Geburt oder positiven Kommunikationsmustern leichter fällt, den Übergang zu meistern (Kluwer 2010).

Diese Annahmen stehen insgesamt im Zeichen der allgemeinen Paarstressforschung, die davon ausgeht, dass es Paaren unter Stress nicht gelingt, wichtige Kompetenzen aufrecht zu erhalten. So führt Stress etwa zu einer Abnahme der Partnerschaftsqualität, weil Paare weniger gemeinsame Zeit miteinander verbringen, was das Wir-Gefühl unterminiert, oder weil sich eine Verschlechterung der Kommunikation des Paares einstellt. Zugleich deckt eine stressreiche Phase negative Eigenschaften der Partner auf, so dass es zu Enttäuschungen oder Frustrationen kommt (Bodenmann 2013). Davon ausgehend wurde am Übergang zur Elternschaft, mit Blick auf die Paarbeziehung, ein besonderes Augenmerk auf das Interaktions- und Kommunikationsverhalten der Paare gelegt. Es wurde beispielsweise bestätigt, dass veränderte Verhaltensweisen auf Paarebene, aufgrund der tiefgreifenden Anpassungsprozesse nach der Geburt des ersten Kindes, wie häufigere und stärkere Konflikte (Huss und Pollmann-Schult 2020; Kluwer und Johnson 2007) oder Gefühle der Unsicherheit und des Zweifels in der Partnerschaft (Theiss et al. 2013) die Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit verstärken. Merkmale, die innerhalb der Partnerschaft liegen, stehen ebenso in engem Zusammenhang mit der Sexualbeziehung (z. B. Vannier et al. 2018; Tavares et al. 2019; Muise et al. 2017). So führt eine größere Diskrepanz des sexuellen Verlangens zwischen den Partnern nach dem Übergang zur Elternschaft zu einer größeren Unzufriedenheit mit der Sexualbeziehung (Rosen et al. 2018). Gleichzeitig kann die Aufrechterhaltung wichtiger Kompetenzen protektive Effekte für die Paarbeziehung haben. Rosen et al. (2020b) konnten veranschaulichen, dass eine höher empfundene Sensibilität des Partners in Bezug auf sexuelle Aktivitäten (z. B. sich während des Geschlechtsverkehrs vom Partner verstanden zu fühlen; das Gefühl zu haben, dass der Partner die eigenen Bedürfnisse berücksichtigt) eine protektive Wirkung für die Zufriedenheit mit der Sexualbeziehung und für die Partnerschaftszufriedenheit untersuchter Mütter hatte. Ein ähnlicher Mechanismus zeigte sich auch zwischen dem Aspekt der *Dyadic Empathy* (z. B. sich in den anderen hineinversetzen zu können oder Mitgefühl für den anderen zu empfinden, wenn dieser sich in einer schwierigen Lage befindet) und der Zufriedenheit mit der Sexualbeziehung (Rosen et al. 2017).

Insgesamt veranschaulichen die Befunde dieses Forschungszugangs, dass das Kind als Auslöser verstanden wird, durch den sich während dieser turbulenten Phase bestimmte Merkmale der Paarbeziehung verschlechtern oder intensivieren. Allerdings wird das Kind nicht konsequent in die Überlegungen miteinbezogen. Daher finden sich keine systematischen Befunde, die einen Einblick liefern, inwiefern Anforderungen des Kindes, aber auch die Verschiebung der Aufmerksamkeit auf Bedürfnisse und Sorgen des Kindes, Merkmale innerhalb der

Paarbeziehung intensivieren oder zumindest anstoßen und inwiefern diese Wechselwirkungsprozesse dann einen Einfluss auf die Partnerschaftsqualität nehmen. Diese Forschungslücke wird in der zweiten Teilstudie der Arbeit inhaltlich aufgegriffen.

Forschungslücke III: *Individuelles elterliches Wohlbefinden am Übergang zur Elternschaft und die Rolle des Kindes*
Im Rahmen von Untersuchungen zu Veränderungen des individuellen Wohlbefindens in der Postpartum Period und auch schon vor und während der Schwangerschaft, wurde das Kind stärker mit in die Analysen einbezogen. Vorranging jedoch, um die Auswirkungen unterschiedlicher Stimmungsschwankungen oder psychischer Auffälligkeiten nach der Geburt (hauptsächlich von Müttern, in selteneren Fällen auch von Vätern) oder im ersten Lebensjahr des Kindes, in Bezug auf die kindliche Entwicklung zu untersuchen (z. B. Schmid et al. 2011; Della Vedova 2014; Paulson et al. 2009; Britton 2011; Grace et al. 2003; Murray und Cooper 1996). Betrachtet wurden überdies vorgelagerte Effekte von pränatal (vor oder während der Schwangerschaft) bestehenden Beeinträchtigungen des elterlichen Wohlbefindens (Depressivität, Stress, Angst) als Entwicklungsrisiken (exzessives Schreien, schwieriges kindliches Temperament, Schlaf- und Fütterstörungen) des Babys, aber auch des späteren Kleinkindalters (z. B. Bergman et al. 2007; Huizink et al. 2002; Wurmser et al. 2006; Petzoldt et al. 2014; Petzoldt et al. 2016; Erickson et al. 2017; Zhu et al. 2014; Davis et al. 2004; Austin et al. 2005; Hentges et al. 2020; Leis et al. 2014; Field et al. 2006). Erhöhte depressive Symptome von Vätern, schon während der Schwangerschaft, erwiesen sich in einer Studie von van den Berg et al. (2009) als relevanter Prädiktor für exzessives Schreien des Babys im Alter von zwei Monaten. Die unterschiedlichen Studien können auf übergeordneter Ebene bestätigen, dass Beeinträchtigungen des Wohlbefindens von Eltern, die bereits vor der Geburt bestehen, ein relevantes Entwicklungsrisiko für das Kind darstellen.

Im Erkenntnisinteresse dieses Forschungsstrangs stehen darüber hinaus unterschiedliche Variablen, die Stress-, Angst- oder Depressionssymptome oder andere individuelle Anpassungsprozesse an diesem Übergang auslösen, moderieren oder verstärken. Es wurden viele unterschiedliche Faktoren untersucht, wie soziodemographische Merkmale (Alter, Bildung, Familienstand) oder psychosoziale Variablen (Psychopathologie vor der Geburt oder Schwangerschaft, soziale Unterstützung, Partnerschaftsqualität) (z. B. Don et al. 2014; Grant et al. 2008; Matthey et al. 2000; Fisher et al. 2019; Silverman et al. 2017; Da Costa et al. 2017). Kingsbury et al. (2015) identifizierten beispielsweise, neben anderen geburts- und schwangerschaftsbezogenen sowie psychosozialen Faktoren, Konflikte in der

Partnerschaft als primären Prädiktor für hohe, auch über die Geburt und den Zeitraum danach, anhaltende mütterliche Depressionswerte. Pinto et al. (2020) fanden wiederum heraus, dass Väter mit erhöhten Depressionswerten während des zweiten Schwangerschaftstrimesters, stärkere Anpassungsreaktionen in der nachgeburtlichen Phase (sechs Monate nach der Geburt) aufwiesen und sich beispielsweise schwieriger an die neue Situation anpassen konnten, als Väter, die keine auffälligen Depressionswerte aufwiesen. Dieser Befund stützt sich auf Studien, die davon ausgehen, dass Veränderungen der Befindlichkeit nach dem Übergang zur Elternschaft (vor allem eine Postpartale Depression) nicht nur ausschließlich auf die Geburt des Kindes zurückzuführen sind, sondern dieses Ereignis oft bereits bestehende Symptome, schon vor oder während der Schwangerschaft bestehende psychische Einschränkungen, verstärkt oder fortsetzt (Swendsen und Mazure 2000). Eine schon während der Schwangerschaft bestehende Depression oder eine depressive bzw. psychopathologische Vorgeschichte erwiesen sich in einigen Studien (neben anderen Faktoren) etwa als zentrales Risiko für eine Depression im Zeitraum nach der Geburt (z. B. Field 2011; O'Hara und Swain 1996; Robertson et al. 2004; Beck 2001; Guintivano et al. 2018; Milgrom et al. 2008). Zudem wurde der Blick vermehrt auf kognitions-psychologische Variablen gelenkt, wie Selbstwirksamkeitserfahrungen beim Stillen und Emotionsregulationsstrategien in dieser Phase tiefgreifender Veränderungen (Haga et al. 2012) sowie der Einfluss von vor der Geburt erwarteten und nach der Geburt erlebten Selbstwirksamkeitserwartungen in der Elternrolle (Gross und Marcussen 2017). Im Zusammenhang mit dem Wohlbefinden trat in einer Studie auf, dass höhere Kontrollüberzeugungen, also die Attribution der Situation als händel- und bewältigbar, niedrigere Angst- und Depressionssymptome im Zeitraum der ersten sechs Monate nach der Geburt des ersten Kindes prädizierten (Keeton et al. 2008). Aber auch Anforderungen des Kindes können das Wohlbefinden der Eltern beeinflussen. Das belegen vor allem Studien zum Schlafverhalten von Eltern, die kindliche Aspekte als Bedingungsfaktoren mit in den Blick nehmen. Das mütterliche Schlafverhalten ist beispielsweise im Zeitraum nach der Geburt durch kindliche Verhaltensanforderungen, wie die durchschnittliche Schlafdauer, gestört, was zu Müdigkeit und Schlafmangel führen kann (Loutzenhiser et al. 2015; Hunter et al. 2009).

Dem Kind kommt in diesem Forschungszugang, im Gegensatz zu Studien zu Veränderungsprozessen innerhalb der Paarbeziehung am Übergang zur Elternschaft, ein stärkerer Fokus zu. Zugleich untersuchen die Studien unterschiedliche Teilelemente wie vorgelagerte Effekte des elterlichen Wohlbefindens, kindliche Anforderungen sowie das Erleben dieser Phase. Insgesamt fehlt es jedoch

an Befunden, die diese unterschiedlichen Elemente in einem Modell zusammensetzen und gemeinsam untersuchen. Dies ermöglicht es herauszufinden, ob bestimmte Zusammenhangsannahmen weiterhin Bestand haben, wenn alle anderen in dieser Zeitspanne als relevant identifizierten Variablen berücksichtigt werden. Die Forschungslücke wird in Teilstudie II bearbeitet.

Überleitung zu Familienstresstheorien

Die Familienentwicklungstheorie lieferte wichtige Anstöße für die Wohlbefindensforschung von Eltern, unter vergleichender Perspektive, aber auch unter einer phasenspezifischen Betrachtungsweise, die unterstellt, dass bestimmte Abschnitte mit höheren Anpassungsanforderungen an Familien einhergehen. In der Verschiebung des Forschungsinteresses auf familiäre Anpassungsprozesse, im Kontext von Übergängen und kritischen Transitionen, liegt gleichzeitig eine gemeinsame Schnittmenge zwischen Familienentwicklungs- und Familienstressperspektive. Strukturveränderungen im Familiensystem, wie Partnerschaftsformierungsprozesse aber auch die Ankunft eines Babys, können über direkte und indirekte Wege zu Stress oder Einschränkungen im Wohlbefinden führen. Dies verdeutlicht, dass die Studien der Familienentwicklungsperspektive stets im Zeichen der Familienstressforschung stehen und hier ein fließender Übergang besteht. Mit einem Gang durch den bestehenden Theorie- und Forschungsstand zu Familien- und Paarstress soll noch einmal ein tieferes Verständnis dafür gewonnen werden, was in einer Belastungssituation auf verschiedenen Systemebenen der Familie passiert, mit besonderem Fokus auf die Paarbeziehung. Die Aufarbeitung des Theorie- und Forschungsstandes von Belastungsprozessen innerhalb von Partnerschaften soll dabei die Grundlage für Zusammenhangsannahmen am Übergang zur Elternschaft bieten. Belastungsprozesse auf individueller Ebene werden im Anschluss im Rahmen der Darstellung von Elternstress herausgearbeitet.

2.3.2 Familienstresstheorien: Was passiert in Familien in belastungsreichen Phasen?

Der Fokus auf kritische Übergänge und unerwartete, krisenhafte Ereignisse eröffnet, wie die Ausführungen verdeutlicht haben, den Bezugspunkt für die Stressforschung und stellt die Nähe zur Familienentwicklungstheorie her (Aldous 1990; Aldous und Klein 1988). Trotz gegebener Differenzmerkmale beider Forschungslinien, besteht die gemeinsame Schnittmenge in der Beschreibung von

Veränderungsprozessen, ausgelöst durch externe Stressoren, wie kritischen Übergängen oder Lebensereignissen, die besondere Anpassungsanforderungen an das Familiensystem stellen (Olson et al. 1988).

Bodenmann (2002) führt in diesem Zusammenhang an, dass insbesondere Carter und McGoldrick (1989) der Brückenschlag zwischen Familienentwicklungstheorie und Stresspsychologie gelungen ist. Sie gehen davon aus, dass Familienstress häufig an den kritischen Phasenübergängen am größten ist und Hilfe- und Therapiebedarf bei der Reorganisation und Bewältigung eben dieser Transitionen nötig werden kann (Carter und McGoldrick 1989). Damit führen sie den Stressbegriff indirekt in ihr Rahmenmodell des Familienzyklus ein. Sie unterscheiden zwischen vertikalen und horizontalen Stressoren. Vertikale Stressoren umfassen intergenerational übertragene Belastungen, Tabus, Verhaltensmuster und Funktionsweisen, beschreibbar als das Gepäck, das Individuen durch das Aufwachsen in einem bestimmten (erweiterten) Familiensystem mit Rollenerwartungen, erlebten Ereignissen, Traumata sowie Verhaltensmustern übernehmen. Horizontale Stressoren hingegen stellen normative Stressquellen und Anforderungen dar, die im Laufe der Zeit und im Zuge des Familienzyklus auftreten, als auch jene unvorhersehbaren Krisen bzw. kritischen Lebensereignisse, wie die Geburt eines behinderten Kindes oder ein unvorhergesehener Todesfall. Der Logik folgend kann sowohl eine Kumulation externer Anforderungen, also Stress auf der horizontalen Achse, eine Familie unter Stress versetzen, als auch ein vergleichsweise weniger einschneidendes Ereignis, das auf eine komplizierte Familienhistorie und somit auf kumulierten Stress auf der vertikalen Ebene trifft. Aus dem Blick darf zugleich auch nicht der erweiterte soziale, kulturelle und politische Kontext, in dem Menschen und insbesondere Familien leben, als Stressquelle geraten, da zwischen Familien beträchtliche ökonomische als auch soziale Unterschiede bestehen können, die wiederum ihr Anforderungspotenzial an Familien stellen (Carter und McGoldrick 1989).

Ausgehend von diesen ersten Anfängen der theoretischen Modellierung von Stressentstehung und Stressverläufen in der Familie, gewann die Stressforschung zunehmend an Relevanz. Insbesondere mit dem *ABCX Model of Family Stress and Adaption* (siehe dazu McCubbin und Patterson 1983a) gelang die Entwicklung eines der ersten umfassenden Stressmodelle, das damals auch bisher bestehende Überlegungen amerikanischer und englischer Ansätze integrierte (Bodenmann 2002). Grundidee des Modells ist, dass ein Stressereignis (A) mit den der Familie zur Verfügung stehenden Ressourcen zur Bewältigung der Krise (B) und der Bewertung bzw. Zuschreibung der Bedeutung des Ereignisses für die Familie

(C), interagiert und dieses Zusammenspiel unterschiedlicher familiärer und äußerer Merkmale darüber entscheidet, inwiefern eine Belastung oder eine Krise (X) entsteht (McCubbin und Patterson 1983a; Schneewind 1999).

Das doppelte ABCX-Model von McCubbin und Patterson (1983a) wiederum berücksichtigt, als Erweiterung des ursprünglichen ABCX-Modells, noch stärker die prozesshafte und rekursive Funktionsweise von Krisen in Familien und differenziert einige Elemente weiter aus (Bodenmann 2002). Analog zum ABCX-Model legen die Autoren zugrunde, dass Stress nicht im Ereignis oder Auslöser selbst liegt, sondern erst als Resultat entsteht, wenn die Belastung oder Spannung nicht adäquat durch die Familie aufgelöst werden kann (McCubbin et al. 1980). Sie gehen jedoch nicht von einem zentralen Stressor aus, der das Familiensystem unter Spannung versetzt, sondern von einem *Pile-Up-Effekt* (aA-Faktor) (McCubbin und Patterson 1983a). Da die Auseinandersetzung der Familie mit Stressoren, jenen Ereignissen oder Gegebenheiten, die eine Veränderung an das Familiensystem stellen (McCubbin et al. 1980; McCubbin und Patterson 1983b), in der Regel über einen längeren Zeitraum erfolgt, tritt der ursprüngliche Stressor mit den zusätzlich entstehenden Anforderungen (Hardships) in Kumulation mit weiteren Schwierigkeiten auf, wie normativen Übergängen, die der Familienentwicklung inhärent sind. Aber auch Konsequenzen der eingesetzten Bewältigungsmechanismen können zusätzliche Spannungen erzeugen, wenn z. B. ein bestimmtes Copingverhalten einer Person von anderen Familienmitglieder abgelehnt wird (Olson et al. 1988; McCubbin und Patterson 1983a, 1983b). Neben der Ausdifferenzierung der Arten von Stressoren, identifizieren sie zugleich unterschiedliche Ressourcenformen (bB-Faktor) und stellen den rekursiven Charakter der Umdeutung (cC-Faktor) bestimmter krisenhafter Ereignisse hervor. Demnach ist nicht nur die individuelle Bedeutungszuschreibung einer Situation zentral für den Copingprozess, sondern auch die Möglichkeit der Umdeutung dieser Situation im Verlauf des Stressprozesses durch die Familie, beispielsweise als Möglichkeit des Wachstums oder als Herausforderung, die im Verlauf als bewältigbar umgedeutet wird (McCubbin und Patterson 1983a). Vor allem das Zusammenspiel aus der jeweiligen Bedeutungszuschreibung, bestehenden Ressourcen und den eingesetzten Strategien zur Belastungsbewältigung geben Aufschluss darüber, wie Familien eine Krise meistern (McCubbin und Patterson 1983a).

Trotz unterschiedlicher Modellvorschläge zu Stress in Familien erwiesen sich vorrangig das ABCX-Model und seine konzeptionellen Überarbeitungen oder Ergänzungen (z. B. Walker 1985; Patterson und Garwick 1994; Patterson 2002; McCubbin 1979; Lavee 1997; Peters und Massey 1983) als direkt anschlussfähig für die empirische Forschung. Gleichzeitig wird deutlich, dass auch hier kognitiven Prozessen und der Bedeutungszuschreibung (Wahrnehmung) der belastenden

Umstände eine wichtige Rolle zukommen. Damit wird der zentrale Gedanke des transaktionalen Stressprozesses aufgegriffen, der in diesem Kontext unterstellt, dass Familien mit stressreichen Phasen unter anderem in Abhängigkeit von der jeweiligen Bewertung oder Wahrnehmung der Situation (z. B. als belastend, bewältigbar oder herausfordernd) umgehen. Wu und Xu (2020) übertragen die zentralen Ideen des ABCX-Models auf die besonders belastungsreiche Situation während der Coronapandemie, in der Familien mit vielfältigen Herausforderungen zu kämpfen hatten. In diesem Kontext stellen sie die wichtige Rolle der Situationswahrnehmung heraus. Wu und Xu (2020) postulieren, dass eine positive Bewertung der Ausnahmesituation (entschleunigend, mehr Zeit für die Familie) den vielen Einschränkungen des öffentlichen und privaten Lebens zum Trotz, in Kombination mit einer stabilen Lebenssituation, hilfreich ist, um die Pandemie als Eltern und Familie besser zu überstehen (ebd.).

2.3.2.1 Das integrative Systemmodell der Familienentwicklung

Im deutschsprachigen Raum sind ebenfalls, in Anschluss an diesen übergeordneten Kontext der Familienentwicklungs- und Familienstresstheorie, wichtige Modelle entstanden. Das integrative Systemmodell der Familienentwicklung (Schneewind 1999; 2002) beispielsweise verbindet systemtheoretische Annahmen mit den Perspektiven der Familienentwicklungs- und Familienstresstheorie zu dem Kerngedanken, „ […] den Familienentwicklungsprozeß [*sic*] als eine Sequenz von entwicklungsbezogenen Stressoren und Ressourcen […]“ (Schneewind 1999, S. 109) zu verstehen. Ausgehend vom konzeptuellen Gerüst der Familienentwicklung gehören zum Familien- und Paarverlauf unausweichliche normative oder nicht-normative Belastungen und Entwicklungsaufgaben, somit *horizontale Stressoren* (Carter und McGoldrick 1989). Genauso bedeutsam sind dabei auch horizontale Ressourcen, also im Zeitverlauf Ausgleich schaffende Ereignisse und Erfahrungen, wie das gemeinsame Durchleben einer Krise oder erlebte soziale Unterstützung, die diese Übergänge erleichtern. Der Umgang mit diesen, im natürlichen Zeitverlauf eingelagerten Schwierigkeiten, wird dabei maßgeblich bestimmt von den, bis zu diesem Zeitpunkt entstandenen vertikalen Stressoren und Ressourcen. Jenen entweder positiven und unterstützenden Erfahrungen, die helfen eine Belastungssituation zu bewältigen. Oder solchen Erfahrungen, Vulnerabilitäten und erlernten Denkmustern, die zur Ausbildung dysfunktionaler oder nicht ausreichender Bewältigungsstrukturen führen. Während des natürlich fortlaufenden Zeitgeschehens werden die horizontalen Stressoren und Ressourcen in die vertikale Ebene integriert und können so die Ausgangsbasis für den Stressumgang verändern. Dabei sind die persönliche Entstehungs- und Lebensgeschichte sowie der sich stets in der

Gegenwart weiter vollziehende Paar- und Familienverlauf eingebunden in vier Systemebenen. Das Individuum selbst stellt eine Einheit dar und lässt sich somit als individuelles System begreifen, das eingebunden ist in das aktuelle Paar- und Familiensystem, aber auch in das Mehrgenerationensystem der jeweiligen Herkunftsfamilie und unterschiedliche extrafamiliäre Systeme (wie das berufliche Umfeld, den Freundeskreis und die gegenwärtige soziale, politische und ökonomische Situation). Vertikalen Stressoren und Ressourcen können aus unterschiedlichen Kontexten und Beziehungserfahrungen stammen. Horizontale Stressoren können diesen unterschiedlichen Systemebenen ebenfalls entspringen (Schneewind 1999). Familie wird unter diesem systemtheoretischen Verständnis als offenes, zielorientiertes, unterschiedlichen Entwicklungsprozessen unterlegenes, selbstregulatives System verstanden (Schneewind 1999). Dahinter verbirgt sich eine systemische Blickrichtung auf familiäre Prozesse, die gekennzeichnet ist von der Idee der *Ganzheitlichkeit* (Schneewind 2019). Familie ist demnach als interpersonales Beziehungsgefüge in seiner Ganzheitlichkeit in den Blick zu nehmen, ohne Scheinwerfer auf einzelne Symptomträger zu werfen. Weiteres Kennzeichen besteht im Verständnis der *Zielorientierung*, sowie der Unterstellung von *Regelhaftigkeit* familieninterner Beziehungs- und Verhaltensmuster als auch der Annahme der *Grenzziehung*. Familien definieren, wo die Systemgrenzen liegen, wer zum Familiensystem gehört und wer nicht. Zugleich unterliegt das Familiensystem *zirkulärer Kausalität*, also der sich stets wechselseitigen Beeinflussung der Mitglieder, bestehend aus Interaktionsverläufen, die durch *positive und negative Rückkoppelung* gekennzeichnet sind. Weitere Charakteristika der systemtheoretisch geprägten Sicht auf Familien ist das der *Selbstorganisation*, der *Homöo- vs. Heterostase*, des *Wandels erster und zweiter Ordnung* sowie die Idee *familienspezifischer interner Erfahrungsmodelle* (Schneewind 2019, 1999).

Verbindungslinien zwischen Familienstress- und Paarstress

Implizit ist den Überlegungen, dass nicht nur ausschließlich die Familie als Analyseeinheit im Mittelpunkt von Stressprozessen steht, sondern auch andere familiäre Teilsysteme. Insbesondere die Paarbeziehung findet sich in den Überlegungen wieder und kann zur Zielscheibe von Stress werden. Ausgehend davon schlagen Schneewind und Wunderer (2013) die Synthese unterschiedlicher theoretischer Modelle in Form eines integrativen Rahmenmodells zur Paarentwicklung vor. Dieses ähnelt in seinen Grundzügen dem integrativen Systemmodell der Familienentwicklung, jedoch betreffen die Kernannahmen im Spezifischen die Paarbeziehung. Das Modell setzt die Ausgestaltung der Paarbeziehung in ein Geflecht unterschiedlicher Bezugseinheiten, denen dabei zugleich, analog zum

Modell der Familienentwicklung, eine zeitliche Dimension inhärent ist. Das aktuelle Beziehungsgeschehen ist, neben dem gegenwärtigen sozialen und materiellen Kontext, individuellen Merkmalen der Partner, wie Persönlichkeitseigenschaften, Werthaltungen, Vorstellungen und dem Lebensstil, abhängig von Ereignissen der Vergangenheit. Das umfasst etwa die bis zu diesem Zeitpunkt gemeinsam erlebte Beziehungsgeschichte. Zugleich aber auch individuelle Beziehungserfahrungen, die ihre Ursprünge in der Herkunftsfamilie und der Ausgestaltung der Partnerschaft bzw. dem Ehemodell der eigenen Eltern finden. Neben dem Blick in die Vergangenheit ist eine Ausrichtung auf die Zukunft für die Ausgestaltung der gegenwärtigen Beziehung bedeutsam (z. B. gemeinsame Zukunftspläne). Als zentrales Kernelement für die Ausgestaltung der Paarbeziehung muss jedoch die Paarkommunikation gesehen werden, in der sich unterschiedliche proximale und distale Einflussmechanismen bündeln und zum Tragen kommen. Inwiefern Paare miteinander kommunizieren, interagieren und miteinander umgehen, hängt von den unterschiedlichen Einflussebenen ab und steht damit in Zusammenhang mit der Partnerschafts- bzw. Ehequalität (Schneewind und Wunderer 2013).

2.3.2.2 Paarstress

Im Zeichen dieser theoretischen Entwicklungslinie, jedoch unter einer stärkeren Bezugnahme auf das transaktionale Stressverständnis nach Lazarus und Folkman (1984), wurde im deutschen Stress- und Copingdiskurs der theoretische und empirische Fokus vermehrt auf die Bedeutung alltäglicher Widrigkeiten (Daily Hassles) und Mikrostressoren gelegt, vorranging um nun dyadische (partnerschaftliche) Stress- und Copingprozesse auf einer Mikroebene verstehen zu können (siehe hierzu z. B. Perrez 1992; Bodenmann 2000; Bodenmann und Perrez 1993; Bodenmann 2002; Bodenmann und Cina 2000; Bodenmann et al. 2007a). Damit rückten insbesondere die Paardyade unter einer systemischen Perspektive, und der gemeinsame Umgang sowie die Bewältigung externer und interner Stressoren auf Paarebene, in den Vordergrund des Erkenntnisinteresses (Bodenmann und Perrez 1991). Einen entscheidenden Beitrag dazu lieferte der Ansatz des dyadischen Copings von Bodenmann (1995a, 2000). Anliegen dieser Arbeiten ist es, den Copingprozess ins Licht von Paardynamiken zu rücken, da diese zentrale zwischenmenschliche Beziehungsform vielfältigen äußeren Stressoren ausgeliefert ist (Bodenmann 2000). Die Logik des Ansatzes kann ebenso auf das gesamte Familiensystem oder andere soziale Gruppen übertragen werden und gilt nicht nur für die Paarbeziehung. Ausgehend von einem systemisch-transaktionalen Verständnis, werden Stress und Belastung nicht unter einer individuumszentrierten Perspektive, sondern als etwas Relationales

zwischen Akteuren betrachtet. Stress in Partnerschaften kann ein dyadisches Phänomen sein, das beide Partner gleichermaßen betrifft (Bodenmann und Perrez 1991; Bodenmann 1995a) und damit eine gemeinsame Bewältigungsaufgabe des Paarsystems darstellt (Milek und Bodenmann 2009). Eine Stressexposition eines Partners kann somit, insofern sie für den anderen spürbar ist, zu einer Belastung und damit zu Veränderungs- und Anpassungsanforderungen des Gesamtsystems führen (Bodenmann und Perrez 1991). Mögliche Stressoren liegen dabei innerhalb oder außerhalb der Dyade. Das können Konflikte, Unstimmigkeiten und Spannungen innerhalb der Partnerschaft sein. Äußere Stresseinwirkungen, wie Makro- oder Mikrostressoren, können beide Partner zeitgleich, zeitlich versetzt oder sequenziell betreffen (Bodenmann 2000).

Maßgeblich für Wirkung und Intensität der belastenden äußeren Einflüsse auf das Paarsystem ist deren Timing bzw. Zeitpunkt des Auftretens. Wie die Familienentwicklungsperspektive bereits veranschaulicht hat, kann ein Stressor in bestimmten Phasen des Paar- und Familienzyklus unterschiedliche Auswirkungen haben. Im Sinne des Pile-up-Effekts (McCubbin und Patterson 1983b) stellt ein Stressor, der mit einem kritischen Phasenübergang und entsprechenden Entwicklungsaufgaben zusammenfällt, deutlich höhere Anpassungsanforderungen an das Paarsystem, als in einer Phase größerer Stabilität (Bodenmann 1995a). Gleichzeitig steuern, in Anlehnung an die Idee der horizontalen Stressoren und Ressourcen (Carter und McGoldrick 1989; Schneewind 1999), individuelle Erfahrungen, Denkschemata, früher gemachte Partnerschaftserfahrungen aber auch die Erfahrungen und die Beziehungsqualität der aktuellen Partnerschaft den Verlauf des aktuellen Paargeschehens und des Stress- und Copingprozesses (Bodenmann 1995a; Bodenmann und Perrez 1991).

Der zentralste Beitrag dieses Forschungsstrangs, der besondere Relevanz für die vorliegende Arbeit besitzt, sind Befunde zur (langfristigen) Wirkung von Stress auf die Partnerschaftsqualität. Ergebnisse dazu stammen aus Analysen zum Zusammenspiel von Stress, individuellen sowie auf Paarebene angesiedelten Variablen und deren Wirkung auf unterschiedliche Aspekte der Partnerschaft, wie der Partnerschaftszufriedenheit bzw. -qualität. Vor diesem Hintergrund ist grundsätzlich von einem negativen Zusammenhang zwischen Stress und verschiedenen Aspekten des Paarsystems auszugehen (Bodenmann 2001, 2000). Kernannahme ist, dass es Paaren unter Stress nicht gelingt, wichtige Kompetenzen für das Gelingen der Partnerschaft aufrechtzuerhalten. Vier Stellgrößen sind dabei von besonderer Wichtigkeit, die, wenn sie nicht aufrechterhalten werden können bzw. sich in dysfunktionale Mechanismen verwandeln, die Partnerschaftsqualität beeinträchtigen. Das ist das Ausmaß der gemeinsam verbrachten Zeit, eine Verschlechterung der Kommunikation, gesundheitliche Beeinträchtigungen

durch Stress, die auf die Paarebene rückwirken und letztlich auch eine Freisetzung nachteiliger Persönlichkeitseigenschaften (Bodenmann 2013). Stress entfaltet so seine destruktive Wirkung, indem er unterschiedliche Ebenen des Paarsystems vulnerabilisiert und für die betroffenen Paare als Sog in die Negativität wirkt (Bodenmann 2000, 1995b). Im Folgenden sollen beispielhaft zwei Stressszenarien skizziert werden.

Eine Reaktion auf eine Belastungssituation kann darin bestehen, sich zurück zu ziehen, sich gegenseitig zu verschließen oder kann in erhöhter Reizbarkeit und negativer verbaler und paraverbaler Kommunikation (z. B. Sticheleien, Vorwürfen, Abwertungen, Kritik) resultieren (Bodenmann 2000). Die Kommunikationsqualität nimmt unter Stress ab, es fällt schwer den anderen zu verstehen, auf ihn einzugehen und ihm Wertschätzung entgegen zu bringen, was eine emotionale Distanzierung bewirkt (Bodenmann 2013). Ein Schlüsselfaktor, der ebenfalls zu einer Abnahme der Partnerschaftsqualität in Belastungssituationen führt, ist ein Mangel an gemeinsam verbrachter Zeit (Milek und Bodenmann 2017). Dadurch fehlen dem Paar wertvolle Momente der Intimität, Regeneration, der emotionalen Kommunikation sowie Möglichkeiten der sexuellen Begegnung. Das Wir-Gefühl kommt schleichend abhanden, so dass Intimität und Nähe des Paares abflachen (Bodenmann 2013). Insbesondere Paare mit kleinen Kindern stellen eine Risikogruppe für solche Belastungsprozesse dar. In dieser Lebensphase ist die Zeit für Zweisamkeit und Intimität eng bemessen, durch die ständige Anwesenheit der Kinder und gleichzeitige Bewerkstelligung des Alltags (Milek und Bodenmann 2017).

Befunde zum Einfluss von Stress und Merkmalen der Beziehung auf die Partnerschaft

Die direkten Auswirkungen von Stress auf die Partnerschaft können zwei Studien bestätigen. Ein Befund belegt, dass Stress zum Beispiel, unter Kontrolle psychischer und somatischer Symptome sowie der Partnerschaftsqualität, einen direkten Effekt auf sexuelle Probleme in der Paarbeziehung hat (Ledermann et al. 2010) bzw. ein hohes subjektives Stresserleben zur Reduzierung sexueller Aktivität führt (Bodenmann et al. 2010). Daneben belegen Studienbefunde die Annahme, dass bestimmte in der Paarbeziehung selbst liegende Merkmale, wie unterschiedliche Kommunikations- und Interaktionsformen (*Relationship Behaviors*) (Rauch-Anderegg et al. 2020), eng mit der Partnerschaftszufriedenheit zusammenhängen und diese prädizieren. Zunächst auch unabhängig davon, ob sich Paare in einer besonderen Belastungssituation befinden. Das heißt, auch ohne den diese Wirkmechanismen verstärkenden Stresskontext, hängt die Partnerschaftsqualität eng mit Merkmalen des gegenseitigen Umgangs, Verständnisses, der

Nähe, Intimität sowie dem Kommunikations- und Interaktionsverhalten zusammen (z. B. Braithwaite et al. 2011; Hiew et al. 2016; Yoo et al. 2014; Young und Curran 2016; van Lankveld et al. 2018; Moore et al. 2001; Gordon und Chen 2016; Leuchtmann et al. 2019). Meeks et al. (1998) nennen diese Beziehungsmerkmale *Relational Constructs* und identifizieren, dass das empfundene Verständnis durch den jeweiligen Partner oder die Partnerin und dessen Vermögen sich in die Gefühle des anderen hineinzuversetzen, ein wichtiges Element für eine gelingende Paarbeziehung ist. MacNeil und Byers (2005) wiederum zeigen: hohe sexuelle und nicht-sexuelle Selbstoffenbarung und Kommunikation führen, insbesondere bei Frauen, zu einer größeren emotionalen Nähe dem Partner gegenüber, was zu einer höheren Zufriedenheit mit dem Sexualleben beiträgt. Die wichtige Rolle der sexuellen Selbstoffenbarung beziehungsweise der offenen Kommunikation über sexuelle Bedürfnisse für die Zufriedenheit mit dem Sexualleben konnte in anderen Studien bestätigt werden (Rehman et al. 2011; Montesi et al. 2010).

Im speziellen Kontext von Paarstress untermauern Studienbefunde ebenfalls den engen Zusammenhang von Merkmalen der Paarbeziehung bzw. Relationship Behaviors und der Partnerschaftsqualität. Externer Stress überträgt sich auf die Partnerschaft und löst Belastungen in der Paarbeziehung aus bzw. verstärkt negative Mechanismen (in diesen Studien zusammengefasst unter dem Begriff *Relationship Stress*) (Falconier et al. 2015; Ledermann et al. 2010). Relationship Stress meint in diesem Zusammenhang unterschiedliche, sich unter Belastung dynamisierende negative Verhaltensweisen innerhalb der Paarbeziehung, wie zum Beispiel zunehmende Konflikte, Streitigkeiten, sich vernachlässigt zu fühlen, reduzierte Intimität und Nähe. Die Zunahme dieser Partnerschaftsprobleme führt schließlich zu einer Abnahme von Partnerschaftsqualität (Falconier et al. 2015; Ledermann et al. 2010). Bodenmann et al. (2007b) stellen diese Zusammenhänge überdies für die Funktionsfähigkeit der Sexualbeziehung fest. Eine hohe externe Stressexposition führt zu Spannungen innerhalb der Paarbeziehung, was letztlich nicht nur zu einer niedrigeren Partnerschafts- und Sexualzufriedenheit führt, sondern ebenso zu reduzierter sexueller Aktivität und höherer Dysfunktionalität in der Sexualbeziehung. Unter finanziellen Belastungen lassen sich ähnliche Wirkmechanismen erkennen. Finanzielle Belastung kann in diesem Fall als besondere Belastungssituation für eine Paarbeziehung verstanden werden und entfaltet ihre Wege über eine höhere gegenseitige Aggressivität und hat insbesondere für Frauen einen negativen Effekt auf die Partnerschaftszufriedenheit (Falconier und Epstein 2010). Dagegen ist es für Paare, die in einer konfliktreichen Situation ein höheres Maß an Achtsamkeit und Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse des jeweils anderen (*Mindfulness*) aufweisen, leichter, positive Gefühle gegenüber

dem Partner oder der Partnerin aufrechtzuerhalten. Sie erleben zugleich weniger negative Emotionen (Barnes et al. 2007).

Zusammenfassend belegen die verschiedenen Befunde zunächst grundsätzlich, dass Merkmale des Interaktions- und Kommunikationsverhaltens von Paaren Einfluss auf die Partnerschaftsqualität nehmen. Im spezifischen Kontext der Stressforschung hat sich zudem abgezeichnet, dass Belastungen dysfunktionale Mechanismen verstärken bzw. die Aufrechterhaltung positiver Umgangsformen und positiven Beziehungsverhaltens unter Stress oft nicht gelingt und die Partnerschaftsqualität einschränkt. Diese zentrale Annahme, dass Stress einen vulnerabilisierenden Kontext schafft und damit den Nährboden für Partnerschaftskonflikte sowie dysfunktionale Interaktions- und Verhaltensformen innerhalb der Paarbeziehung bereitet und letztlich das Wohlbefinden hinsichtlich der Partnerschaft unterminiert, hat Bodenmann (2002) in einer stressorientierten Perspektive auf das Familiensystem übertragen und spannt damit den Bogen zurück zu den Familienstresstheorien.

2.3.2.3 Familienstress

Diesem theoretischen Zugang zufolge bewegt sich Familie in einem komplexen Spannungsfeld unterschiedlicher Anforderungen, wie strukturellen Bedingungen (z. B. sozialpolitischen Unterstützungsmaßnahmen für Familien), objektiven physikalischen Belastungen (knapper Wohnraum, Lärmbelästigung) aber auch alltäglichen Stressoren (Vereinbarkeit von Beruf und Familie, drohende Arbeitslosigkeit), die Familien stetig formen und verändern (ebd.). Dabei ist insbesondere die aktive Familienphase mit einem erhöhten Belastungsausmaß für Eltern assoziiert, ähnlich zu den Annahmen der *Rushhour des Familienzyklus* (Panova et al. 2017). Diese mittlere Lebenshälfte ist nicht nur gekennzeichnet durch die Familiengründung und Anforderungen in der Betreuung und Erziehung der Kinder, sondern fällt zugleich auch mit erhöhten Anforderungen im Berufsleben zusammen, wie der Etablierung der Karriere sowie beruflichen Verpflichtungen bei der gleichzeitig zu lösenden Vereinbarkeitsfrage von Familie und Beruf. In dieser Lebensphase sind Eltern somit unterschiedlichen Stressquellen ausgesetzt. Vor allem familienexterne Stressoren spielen eine zentrale Rolle für Belastungsprozesse in Familien (Bodenmann 2002). Zu den familienexternen Stressoren zählen beruflicher Stress, finanzielle Belastungen sowie mangelnde externe Kinderbetreuung. Analog zu den Erkenntnissen der Forschung zu Paarstress und dyadischem Coping besteht hier die Annahme, dass familienexterne Stressoren primär auf die Eltern- bzw. Paarebene einwirken und bestimmte Kompetenzen unterminieren, beziehungsweise negative Merkmale der Beziehung verstärken (ebd.). Unter Stress gelingt es den Paaren schlechter, positive Interaktions- und

Umgangsformen aufrechtzuerhalten oder Zeit miteinander zu verbringen, was nicht zuletzt zu einem erhöhten Konfliktpotenzial in der Partnerschaft führt. Die Entfremdung und die Unstimmigkeiten in der Paarbeziehung der Eltern begünstigen schließlich eine Negativdynamik im gesamten Familiensystem (Bodenmann 2002). Je mehr äußerer Stress auf die Familien einwirkt, umso weniger Bewältigungskapazitäten stehen zur Verfügung, alltägliche Widrigkeiten, aber auch phasentypische Entwicklungsaufgaben bzw. familieninterne Anforderungen zu meistern. Familienrelevanter externer Stress stellt damit den Nährboden für Belastungsverläufe innerhalb der Familie dar. Der Stress bahnt sich den Weg in die Familie, in dem sich die Spannungen bzw. die Stressbelastung des Elternsystems primär auf das Familienklima übertragen. Ein angespanntes Familienklima wiederum ist ein ungünstiger Ausgangspunkt für die kindliche Entwicklung, da Eltern weniger emotional verfügbar sein können, weniger Zeit für ihre Kinder haben oder Paarkonflikte offen vor den Kindern ausgetragen werden (Bodenmann 2002). Damit verwebt dieser Ansatz noch einmal spezifischer die unter Stress stattfindenden Prozesse innerhalb der Paarbeziehung mit Wirkmechanismen, die in der gesamten Familie freigesetzt werden und bettet die Annahmen zu Paarstress in den Gesamtkontext des Familienstresses ein.

2.3.2.4 Paar- und Familienstress als Entwicklungsrisiko für die kindliche Entwicklung

Ausgehend von den geschilderten Befunden der Paar- und Familienstressforschung, haben sich unterschiedliche Studien mit dadurch entstehenden Entwicklungsrisiken für Kinder beschäftigt. Als besonders ungünstig für die kindliche Entwicklung haben sich elterliche Spannungen (*Interparental Conflict*s) und ein inadäquates Erziehungsverhalten der Eltern herausgestellt (z. B. Bodenmann 2002; Zemp et al. 2016a; McIntosh 2003). Ein zentrales Erkenntnisinteresse der Forschung liegt, vor diesem Hintergrund, vor allem auf der Wirkungsweise elterlicher Konflikte bzw. Verstörungen auf Paarebene auf die kindliche Entwicklung (z. B. Davies et al. 2019; Davies et al. 2006; Rhoades 2008; Zemp et al. 2019, 2018; Zemp et al. 2016c; Zemp 2014; Schoppe-Sullivan et al. 2007; Papp et al. 2004; Camisasca et al. 2016; Zimet und Jacob 2001; Katz und Gottman 1993; Camisasca et al. 2019; Fishman und Meyers 2000). Primär vor dem Erkenntnisstand, dass destruktive, offen vor dem Kind ausgetragene Paarkonflikte maßgebliche Kurz- und Langzeitfolgen für die kindliche Entwicklung haben (Zemp und Bodenmann 2015). Einige Befunde deuten sogar darauf hin, dass die Paarbeziehung der Eltern nicht nur unmittelbare Effekte auf die Ebene des Kindes hat, sondern vorgelagerte Einflüsse der Partnerschaft einen Nährboden für

die spätere Entwicklung des Kindes bilden (Schoppe-Sullivan et al. 2007; El-Sheikh et al. 2015; Howes und Markman 1989). In einer Studie von Mannering et al. (2011) prädizieren Ehekonflikte beispielsweise prospektiv Schlafprobleme des Kleinkindes im Folgejahr. Insgesamt untermauern die Studien den negativen Effekt von Unstimmigkeiten auf der Paarebene für das Kind.

Parallel dazu befassen sich Studien allgemeiner mit Wirkmechanismen, die in familiären Belastungssituationen aktiv sind und einen ungünstigen Ausgangspunkt für die kindliche Entwicklung schaffen. In ihrem integrativen Modell zum Zusammenhang zwischen Stress der Eltern und kindlichem Problemverhalten nehmen Cina und Bodenmann (2009) an, dass Elternstress direkt, zugleich aber auch indirekt, vermittelt über weitere Risikofaktoren, kindliches Problemverhalten begünstig. Dementsprechend zeigt die Studie, dass elterlicher Stress einen deutlichen Teil der Varianz kindlichen Problemverhaltens aufklärt, zugleich aber auch über weitere, in der Familie liegende Risikofaktoren, wie das Erziehungsverhalten, eine negative Paarkommunikation und schlechteres elterliches Befinden vermittelt wird (ebd.). Andere Studien bestätigen die negative Übertragung von elterlichem Belastungserleben oder Paarstress, teilweise vermittelt über weitere in der Familie liegende Negativdynamiken, wie das elterliche Erziehungsverhalten, das Familienklima oder elterliche Kognitionen (Selbstwirksamkeitserwartungen in der Elternrolle, negative Attributionen des kindlichen Verhaltens oder erlebte elterliche Belastung) auf die kindliche Entwicklung (z. B. Soltis et al. 2015; Tang et al. 2016; Assel et al. 2002; Lefmann und Combs-Orme 2014; Crnic et al. 2005; Calzada et al. 2019; Vahedi et al. 2019; Tichovolsky et al. 2013; Kaczynski et al. 2006; Gerdes et al. 2007; Ahun und Côté 2019; Teti und Crosby 2012; Burt et al. 2005; McCarty und McMahon 2003; Beckerman et al. 2018; Vries et al. 2011; Feldkötter et al. 2019; Ulrich und Petermann 2017; Kötter et al. 2010; Kliem et al. 2014; Grant et al. 2003). Dabei darf nicht in Vergessenheit geraten, dass der gemeinsame Stressumgang der Eltern in einer Belastungssituation auch eine wichtige protektive Wirkung für das Kind entfalten kann (Zemp et al. 2016b; Gabriel und Bodenmann 2006a). Insgesamt bestätigen diese Befunde, dass unterschiedliche familiäre und elterliche Variablen und das spezifische Zusammenwirken derselben einen wichtigen Ausgangspunkt für kindliche Anpassungsschwierigkeiten und das kindliche Wohlbefinden bilden.

Die Risikoforschung, primär im Kontext der Frühen Hilfen, beschäftigt sich ebenfalls mit der Frage, welche familiären belastenden Lebensumstände und Risiken langfristig die Entwicklung von Kindern beeinträchtigen können und welche Konstellation von Faktoren und schwierigen Bedingungen dabei ein besonders hohes Entwicklungsrisiko für Kinder bedeutet (Heilig 2014). Dieser Forschungsstrang steht jedoch im Zeichen der Früherkennung von Kinderschutzverläufen

und ist damit präventiv orientiert, um Risikokonstellationen in belasteten Familien rechtzeitig erkennen und Kindeswohlgefährdungen abwenden zu können (Buschhorn 2018). Die Forschung zu Familien- und Paarstress versucht, in Abgrenzung dazu, Negativdynamiken in der Familie aufzudecken, die eine Belastungssituation oder Stress auslösen können, aber nicht zwangsläufig in den Gefährdungsbereich fallen. Ansatzpunkt der Risikoforschung ist ein Risiko- und Schutzfaktorenkonzept, das einerseits von auf unterschiedlichen Ebenen des Umwelt-, Eltern- und Familiensystems eingelagerten Risikofaktoren bzw. Stressoren ausgeht, die die kindliche Entwicklung negativ beeinflussen können. Gleichzeitig bestehen aber auch umwelt-, familien- und kindbezogene Schutzfaktoren, die vor dem Hintergrund belastender Lebensumstände eine risikomildernde oder protektive Funktion entfalten können (Wustmann 2004). Das komplexe Zusammenspiel der belastenden und protektiven Bedingungen, also zugrundeliegende Wirk- bzw. Schutzmechanismen, liefert dann einen Erklärungshorizont für kindliche Entwicklungsverläufe in belasteten Lebenslagen. In diesem Verständnis wird Schutzfaktoren eine stärkere Schlüsselfunktion zugewiesen, als im Modell des Familienstresses, der Annahme folgend, dass risikoabmildernde bzw. protektive Bedingungen die Bewältigung belastender Lebensumstände für das Kind erleichtern und dann ein geringeres Risiko für das Kind besteht, eine Störung zu entwickeln (Wustmann 2004). Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch, weshalb manche Kinder trotz belastender Lebensumstände keine psychischen Beeinträchtigungen oder Schwierigkeiten in der Verhaltensanpassung entwickeln, also eine hohe psychische Widerstandsfähigkeit aufweisen (Wustmann 2004). Diese Anpassungsfähigkeit von Individuen im Spannungsfeld zwischen widrigen Lebensbedingungen und protektiven Faktoren (Fegert und Resch 2012) wird in der Fachliteratur unter dem Begriff der *Resilienz* aufgeführt (z. B. Mergenthaler 2012; Bucher 2011; Wustmann 2004; Heilig 2014; Holtmann und Schmidt 2004; Petermann und Petermann 2005). Analog zu den Wirkprozessen, die die Paar- und Familienstressforschung vorschlagen, muss auch hier davon ausgegangen werden, dass nicht die reine Addition von Risiko- und Schutzfaktoren entscheidend ist für kindliche Entwicklungsprozesse. Vielmehr wirken Risikofaktoren bzw. Stressoren oftmals über komplexe Schutz- und Risikomechanismen. Das können verschiedene vermittelnde Variablen sein, wie unterschiedliche elterliche Verhaltensweisen (z. B. die mütterliche Responsivität) (Wustmann 2004; Heilig 2014; Holtmann und Schmidt 2004).

2.3.2.5 Kindeffekte auf die Paarbeziehung

Primär wurde somit von einer Stresswirkung der Eltern auf die kindliche Entwicklung ausgegangen. Dabei wurde das Zusammenspiel elterlicher bzw.

familiärer Faktoren betrachtet, die einen negativen Ausgangspunkt für kindliche Entwicklungsprozesse bilden können. Die frühkindliche Risikoforschung legt beispielsweise den Schwerpunkt auf kontext- und elternbezogene Belastungspotenziale wie Armut, Substanzmittelabhängigkeit, frühe Elternschaft oder psychische Erkrankungen[5] als Risikofaktoren kindlicher Entwicklung. Unter diesem Forschungsverständnis wird allerdings zugleich davon ausgegangen, dass kindliche Merkmale einen entscheidenden Belastungsfaktor für Eltern darstellen können (Kries und Haack 2016). Das kann ein schwieriges kindliches Temperament sein, aber auch Probleme des Kindes bei der Bewältigung altersspezifischer Entwicklungsaufgaben, die sich z. B. im ersten Lebensjahr in Form von Schlaf- oder Fütterproblemen sowie exzessivem Schreien äußern können (Kindler und Künster 2013; Kries und Haack 2016). Andere Studien bestätigen, dass in Belastungs- und Stressprozessen ebenso ein Zusammenhang vom Kind auf die Eltern oder die Paarbeziehung besteht (Zemp et al. 2016d; Deater-Deckard 1998). Eine ADHS-Symptomatik des Kindes kann beispielsweise auf die Paarebene zurückwirken und Paarstörungen begünstigen (Zemp 2018).

Das stresstheoretische Modell der Familienentwicklung identifiziert Kinder ebenfalls als einen familieninternen Stressfaktor mit hoher Wichtigkeit, insbesondere für die Paarbeziehung der Eltern (Bodenmann 2002). Forschungen der letzten Jahre konnten belegen, dass Kinder oder Anforderungen und Belastungen durch das Kind, Stress für die Paarbeziehung bedeuten und die Partnerschaftsqualität negativ beeinflussen können (z. B. Glenn und McLanahan 1982; Umberson et al. 2005; Belsky et al. 1991; Heaton 1990; Waite und Lillard 1992; Ahlborg et al. 2009). Ähnlich wie am Übergang zur Elternschaft, befassen sich diese allgemeinen Studien jedoch weniger systematisch mit dem Zusammenspiel des Kindes als Stressfaktor und den zwischengeschalteten Merkmalen der Beziehung, die sich unter Stress oftmals verstärken und schließlich einen Einfluss auf die Qualität der Partnerschaft haben. Als eine der wenigen Studien bauen Zemp et al. (2017) in diesem Zusammenhang direkt auf der zentralen Annahme der Paar- und Familienstressforschung auf. Sie gehen davon aus, dass das Kind einen relevanten Belastungsfaktor für die Paarbeziehung darstellt. Effekte kindbezogenen Stresses wirken sich jedoch nicht nur direkt auf die Partnerschaftszufriedenheit aus, sondern werden durch Relationship Behaviors mediiert. Im allgemeinen Modell des Paarstresses wurde insbesondere das Kommunikationsverhalten, als ein Merkmal innerhalb der Paarbeziehung

[5] *Eickhorst et al. 2016 geben in diesem Zusammenhang einen knappen Überblick über bisher gut belegte familiäre Risikofaktoren.*

identifiziert, welches sich unter Belastung verschlechtert und schließlich die Partnerschaftsqualität unterminiert. Deshalb nehmen die Autoren und Autorinnen an, dass kindbezogener Stress die Kommunikationsqualität auf Paarebene stört und dies zu einer Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit führt. Die Ergebnisse der Studie bestätigen letztlich, dass kindbezogener Stress (*Child Related Stress*) einen direkten negativen Effekt auf die Partnerschaftszufriedenheit hat und diese reduziert. Zugleich wird dieser Zusammenhang teilweise über ein verschlechtertes Kommunikationsverhalten auf Paarebene vermittelt (Zemp et al. 2017). Cui und Donnellan (2009) untermauern mit ihren Befunden die Annahme, dass Belastungssituationen, die in direktem Zusammenhang mit dem Kind stehen, Kompetenzen in der Partnerschaft unterbinden können und einen negativen Einfluss auf die Partnerschaftszufriedenheit haben. Sie gehen davon aus, dass die Erziehung von Jugendlichen, durch dahinterliegende Ablösungsprozesse, eine besonders schwierige Phase für Eltern und entsprechend für die elterliche Paarbeziehung darstellt. Letztlich belegen die Ergebnisse, dass dieser Stresskontext Konflikte über die Erziehung der Heranwachsenden zwischen den Paaren verstärkt, was zu einer Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit führt (Cui und Donnellan 2009). Das Kind als Anhaltspunkt für elterliches Wohlbefinden zu verstehen, erkennen auch Prime et al. (2020) in ihrem theoretischen Familienmodell an. Dieses setzt sich auf übergeordneter Ebene mit der Frage auseinander, was in Familien in besonderen Belastungsphasen geschieht. Ausgangspunkt stellt dabei der spezifische Belastungskontext der Coronapandemie dar, da die Pandemie viele Fragen und Risiken aufwirft, die in Bezug auf das Wohlbefinden von Kindern und Eltern reflektiert werden müssen. Sie stellen allerdings etwas stärker die gegenseitige Bezüglichkeit der Kind- und Eltern-Ebene heraus, da sie davon ausgehen, dass sich die durch den pandemiebedingten Belastungskontext entstehenden Negativdynamiken zwischen Eltern und Kind gegenseitig verstärken (Prime et al. 2020).

Als zentrale Erkenntnis lässt sich abschließend zusammenfassen: Äußere Anforderungen (externer Stress) führen häufig zu einer Verstörung des Paar- und Familiensystems. Einzelne Mitglieder des Familiensystems sind gereizter, dies wirkt sich auf Teilsysteme der Familie aus (z. B. Paarbeziehung) und befördert Konflikte zwischen den Partnern. Paare haben weniger Zeit füreinander, weniger Verständnis, streiten mehr und fühlen sich zunehmend unzufriedener in der Beziehung. Das färbt wiederum auf das Klima der Familie ab. Weiterhin wird der Umgang mit dem Kind als schwieriger wahrgenommen, das Erziehungsverhalten verändert sich und diese unterschiedlichen familieninternen Gegenspieler bereiten eine ungünstige Ausgangslage für die kindliche Entwicklung. Eltern geraten

letztlich in einen Negativstrudel, der seine Kreise in das gesamte Familiensystem zieht (Bodenmann 2002).

Obwohl sich in den letzten Textpassagen bereits andeutete, dass Kinder Belastungsquellen für Eltern bedeuten können, soll im Folgenden noch einmal detaillierter auf Modelle und empirische Befunde eingegangen werden, die das Kind (kindliche Merkmale, Verhaltensaspekte) stärker als Ausgangspunkt und weniger als Ergebnis von familiären Belastungsprozessen betrachten. In diesen Modellen und empirischen Befunden verlagert sich der Fokus vor allem auf individuelle Belastungsprozesse. Das heißt, es wird primär ausgeleuchtet, inwiefern Anforderungen durch das Kind Einfluss auf das individuelle Wohlbefinden von Müttern und Vätern nehmen und welche mütterlichen und väterlichen Merkmale (z. B. Kognitionen) dabei zentrale Schrittmacher für das Belastungslevel darstellen. Variablen, die in den Analysen betrachtet werden, sind beispielsweise das elterliche Stressniveau, die Depressivität oder Angstsymptome. Partnerschaftsrelevante (Partnerschaftszufriedenheit) oder auf Systemebene angesiedelte Wohlbefindensaspekte (Familienklima) stehen nicht im zentralen Erkenntnisinteresse. Damit bewegt sich diese Forschungslinie weg von den systemischen Annahmen der Paar- und Familienstressforschung und betrachtet vorranging intraindividuelle Belastungsmechanismen. Die im folgenden Abschnitt gewonnenen Erkenntnisse sollen später in Teilstudie zwei aufgegriffen und als Ausgangspunkt für Annahmen zu Anpassungsleistungen individuellen Wohlbefindens am Übergang zur Elternschaft genommen werden.

2.4 Das Eltern-Belastungs-Modell

Modelle zu Stress bzw. zur Belastung spezifisch in der Elternrolle stellen, im Gegensatz zu den bisher skizzierten Ausführungen, die gegenseitige Bezüglichkeit elterlicher Belastung und kindlicher Merkmale stärker heraus. Mash und Johnston (1990) beispielsweise betrachten Elternstress als *Parent-Child Interactive Stress* und gehen davon aus, dass insbesondere in Familien mit Kindern mit ADHS die dysfunktionalen und auffälligen Verhaltensweisen des Kindes Hauptauslöser für elterliche Belastung bzw. für Parent-Child Interactive Stress darstellen (Mash und Johnston 1990). Gleichzeitig erachten sie elterliche Kognitionen, wie Selbstwirksamkeitserwartungen, eigene Kindheitserfahrungen oder die Attribution des kindlichen Verhaltens als wichtige Mediatoren zwischen den Anforderungen des Kindes und dem Stress, der im Rahmen der Eltern-Kind-Interaktion entstehen kann. Attribuieren Eltern dem Verhalten ihres Kindes zum Beispiel negative Absichten, kann sich das in einer stärker belasteten

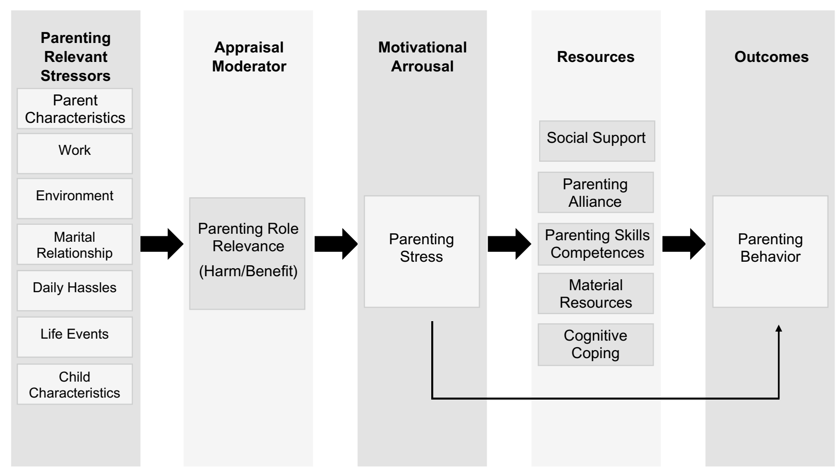
Eltern-Kind-Beziehung äußern (Mash und Johnston 1990) oder in strikterem Erziehungsverhalten dem Kind gegenüber äußern (Petrenko et al. 2016).

Das Parenting Stress Model, bzw. das theoretische Modell zur elterlichen Belastung (siehe Abbildung 2.2, am Ende des Kapitels) betrachtet kindliche Merkmale ebenfalls als einen möglichen Auslöser für Elternstress und greift das, bei Mash und Johnston (1990) formulierte, zentrale Element der elterlichen Kognitionen, als vermittelnde Größe zwischen den äußeren Anforderungen und dem eigentlichen Belastungserleben bzw. dem elterlichen Verhalten, auf (Abidin 1990). Das Modell knüpft daneben an den transaktionalen Stressansatz an und überträgt die generellen Stressannahmen auf die spezifische Form des Elternstresses (Abidin 1992). Zudem fußt die theoretische Modellierung zu Elternstress auf dem Modell von Belsky (1984) – dieses beschäftigt sich mit Einschränkungen der elterlichen Erziehungsfähigkeit – und auf Webster-Strattons (1990) Prozessmodell, das Stressoren formuliert, die das Erziehungsverhalten einschränken können. Die Modelle beschreiben damit kindliche, soziale, individuelle und kontextbedingte Determinanten zur Erklärung der Entstehung eines eingeschränkten elterlichen Erziehungsverhalten. Insgesamt baut die Theorielinie zu Annahmen über Faktoren, die das elterliche Erziehungsverhalten (*Parenting*) beeinflussen, stets auf dem Grundgedanken auf, dass die Eltern-Kind-Beziehung zwar in unterschiedliche proximale und distale Kontexte eingebettet ist, aber vor allem kindliche Merkmale oder Verhaltensweisen einen wichtigen proximalen Ausgangspunkt für elterliches Verhalten darstellen (z. B. Kotchick und Forehand 2002; Lerner et al. 2002; Dix 1991; Putnam et al. 2002). Das Eltern-Belastungsmodell geht analog dazu von einem komplexen Zusammenspiel aus sozialen, elterlichen, kindlichen, motivationalen und kognitiven Faktoren aus, die zu Parenting Stress (Eltern- bzw. Erziehungsstress) führen, und legt für das Belastungserleben der Eltern einen wichtigen Fokus auf kindliche Charakteristika (Abidin 1992). Stress, den Eltern erleben, setzt sich damit aus verschiedenen Bausteinen zusammen, einerseits aus elterlichen Merkmalen (Psychosomatik) und andererseits kindlichen Charakteristika (Anforderungen des Kindes, Temperament, Anpassungsfähigkeit). In Wechselwirkung mit externen Merkmalen der Lebenssituation (ökonomische Situation, Bildungsniveau) können sich ungünstige elterliche und kindliche Dynamiken verstärken und letztlich zu einem eingeschränkten Erziehungsverhalten führen (Morgan et al. 2005). Das Erziehungsverhalten stellt in diesem Zusammenspiel weiterführend einen zentralen Faktor für die Entwicklung des Kindes dar, wie Studien belegen (Cina und Bodenmann 2009; Guthermuth-Anthony et al. 2005). Mulsow et al. (2002) bestätigen den prädiktiven Charakter elterlicher, kindlicher und kontextueller Merkmale auf das elterliche Stresserleben in einer prospektiven Längsschnittstudie vom ersten bis zum dritten Jahr des Kindes.

Der Ansatz zu Parenting Stress führt das Stresskonstrukt jedoch, im Gegensatz zu den beschriebenen Vorarbeiten, als eigenständiges Element ein: als Auslöser für ein eingeschränktes Erziehungsverhalten. Stress stellt in dieser theoretischen Modellierung eine messbare Größe dar, nämlich ein subjektives Belastungserleben, in dem sich die Evaluation unterschiedlicher Stressoren in einem, von den Stressauslösern an sich zu unterscheidenden, Belastungs- oder Stressempfinden bündeln. Im Sinne einer psychologischen Variable, die sich mit einem Erhebungsinstrument messen lässt. Analog zum transaktionalen Stressmodell stellen Kognitionen, hier jedoch spezifisch die elterlichen Kognitionen und Überzeugungen über die Elternrolle (*Parental Cognitions*), ein Schlüsselelement des Stressprozesses dar (Abidin 1992). Stress entsteht als Evaluation oder Bewertung (Appraisal) externer Stressoren vor dem Selbstverständnis der Elternrolle (*Parenting Role*). Damit ist ein internales Arbeitsmodell als Mutter oder Vater (*Internal Working Model*) gemeint, das bestehende Ansichten, Kognitionen, Werthaltungen über sich selbst als Mutter oder Vater (*Parental Cognitions and Beliefs*) enthält, also das Erleben des Selbst in der Elternrolle umfasst (Abidin 1992). Diese Werthaltungen, Kognitionen und Ansichten stellen im Modell, neben dem Stress, eine eigene Variable dar, die Parenting Role-Variable. Dieses Selbstverständnis als Mutter oder Vater bzw. das spezifische Erleben der Situation als Mutter oder Vater (*Self-as-Parent*) fungiert als Mediator oder vermittelnde Variable zwischen den externen Belastungsquellen und der eigentlichen Stressreaktion (Abidin 1992). Ausgehend von diesen theoretischen Annahmen legten Studien einen Analysefokus auf unterschiedliche kindliche Verhaltensanforderungen und -auffälligkeiten, die Parenting Stress, häufig aber auch Depressivität, verursachen. Andere Studien beschäftigten sich mit den vermittelnden, intraindividuellen Variablen auf Elternebene, die das Ausmaß des Stresses oder der Belastung mitsteuern.

2.4.1 Kindliche Verhaltensanforderungen als Belastungsquelle für Eltern

Eine große Anzahl an Studien betrachtet die direkten Auswirkungen kindlicher Verhaltensanforderungen und -auffälligkeiten als zentrale Belastungskontexte, die das Wohlbefinden von Eltern einschränken. Einerseits, da kindliche Verhaltensweisen in der theoretischen Modellierung einen Dreh- und Angelpunkt für elterliche Belastung darstellen. Andererseits, da die spezifische Konstruktion des Erhebungsinstruments zu Parenting Stress, die zentrale Stellung kindlicher Charakteristika für elterliche Belastung verstärkt. Im Kontext des Parenting Stress greifen Studien in der Regel, zur Messung der individuellen elterlichen Belastung,



Anmerkungen. Modell entnommen aus Abidin (1992), eigene Darstellung

Abbildung 2.2 Modell zur Entstehung elterlicher Belastung

auf ein von Abidin (1992) entworfenes diagnostisches Instrument zurück, den *Parenting Stress Index* (PSI) bzw. in der deutschen Version, das *Eltern-Belastungs-Inventar* (EBI) (Loyd und Abadin 1985; Tröster 1995). Das Instrument misst, ähnlich zu Lazarus Operationalisierung von Stress, mittels der Daily Hassles and Uplifts Scale die subjektive Evaluation spezifischer Anforderungen oder Stressoren. Grundsätzlich werden kind-, eltern- und kontextbezogene Belastungsquellen zwei zentralen Dimensionen zugeordnet, dem Kindbereich (*Child Domain*) und dem Elternbereich (*Parent Domain*) (Tröster 1995). Der Gesamtindex zeigt dann das Ausmaß der empfundenen Belastung an, als Resultat der Evaluation der Belastung in den einzelnen Dimensionen. Im Kindbereich bilden sechs Subskalen, *Ablenkbarkeit/Hyperaktivität*, *Anpassungsfähigkeit*, *Anforderung* und *Stimmung*, mit jeweils vier Items, schwerpunktmäßig Charakteristika des Kindes auf Verhaltensebene als zentrale Stressauslöser ab (Tröster 1995).

Verhaltensauffälligkeiten, chronische Krankheiten und besondere Einschränkungen des Kindes als Prädiktoren elterlicher Belastung

Aus der spezifischen Konzeption des Erhebungsinstruments und der darin liegenden impliziten Annahme, dass über die Erfassung kindlicher (verhaltensbedingter) Merkmale bzw. Auffälligkeiten eine Belastung der Eltern erfasst werden kann, hat sich ein besonderer Forschungsschwerpunkt im Kontext von Elternstress bei

Children with Special Needs (Nomaguchi und Milkie 2020) etabliert. Annahme ist, dass elterliche Belastung dann höher ist, wenn Anforderungen in der Betreuung, Erziehung und Fürsorge erhöht sind, durch gesundheitliche Anforderungen, verhaltensbedingte Schwierigkeiten oder physische oder geistige Einschränkungen des Kindes (Nomaguchi und Milkie 2020). Im Zentrum dieses Forschungszugangs stehen kindliche Merkmale als Auslöser für Stress oder Einschränkungen des elterlichen Wohlbefindens, vorrangig jedoch unter einer klinischen Perspektive. Daher finden sich viele Studien zu Parenting Stress in Zusammenhang mit klinischen Problemen des Kindes, wie Verhaltensstörungen bzw. -auffälligkeiten, besonderen Beeinträchtigungen oder Behinderungen der Kinder (Deater-Deckard 1998). Diesem Forschungszugang haben sich viele Arbeiten angeschlossen, die Aspekte verschiedener kindlicher Störungsbilder in Bezug auf unterschiedliche Indikatoren des Wohlbefindens von Eltern untersuchen. Es gibt einen umfangreichen Forschungsbestand zu elterlichem Stress und Kindern mit ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätssyndrom). Studien dieser Art gehen der Frage nach, ob Eltern mit Kindern mit ADHS stärker belastet sind als Eltern mit sich unauffällig entwickelnden Kindern und inwiefern unterschiedliche Aspekte der Verhaltenssymptomatik des Kindes, in Verbindung mit weiteren Risikofaktoren, die elterliche Belastung erhöhen (z. B. Anastopoulos et al. 1992; Harrison und Sofronoff 2002; Fischer 1990; Theule et al. 2012; Theule et al. 2011; Graziano et al. 2011; Wiener et al. 2016; Baker 1994). Die Forschung kann hier durchgängig belegen, dass eine kindliche ADHS-Symptomatik große Anforderungen an die gesamte Familie stellt und zumeist mit Störungen im Familiensystem und einem erhöhten Belastungsniveau der Eltern einhergeht (Deault 2010; Johnston und Mash 2001).

Auf ähnliche Weise wurde die Befindlichkeit und Belastung von Eltern mit autistischen Kindern untersucht (z. B. Estes et al. 2009; Dunn et al. 2001; Rodrigue et al. 1990; Ornstein Davis und Carter 2008; Hayes und Watson 2013; Miranda et al. 2015). Über diese Störungsbilder hinaus stehen, analog zu der geschilderten Betrachtungsweise, weitere chronische Krankheiten, Behinderungen, Beeinträchtigungen, Verhaltensauffälligkeiten oder Entwicklungsverzögerungen des Kindes im Fokus der Analysen (siehe folgende Studien Glenn et al. 2008; Lederberg und Golbach 2002; Pipp-Sigel et al. 2002; Butcher et al. 2008; Goldberg et al. 1990; Williford et al. 2007; Baker et al. 2002; Baker und Neece 2008; Bennett et al. 2013; Gupta 2007; Dirks et al. 2016; Gabriel und Bodenmann 2006b). Synthese dieser unterschiedlichen Studien ist, dass Verhaltensauffälligkeiten oder Entwicklungsverzögerungen des Kindes, die mit dem jeweiligen Symptombild einhergehenden, prädiktiv für die Belastung der Eltern

sind. Dabei erhöhen vor allem externalisierende Verhaltensstörungen des Kindes, die im Kontext unterschiedlicher Störungsbilder auftreten (wie ADHS oder einer Autismus-Spektrum-Störung) das Belastungsausmaß der Eltern stärker, als internalisierenden Verhaltensweisen (Barroso et al. 2018). Der Forschungsschwerpunkt auf Stress bei Eltern mit Children with Special Needs hat sich darüber hinaus teilweise in der direkten Anwendung des ABCX-Models etabliert. Im Mittelpunkt stehen chronische, kognitive oder sozial-emotionale Beeinträchtigungen des Kindes (beispielsweise eine Autismus-Spektrum-Störung), als Hauptauslöser des Stresserlebens der Eltern (z. B. Shin und Crittenden 2003; Manning et al. 2011; Paynter et al. 2013; Krakovich et al. 2016; McStay et al. 2014; Bohadana et al. 2019; Bristol 1987; McCubbin 1988; Jones und Passey 2005; Saloviita et al. 2003; Xu 2007; Pakenham et al. 2005; Mulsow et al. 2002; Pozo et al. 2014).

Schwieriges kindliches Temperament als Belastungsfaktor für Eltern
Die Temperamentsforschung hat ebenfalls einen entscheidenden Beitrag dazu geliefert, die Rolle kindlicher Merkmale für das elterliche Belastungserleben zu erhellen. Die Forschung weist daraufhin, dass ein schwieriges kindliches Temperament, analog zur Annahme der Risikoforschung, eine Belastungsquelle für Eltern darstellen kann. Das Temperament ist grundsätzlich definiert als stabile verhaltensbezogene (behaviorale) und emotionale Verhaltensreaktionen, die Individuen zeigen. Der Begriff des Temperaments zielt darauf ab, intraindividuelle Unterschiede im Verhalten zu beschreiben, die sich schon im Säuglingsalter manifestieren und die Grundlage der späteren Persönlichkeit bilden (Lohaus und Vierhaus 2019; Möhler und Resch 2014). Obwohl es eine relativ zeitstabile Komponente des Verhaltens darstellt, ist es in seinen Strukturen und damit auf behavioraler Ebene durch Umwelteinflüsse, wie elterliche Erziehungspraktiken beeinflussbar (Möhler und Resch 2014). Im Kontext dieses Wissenschaftsverständnisses bestätigt sich zugleich die Annahme der reziproken Beeinflussung elterlicher und kindlicher Merkmale, denn Lohaus und Vierhaus (2019) führen im Zusammenhang der Definition an, dass „elterliches Verhalten ebenso Ursache wie Folge kindlichen Verhaltens sein [kann]“ (S. 177), so dass davon auszugehen ist, dass sich elterliche Merkmale und kindliche Temperamentseigenschaften gegenseitig bedingen und verstärken können (Kiff et al. 2011). Insbesondere ein schwieriges Temperament des Kindes gilt als Faktor, der das elterliche Verhalten beeinflussen und Elternschaft erschweren kann, vor allem im Säuglingsalter (Asisi 2015). Schwierigkeiten, die durch Temperamentseigenschaften des Kindes erlebt werden, wie exzessives Schreien in den ersten Lebensmonaten und später Unruhe und Problemverhalten, können die Erziehungskompetenz einschränken (Liebenwein 2008). Ein Kind mit schwierigem Temperament ist gekennzeichnet durch

die Tendenz, in unbekannten Situationen mit Rückzug zu reagieren. Zugleich fällt es ihm nicht leicht, sich an Veränderungen anzupassen, neigt zu starker Reaktivität und häufiger negativer Stimmung (Asisi 2015) und weist zum Beispiel ein grundlegend hohes Niveau motorischer Aktivität während des Spielens, Schlafens oder Fütterns auf, ist leicht ablenkbar und verfügt über eine niedrige Anpassungsfähigkeit gegenüber Veränderungen oder neuen Gegebenheiten (Lohaus und Vierhaus 2019). Stellt ein Kind diese erhöhten verhaltensbedingten Anforderungen an seine Eltern, kann das wiederum Einschränkungen in deren Wohlbefinden verursachen. Anhand mehrerer Studienbefunde führt Deater-Deckard (2004) in einem Überblickskapitel an, dass Eltern eine höhere elterliche Belastung aufweisen, wenn ihre Kinder häufiger mit Ärger oder Wut reagieren, Schwierigkeiten haben, sich selbst zu regulieren oder zu beruhigen. Auch andere Studien kommen zu dem Schluss, dass ein direkter Zusammenhang zwischen einem anfordernden kindlichen Temperament und erhöhtem elterlichem Stress besteht (z. B. Molfese et al. 2010; McBride et al. 2002; Sheeber und Johnson 1992). Einschränkungen im Wohlbefinden der Eltern können aber auch den Effekt der kindlichen Verhaltensanforderungen auf das elterliche Erziehungsverhalten mediieren, indem das als schwierig erlebte kindliche Verhalten das Wohlbefinden verringert oder Stress erhöht und letztlich zu einem weniger positiven Erziehungsverhalten führt (Laukkanen et al. 2014; Fernandes et al. 2020).

2.4.2 Belastungsprozesse auf individueller Ebene – vermittelnde Mechanismen zwischen Anforderungen des Kindes und elterlichem Wohlbefinden

Ein zentrales Element dieser Theorielinie sind elterliche Kognitionen, die zwischen den Stressoren, also vorrangig kindlichen Anforderungen, und der Entstehung der eigentlichen Stress- bzw. Anpassungsreaktion liegen. Das spiegelt die Grundidee des transaktionalen Stressverständnisses wieder, die besagt, dass Stress erst in einer spezifischen Person-Umwelt-Relation entsteht und nicht automatisch im äußeren Stressor begründet liegt (Lazarus und Folkman 1984). Im Kontext der allgemeinen Stressforschung bestätigen einzelne Studien diese Annahme und belegen, dass nicht nur die äußeren Anforderungen (objektiver Stress) das Wohlbefinden beeinflussen, sondern ebenso die subjektive Wahrnehmung der Situation z. B. als schwierig, stressreich oder belastend (z. B. Gaab et al. 2005; Skinner und Brewer 2002). Bestätigt wurde überdies, dass äußere Anforderungen teilweise oder ganz über diese Evaluationen vermittelt werden (z. B. Lawton

et al. 1991; Harvey et al. 2010; King 2005; Rapp und Chao 2000; Tsai und Pai 2016). Im Bereich der Pflege demonstrierten Haley et al. (1987) etwa, dass nicht die objektiven Krankheitssymptome eines Patienten oder einer Patientin mit Demenz Depressionswerte bei den untersuchten Pflegekräften erhöhten, sondern vielmehr die subjektiv erlebte Belastung durch diese Symptome. Obwohl Kognitionen ein zentrales Theorieelement in den Überlegungen zu elterlichem Stress darstellen, wurde diesem Wirkmechanismus insgesamt wenig konsequent nachgespürt. Eine Studie in diesem Kontext verweist darauf, dass beispielsweise nicht nur die Schwere einer kindlichen ADHS-Symptomatik elterliche Belastung und Depression verursacht, sondern auch das Ausmaß, in dem sich Eltern durch das Verhalten des Kindes belastet fühlen und inwiefern sie die Situation als kontrollierbar oder bewältigbar erleben (Harrison und Sofronoff 2002). Das trifft auch bei einer Autismus-Spektrum-Störung zu. In einer Studie führte nicht die Diagnose an sich zu Einschränkungen des elterlichen Wohlbefindens, sondern vielmehr die Wahrnehmung des kindlichen Problemverhaltens. Während die Fähigkeit die Situation umzudeuten und das Verhalten des Kindes in ein weniger negatives Licht zu rücken, die Aufrechterhaltung des Wohlbefindens begünstigte (Costa et al. 2017). Weitere Studien untersuchten die Zusammenhangsannahme zwischen kindlichem Problemverhalten, elterlichen Kognitionen und elterlichem Wohlbefinden genauer und veranschaulichen, dass äußere Anforderungen, im Rahmen der Studien zu Elternstress, in der Regel die kindliche Verhaltenssymptomatik bzw. typische Verhaltensmerkmale des jeweiligen Störungsbildes (zumindest teilweise) über elterliche Kognitionen vermittelt werden. Je nach Schweregrad einer kindlichen Symptomatik, kann es einerseits direkt zu Einschränkungen des elterlichen Wohlbefindens kommen. Andererseits kann es sein, dass das kindliche Verhalten zu einem Überforderungserleben in der Elternrolle führt oder das elterliche Selbstwirksamkeitserleben (*Parental Self-Efficacy*) minimiert. Das resultiert letztlich in Einschränkungen des Wohlbefindens (z. B. in einer depressiven Symptomatik) (siehe dazu z. B. Rezendes und Scarpa 2011; Hastings und Brown 2002; Ostrander und Herman 2006; Olsson und Hwang 2002) oder befördert ein ungünstiges elterliches Erziehungsverhalten (Miragoli et al. 2018; Wilhelm 2015). Gleichzeit können positive Kognitionen, wie Achtsamkeit (*Mindfulness*) der Eltern, den Effekt der kindlichen Verhaltensproblematik abschwächen und die Aufrechterhaltung des Wohlbefindens unterstützen (Chan und Lam 2017). Die Befunde deuten insgesamt darauf hin, dass kindliche (Verhaltens-)Anforderungen das elterliche Wohlbefinden nicht automatisch einschränken, sondern zumindest teilweise über das tatsächlich empfundene Anforderungsniveau vermittelt werden. Letztlich fehlt es jedoch an Befunden, die diesen Wirkmechanismus unter anderen Umständen bestärken können. Zum

Beispiel, ob dieser Wirkmechanismus auch am Übergang zur Elternschaft, im Kontext von individuellen Anpassungsprozessen, zum Tragen kommt.

Obwohl die Elternstress-Forschung durch den Blick geprägt wurde, kindliche Charakteristika als Ausgangspunkt für elterliche Belastungsprozesse zu betrachten und hier oftmals auch eine depressive Symptomatik der Eltern als Outcome-Variable betrachtet wurde, ist an dieser Stelle wichtig zu erwähnen, dass es im Rahmen individueller Belastungsprozesse von Eltern eine ebenso große Anzahl an Studien gibt, die vor allem Depressivität bei Müttern und Vätern als Entwicklungshorizont für Kinder betrachten. Diese Studien kommen insgesamt zu dem Schluss, dass eine depressive Symptomatik der Eltern (sowohl der Mütter als auch der Väter) ein besonders hohes Entwicklungsrisiko für heranwachsende Kinder darstellt (z. B. Goodman et al. 2011; Cheung und Theule 2019; Weitzman et al. 2011; Connell und Goodman 2002; Elgar et al. 2004; Downey und Coyne 1990). Die depressive Symptomatik der Eltern überträgt sich dabei über unterschiedliche Prozesse auf das Kind. So verändert sich das Verhalten der Eltern stark (geringere emotionale Verfügbarkeit, veränderte Mimik, verzögerte Bewegungen) und beeinflusst so das Kind direkt negativ, oder indirekt über eine veränderte Eltern-Kind-Interaktion (ungünstiges Bindungsverhalten) (z. B. Cummings und Davies 1994; Gelfand und Teti 1990; Burke 2003). Ebenso kann eine Depression das Erziehungsverhalten (*Parenting Behavior*) einschränken (Lovejoy et al. 2000; Elgar et al. 2007) oder die Paarbeziehung belasten (*Marital Functioning),* was sich wiederum auf die Kindebene auswirkt (Cummings et al. 2005). Goodman und Gotlib (1999) fassen diese zentralen Mechanismen zusammen. Sie argumentieren auf Basis einschlägiger Studienbefunde, dass die Beziehung zwischen dem depressiven Elternteil und dem Kind durch die elterliche Psychopathologie gestört ist. Eine Depression verändert Kognitionen, Verhaltensweisen und die Affektivität. Das erschwert es dem betroffenen Elternteil, die kindlichen emotionalen und sozialen Bedürfnisse zu erfüllen. Dieses ungünstige Erziehungsverhalten unterminiert so die altersgemäße Entwicklung des Kindes. Zugleich tragen zusätzliche Stressoren (finanzielle oder berufliche Schwierigkeiten oder schwierige soziale Beziehungen), die oftmals mit der elterlichen Depression einhergehen, zu einem ungünstigen Entwicklungshintergrund bei (Goodman und Gotlib 1999; Goodman 2007). Campbell et al. (2007) untermauern die Annahme, dass eine anhaltende depressive Symptomatik eines Elternteils oftmals mit unterschiedlichen sozialen und ökonomischen Risiken zusammenfällt. Die Gruppe jener Mütter, die über einen Studienzeitraum von 4,5 Jahren durchweg hohe Depressionswerte aufwies, verfügte in der Studie über deutlich weniger soziale und ökonomische Ressourcen. Zusätzlich lebten diese Mütter mit höherer Wahrscheinlichkeit nicht in einer stabilen Partnerschaft, waren niedriger gebildet und

wiesen finanzielle Belastungen auf. Während Mütter, die das niedrigste Depressionslevel aufwiesen, im Schnitt höher gebildet, in einer stabilen Partnerschaft lebten, sowie über einen höheren finanziellen Spielraum verfügten (Campbell et al. 2007).

Theoretisch betrachtet kommt dem Kind in dieser Entwicklungslinie, als Ausgangspunkt für elterliche Belastungsreaktionen, ein höherer Stellenwert zu. Der Fokus liegt dabei auf Wirkprozessen die intraindividuell auf Ebene der Eltern vor sich gehen und weniger im gesamten Familien- oder Paarsystem verankert liegen. Damit lässt sich hier eine individuumzentrierte Perspektive auf das Wohlbefinden der Eltern erkennen.

2.4.3 Bidirektionale Einflüsse zwischen Eltern und Kind

In den Ausführungen standen sich auf den ersten Blick zwei gegenläufige empirische Vorgehensweisen gegenüber, das Kind zu betrachten: entweder am Ende oder am Anfang von elterlichen Belastungsprozessen. Forscher und Forscherinnen müssen sich jedoch in vielen Fällen entscheiden, an welcher Stelle des Stressprozesses sie das Kind platzieren, um Zusammenhänge überhaupt analysieren zu können. Etwa aus forschungspraktischen Gründen, weil nur Querschnittsdaten zur Verfügung stehen und deshalb keine gegenseitige Beeinflussung zwischen Eltern und Kind über die Zeit betrachtet werden kann. Grundsätzlich unterliegt den Arbeiten meist jedoch die Annahme reziproker Beeinflussung kindlicher und elterlicher Merkmale, wie die zugrundeliegenden theoretischen Annahmen in aller Regel bestätigen. Auch Forschungsbefunde unterstützen die Annahme, dass sich kindliche Merkmale (Verhaltensdispositionen oder -schwierigkeiten, erhöhte Anforderungen) und elterliche Merkmale (elterliche Belastung, Depressivität, Erziehungsverhalten) grundsätzlich reziprok und somit gegenseitig (negativ) beeinflussen können (z. B. Creasey und Jarvis 1994; Mackler et al. 2015; Reitz et al. 2006; Philbrook und Teti 2016; Elgar et al. 2004; Meunier et al. 2010; Zaidman-Zait et al. 2012; Deater-Deckard 2004; Gross et al. 2009; Gross et al. 2008). Dieses Verständnis liegt der vorliegenden Arbeit ebenfalls zugrunde.

2.5 Unterschiede und Gemeinsamkeiten der theoretischen und empirischen Befunde zu Stress, Belastung und Wohlbefinden in der Familie und im Kontext von Elternschaft

Stress und Belastung im Kontext von Familie und Elternschaft haben eine facettenreiche Landschaft unterschiedlicher theoretischer Konzepte hervorgebracht. Die Familienstressperspektive legt ihren Stressmodellen ein hohes Abstraktionsniveau zugrunde. Das liefert eine umfassende Beschreibung des Stressprozesses, verzichtet aber auf eine zu enge inhaltliche Definition von Stressoren oder stressauslösenden Variablen. Die Konzepte im Rahmen von Elternstress sind hingegen spezifischer auf verhaltensbedingte Anforderungen des Kindes bezogen und rücken das Kind, als Ausgangspunkt für Einschränkungen elterlichen Wohlbefindens, in den Fokus.

Mit der zentralen Frage, welche Faktoren das Erziehungsverhalten und die elterliche Funktionsfähigkeit einschränken können, steht das Belastungs- und Stresserleben vorrangig im Kontext erziehungswissenschaftlicher und pädagogischer Reflexion. Kerngegenstand der Erziehungswissenschaft ist die Beschreibung von Erziehungsbedingungen, Erziehungsprozessen und der Erziehungswirklichkeit (siehe für eine Einführung z. B. Raithel et al. 2009; Vogel 2019; Seel und Hanke 2015; Gudjons 2008). Zu dieser zählen unumstößlich Eltern und Kinder sowie die Identifikation von Faktoren und Prozessen, die die Erziehungsfähigkeit der Eltern einschränken können. Dadurch werden die Erkenntnisse des Forschungsstrangs zu Elternstress anschlussfähig für die pädagogische Praxis. Für Praktiker und Praktikerinnen erhellen die Erkenntnisse, welche verschiedenen Konstellationen und Bedingungen, Einschränkungen in der elterlichen Funktionsfähigkeit und damit Risiken für die kindliche Entwicklung bedeuten können. Das ermöglicht die Unterfütterung pädagogischer Handlungspraxis mit wissenschaftlichen Erkenntnissen und sichert pädagogisches Handeln ab. Die Überlegungen zu Elternstress lassen sich vor diesem Hintergrund in einen allgemein-pädagogischen Diskurs betten.

Für die Familienentwicklungs- und -stressperspektive ist zu erkennen, dass sie systemtheoretisch und familientherapeutisch geprägt ist. Diese Erkenntnisse sind ebenfalls anschlussfähig für pädagogisches Denken und Handeln, jedoch liegt ihr Ursprung vorrangig in der Erhellung familientherapeutischer Prozesse. Insbesondere im integrativen Systemmodell der Familienentwicklung (Schneewind 1999; 2002) kommt dies durch das spezifische Verständnis von Familie als ganzheitliches System zum Ausdruck. Dort stehen die komplexen Adaptions-

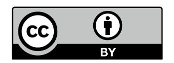
und Anpassungsprozesse aller Systemmitglieder in ihrer Bezüglichkeit zueinander, unter Stresseinwirkung, im Fokus. Die Ideen zum Elternstress gehen, im direkten Vergleich dazu, von der Einzelperson (z. B. der Mutter oder dem Vater) aus und beschreiben, welche Kontextbedingungen und Einflussfaktoren zu einem Belastungserleben auf Individualebene führen und letztlich die Kindebene beeinträchtigen. Die hier getroffenen Prozessannahmen sind damit nicht weniger komplex dafür aber linearer als die zirkulären Wechselwirkungsprozesse der Familienstresstheorien. Die Rahmenmodelle zeichnen sich letztlich durch Vielfältigkeit aus und ihnen liegen teilweise verschiedene, aber auch ähnliche Annahmen zugrunde. Davon ausgehend lassen sich die Ideen zu einem Netzwerk an zentralen Kernannahmen über Wirkprozesse verdichten, die das Wohlbefinden von Eltern beeinflussen oder einschränken können und dabei die Rolle des Kindes erhellen.

Entstehung von Einschränkungen elterlichen Wohlbefindens

Einschränkungen des elterlichen Wohlbefindens, als lang- oder kurzfristige Folge äußerer Anforderungen, sind etwas Relationales. Das bedeutet, Stressoren führen nicht automatisch zu einer psychischen Reaktion, sondern sind das Resultat einer spezifischen Person-Umwelt-Relation. Damit rückt einerseits die Funktion vermittelnder Prozesse, wie kognitiver Mediatoren, ins Blickfeld. Andererseits kommt dem näheren und weiteren Kontext ein hoher Stellenwert zu, denn die Lebensumstände und kontextuellen Rahmenbedingungen tragen ebenso dazu bei, wie Personen mit Anforderungen umgehen. Damit umfassen diese theoretischen Überlegungen eine ökosystemische Dimension, die vor allem Bronfenbrenner geprägt hat (Phyllis 2006; Ditton 2006). Die Modelle spiegeln ein Prozessverständnis wider, das Eltern und Kinder und so auch den Stressprozess an sich, in ein komplexes System von Beziehungen und Kontexten unterschiedlicher Ebenen und Entfernungen einbettet (Berk 2004; Bronfenbrenner 1981; Schneewind 2002). Individuen leben, handeln und interagieren nicht kontextfrei, sondern sind stets eingebunden in historische, organisatorische, individuelle, politische und sozial-strukturelle Bedingungen. Selbst wenn das Individuum dabei nicht aktiver Teilnehmer der erweiterten Kontexte ist, haben Veränderungen und Ereignisse in diesen Sphären einen Einfluss auf die Entwicklung des Einzelnen (Phyllis 2006). Demnach ist es z. B. wichtig, länderspezifische sozialpolitische Rahmenbedingungen von Familien, zumindest als Reflexionsfolie, mitzudenken, da sie elterliches Handeln, Wohlbefinden und Entscheidungskalküle mitformen. Beispielsweise haben sozialpolitische Maßnahmen, wie bezahlte Elternzeit, einen Einfluss darauf, wie lange Mütter oder Väter mit dem Kind zuhause bleiben und ab welchem Zeitpunkt die Zerreißprobe zwischen Beruf und Familie beginnt.

Gleichzeitig stellt der ökosystemische Ansatz den dynamischen und bidirektionalen Zusammenhang zwischen Person und Umwelt heraus, in dem menschliche Entwicklung stattfindet (Phyllis 2006). Das stimmt mit dem zentralen Kerngedanken des transaktionalen Verständnisses überein. Die Umwelt wirkt nicht unidirektional auf das Individuum ein und hinterlässt dort ihre Spuren, sondern Person und Umwelt wirken in einem fortwährenden Prozess gegenseitiger Anpassung aufeinander ein (Bronfenbrenner 1981). Kindliche Entwicklung, die Eltern-Kind-Beziehung, Belastungen und Befindlichkeiten von Eltern sind das Resultat einer dynamischen Bezüglichkeit zwischen Menschen und der sie umgebenden Umwelt (Rogoff 2003). Dabei rücken Kognitionen und vermittelnde individuelle Variablen unterschiedlicher Art in den Fokus des Wohlbefindens, denn es ist von Bedeutung, welche Einschätzungsprozesse mit der Belastungssituation verbunden sind. Etwa, ob Umstände, ein Verhalten oder eine Situation als belastend oder bewältigbar erlebt werden. Erst vor individuellen Bewertungen entscheidet sich, wie Menschen auf Anforderungen reagieren. Die Situationsdeutungen wiederum werden von diversen Hintergrundprozesse mitgesteuert (von bisherigen Belastungserfahrungen, der Lebenssituation, der individuellen Belastbarkeit).

Wechselwirkungsprozesse ausgelöst durch Phasen höherer Belastung
Während in den vorherigen Überlegungen der Zusammenhang zwischen äußeren Anforderungen und der Entstehung von Einschränkungen des Wohlbefindens, zumeist unter einer individuumzentrierten Perspektive, im Vordergrund stand, fokussieren die theoretischen Überlegungen und empirischen Befunde zu Familien- und Paarstress vor allem auf die Frage, welche Prozesse unter Belastungseinwirkung auf unterschiedlichen Systemebenen freigesetzt werden. Die deutschsprachige Forschung knüpft an dieses Verständnis an, und stellt heraus, dass sich Stress nicht immer nur auf die gesamte Familie beziehen muss, sondern durchaus (zunächst) einzelne Teilsysteme betreffen kann. Das heißt, die Familie als Einheit lässt sich in einzelne Betrachtungsebenen zerlegen. Diese Auffassung steht im Zeichen einer familiendiagnostischen Sichtweise, die die Analyseeinheit *Familie* in drei verschiedene Systemebenen differenziert. In die Betrachtungsebene der Individuen, also der Einzelpersonen, in Dyaden und die gesamte Familie (Cierpka 2008). Davon ausgehend rückte die Paarbeziehung unter Stress ins Visier der Forschung und die Folgen äußerer Stresseinwirkung auf das gesamte Familiensystem.


BY



3 Zielsetzung der Studie und allgemeine Forschungsstrategie

Nach dieser Bestandsaufnahme unterschiedlicher Forschungsbefunde zu elterlichem Wohlbefinden und der Rolle des Kindes, lassen sich wichtige Schlüsse ziehen. Einerseits mangelte es stellenweise an Austausch zwischen den Forschungssträngen, die einander gewinnbringend befruchten können. Insbesondere dem soziologisch geprägten Vergleich von Eltern und kinderlosen Personen fehlte eine psychologisch-pädagogische Einbettung, die es erlaubt, sich diesem Themenfeld unter einem anderen Forschungsverständnis zu nähern. Andererseits wurde deutlich, dass die Rolle des Kindes für das Wohlbefinden von Eltern auf ganz unterschiedliche Weise untersucht wurde. Entlang der Diskussion dieser unterschiedlichen Theorie- und Empiriestränge zum Wohlbefinden von Eltern und der Rolle des Kindes, konnten drei zentrale, bisher bestehende Forschungslücken identifiziert werden. Da es an einschlägigen Befunden fehlt, die Merkmale des Erlebens von Elternschaft in den Vergleich des Wohlbefindens zwischen Eltern und kinderlosen Personen mit einbeziehen, wurde die erste Forschungslücke identifiziert. Forschungslücke II und III wurden vor der Annahme formuliert, dass das Kind in besonders anforderungsreichen Phasen, wie dem Übergang zur Elternschaft, relevante Herausforderungen an Eltern stellen und daher bedeutsam für das Wohlbefinden sein kann. Zusammenfassend lauten die Forschungslücken:

Forschungslücke I: *Der Vergleich des Wohlbefindens von Eltern und kinderlosen Personen und die Rolle des Kindes*

Forschungslücke II: *Partnerschaftsrelevantes Wohlbefinden am Übergang zur Elternschaft und die Rolle des Kindes*

Forschungslücke III: *Individuelles elterliches Wohlbefinden am Übergang zur Elternschaft und die Rolle des Kindes*

H. Maly-Motta, *Gestresste Eltern*,
https://doi.org/10.1007/978-3-658-41224-1_3

Der Beitrag der Arbeit besteht, neben der Zusammenfassung des bisherigen Forschungsstandes zu elterlichem Wohlbefinden und der Rolle des Kindes, in der Bearbeitung der formulierten Forschungslücken. Dazu untergliedert sich der datenbasierte Teil der Arbeit in zwei Teilstudien. Teilstudie I widmet sich der ersten Forschungslücke, die zwei Forschungslücken am Übergang zur Elternschaft werden in Teilstudie II aufgegriffen. Da der Literatur- und Theorieteil bislang eine übergeordnete Einordnung der Rolle des Kindes für das elterliche Wohlbefinden geleistet hat, fasst jede Teilstudie vorab noch einmal kondensiert, die unter dem jeweiligen Forschungszugang bestehenden zentralen Forschungsbefunde zusammen. Um die übergeordneten Forschungsfragen beantworten zu können, werden in den Analysen zwei Ebenen subjektiven Wohlbefindens unterschieden: partnerschaftsrelevantes und individuelles subjektives Wohlbefinden. Die empirischen Analysen stützen sich auf zwei verschiedene Datengrundlagen, die vorab kurz vorgestellt werden. Die jeweilige Stichprobenbeschreibung erfolgt separat im Rahmen der jeweiligen Teilstudie.

Der bisherige Theorie- und Forschungsstand verwies bereits an unterschiedlichen Stellen auf grundlegende Einflussfaktoren, die im Rahmen der Untersuchung des subjektiven Wohlbefindens beachtet werden sollten. Blanchflower (2009) benennt zum Beispiel eine Reihe an Variablen, die mit den Wohlbefindensaspekten der allgemeinen Lebenszufriedenheit und des allgemeinen Lebensglücks kovariieren. Demnach zeigen sich in vielen Studien Unterschiede nach dem Geschlecht, dem Erwerbsstatus, dem Familienstand, dem Bildungsniveau oder der finanziellen Situation (siehe auch Nelson et al. 2014b; Dolan et al. 2008; Bertram 2011). Da die Betrachtung unterschiedlicher Aspekte elterlichen Wohlbefindens die einzelnen Teilstudien eint, müssen diese Einflussvariablen den Analysen, insofern diese Informationen in den Daten enthalten sind und methodisch umgesetzt werden können, einheitlich zugrunde gelegt werden. Aus diesem Grund folgt im Anschluss an die Beschreibung der Datengrundlage eine kurze Schilderung der zentralen Variablen, die subjektives Wohlbefinden rahmen, unter Berücksichtigung einschlägiger empirischer Befunde.

3.1 Datengrundlage

Die empirischen Analysen stützen sich auf zwei verschiedene Datensätze. Es handelt sich zum einen um den integrierten Survey *Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten* (AID:A) (Walper et al. 2015) des Deutschen Jugend Instituts e. V. (DJI). Die Daten, die im Erhebungszeitraum von 2013 bis 2015 entstanden

sind, liefern breitgefächerte Informationen zur Situation von Kindern, Jugendlichen und Familien und zu Bedingungen des Aufwachens in Deutschland. Damit gewähren sie einen Einblick in unterschiedliche Bereiche des Wohlbefindens von Eltern und deren Bedingungsfaktoren. Diese Daten dienen als Grundlage für Teilstudie I.

Als Datenquelle für die Analysen der zweiten Teilstudie dienen Informationen der dritten bis elften Erhebungswellen des *Beziehungs- und Familienpanels* (pairfam), Release 10.0 (Brüderl et al. 2019b). Die als Längsschnitt angelegte Studie bietet ebenfalls ein umfassendes Datenmaterial zu familiären Lebensformen, zur Gestaltung und Bedingungen von Partnerschaftsbeziehungen, aber auch zu Themenfeldern, wie der Eltern-Kind-Beziehung und dem Wohlbefinden von Eltern (Huinik et al. 2011).

3.1.1 Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten (AID:A II)

AID:A II ist eine Repräsentativbefragung von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Bundesrepublik Deutschland, die im Zeitraum von 2013 bis 2015 stattfand. Eine erste Befragung im Jahr 2009 im Rahmen von AID:A I umfasste 25 337 Zielpersonen, deren Alter zwischen dem Zeitpunkt der Geburt und dem 55. Lebensjahr lag. Auf diese Erhebungswelle aufbauend, besteht AID:A II einerseits aus Personen, die bereits in der Vorwelle im Jahr 2009 teilgenommen hatten, andererseits wurde die Stichprobe aufgefrischt, um ein repräsentatives Sample für Kinder, Jugendliche und junge Heranwachsende für die Jahre 2013 bis 2015 zu erhalten. Insgesamt nahmen so 22 424 Befragungspersonen im Rahmen von AID:A II teil. Da das Befragungsprogramm thematisch enger gefasst wurde, erfolgte eine Anpassung des Altersranges der Zielpersonen auf null bis 32 Jahre (Bien et al. 2015). Die Ausgangsstichprobe setzt sich daher aus 9 894 Personen zusammen, die für die Befragung erneut gewonnen werden konnten und der Auffrischungsstichprobe, die 12 488 Personen zählt. Zugleich lassen sich die ausgewählten Zielpersonen altersspezifischen Teilpopulationen zuordnen. In den U3-Bereich fallen alle Zielpersonen der Geburtsjahrgänge 2011–2013, zum U9-Bereich zählen die Geburtsjahrgänge 2005–2010, von 1996–2004 geborene Zielpersonen fallen in den U18-Bereich, während die Jahrgänge von 1981–1995 die Kategorie der unter 33-Jährigen (U33) bilden.

Die thematische Ausrichtung auf die Lebenssituation und Bedingungen des Aufwachsens von Kindern und Jugendlichen stellt eine Herausforderung an die Organisation und Durchführung des Befragungsprogramms dar, da noch nicht alle Kinder eigenständig ein Interview geben können. Deshalb unterscheidet AID:A II

in Auskunftspersonen und Zielpersonen. Zielpersonen sind alle Personen, die in die Altersspanne von null bis 32 Jahren fielen und per Zufallsprinzip[1] für die Befragung ausgewählt wurden. Erziehungsberechtigte Auskunftspersonen wurden, stellvertretend für alle Kinder zwischen null und acht Jahren, die noch kein eigenes Interview geben konnten, im Rahmen von Proxy-Interviews befragt. Für Kinder zwischen neun und 12 Jahren sowie jugendliche Zielpersonen zwischen 13 und 17 Jahren wurde eine Mischform gewählt (Selbst- und Fremdauskunft). Zielpersonen ab 18 Jahren wiederum beantworteten die Befragung selbst, ohne Zuhilfenahme von Informationen einer Auskunftsperson. Die Analysen der ersten Teilstudie zum Vergleich des Wohlbefindens von Eltern und nicht-Eltern beziehen sich auf Angaben von Zielpersonen im Altersbereich von 19 bis 33 Jahren. Davon hatte ein kleiner Teil bereits Kinder ($n = 825$) und lebte mit dem Partner oder der Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt. Als Vergleichsgruppe dienen Zielpersonen, die im selben Altersbereich lagen. Zugleich lebten auch sie mit dem Partner oder der Partnerin zusammen in einem Haushalt, jedoch hatten sie (noch) kein Kind ($n = 1\,483$). Indem die Stichprobenauswahl so festgelegt wird, dass alle Zielpersonen, egal welcher Gruppe, mit dem Partner bzw. der Partnerin zusammenlebten und alle Personen in dieselbe Altersspanne fielen, soll bereits vorab eine möglichst hohe Vergleichbarkeit der Lebenssituation zwischen Eltern und kinderlosen Personen hergestellt werden. Das erlaubt den Effekt Kinderzuhaben mit höherer Wahrscheinlichkeit für das Wohlbefinden zu identifizieren und konfundierende Effekte zu minimieren, neben der späteren statistischen Berücksichtigung weiterer Einflussvariablen in den Berechnungen (zum Umgang mit konfundierenden Variablen siehe Wunsch 2007; Pourhoseingholi et al. 2012).

Um die Lebenssituation der Zielpersonen möglichst genau nachzeichnen zu können, verfolgte AID:A II ein Mulit-Actor-Design. Dies stellt ein familiensoziologisches, forschungspraktisches Vorgehen dar, in dem Daten von verschiedenen Familienmitgliedern unabhängig voneinander gesammelt werden. Das heißt, es wird nicht eine Person über alle weiteren im Haushalt lebenden Personen befragt (Single-Actor-Design), sondern die im Haushalt lebenden Personen werden unabhängig voneinander befragt (Lois 2015), soweit sie selbstständig Interviewfragen beantworten können[2]. Vor diesem Hintergrund besteht das Befragungsprogramm aus verschiedenen Fragemodulen, die einzelne Themenblöcke umfassen und sich

[1] Für eine genaue Beschreibung des Auswahlverfahrens der Stichprobe sind in Bien et al. 2015 detaillierte Informationen verfügbar.

[2] In AID:A II wird dies nicht nur mit den Kinder- und Jugendinterviews umgesetzt, sondern auch, im Rahmen eines schmaleren Befragungsprogramms, mit der Befragung des im jeweiligen Haushalt lebenden Partners bzw. der im Haushalt lebenden Partnerin.

an der jeweiligen Befragungsperson ausrichten. Für die interessierenden Zielpersonen über 18 Jahren, die bereits Kinder hatten, wurde ein eigenständiges Elternmodul entwickelt, um auch von diesen Personen einen Einblick in die Eltern-Kind-Beziehung, das Wohlbefinden der Eltern, Erziehungseinstellungen und Informationen über das Kind zu erhalten. Die Fragen orientieren sich dabei eng an den Inhalten der Module der Zielkinder im Altersbereich zwischen null und acht Jahren. Im Fragebogenmodul der Zielpersonen zwischen 18- und 32-Jahren mit Kindern im Haushalt, machte entweder die Mutter oder der Vater Angaben zu ihrem jeweils jüngsten Kind.

Die Durchführung der Studie erfolgte im Methodenmix, mittels telefonischer Erhebung (CATI), online Erhebung (CAWI) und Facto-to-Face-Erhebung (CAPI) durch vorab geschulte Interviewer oder Interviewerinnen. Dabei wurden alle Fragebogenteile identisch umgesetzt, um Methodeneffekte zu vermeiden. Es unterschied sich lediglich die Interviewform. Zielpersonen über 18 Jahren (U33) konnten entweder in einem telefonischen (CATI) oder in einem persönlichen Interview (CAPI) den Fragebogen beantworten (Aust et al. 2015).

3.1.2 Das Beziehungs- und Familienpanel (pairfam)

Die vorliegende Studie bezieht sich auf Daten der zweiten bis elften Befragungswelle des Beziehungs- und Familienpanels pairfam (*Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics*) (Brüderl et al. 2019b). Die DFG-geförderte, repräsentative Längsschnittstudie ist unter der Schirmherrschaft verschiedener Universitäten angesiedelt und stellt so ein Kooperationsprojekt der Ludwig-Maximilians-Universität München, der Universitäten Bremen, Köln, der Friedrich-Schiller-Universität Jena und der Technischen Universität Chemnitz dar. Das Projekt startete im Jahr 2008 (Brüderl et al. 2019a). Die Daten des ersten Befragungszeitpunkts stammen aus insgesamt 12 402 realisierten Interviews mit zufällig ausgewählten Zielpersonen der Geburtskohorten 1971–73, 1981–83 und 1991–93 (Kohorten-Design), die zum Erhebungszeitpunkt im Jahr 2008 somit entweder 15–17, 25–27 oder 35–37 Jahre alt waren und seither in jährlichen Abständen befragt werden (ebd.).

Die ausgewählten Befragungspersonen (Ankerpersonen) machen im Rahmen eines Ankerfragebogens übergeordnete Angaben zur Haushaltsstruktur, den sozioökonomischen Lebensbedingungen und zu weiteren die Familie betreffenden Informationen. Die Teilnahme weiterer Familienmitglieder erfolgt nur unter der Zustimmung der Ankerperson. Dementsprechend kommt auch hier ein Multi-Actor-Design zum Einsatz, in dem der jeweilige Partner bzw. die jeweilige

Partnerin der Ankerpersonen sowie, ab der zweiten Erhebungswelle, die Eltern oder Stiefeltern als auch die im Haushalt der Ankerpersonen lebenden Kinder (dabei kann es sich um biologische, Stief-, Adoptiv- oder Pflegekinder handeln) im Alter von acht bis 15 Jahren befragt werden. Neben den Kinderinterviews, die ausschließlich Informationen von Kindern zwischen acht bis 15 Jahren sammeln, sind in den Ankerfragbögen altersspezifische Frageblöcke integriert, welche Informationen über im Haushalt lebende Kinder unter acht Jahren erfassen. Die Auswertungen der vorliegenden Studie stützen sich, neben den regulären Informationen aus dem Ankerfragemodul, zu großen Teilen auf Informationen aus den kindbezogenen Fragemodulen der Ankerbefragung. Seit Welle 2 läuft in diesem Rahmen das Neugeborenen-Modul mit, das ab Welle 3 zusätzlich um das Modul für Babys und Kleinkinder angereichert wurde. Da diese Informationen erst mit Einsetzen der zweiten Welle verfügbar sind, beziehen sich die vorliegenden Auswertungen auf die Wellen 2 bis einschließlich Welle 11. Die Module stellen eine wichtige Ergänzung zur Erziehungs- und Kinderbefragung dar, da mit ihnen zahlreiche alters- und entwicklungsspezifische Informationen zu Kindern gewonnen werden, die während der Panellaufzeit geboren werden und heranwachsen (Wilhelm und Walper 2020). Das beinhaltet Informationen zur Schwangerschaft und Geburt (für Ankerpersonen mit Neugeborenen) aber auch Fragen zum Schlafverhalten und Temperament des Kindes (für Eltern mit Babys, Klein- und Kindergartenkindern) (ebd.).

Für die Analysen der zweiten Teilstudie sind alle Ankerpersonen relevant, die während der Panellaufzeit den Übergang zur Elternschaft vollzogen haben. In Anbetracht der unterschiedlichen Themen, die sich am Übergang zur Elternschaft stellen und bearbeitet werden sollen, beziehen sich die Analysen teilweise auf unterschiedliche Stichproben. Das heißt, auf kleinere Teilstichproben des Ausgangsdatensatzes, da bestimmte Konstrukte nur in ausgewählten Wellen erfasst wurden.

Für die Analysen wird grundsätzlich eine Ausgangsstichprobe von Fällen ausgewählt, für die jeweils ausreichende Informationen zum Messzeitpunkt vor der Geburt des ersten Kindes vorliegen und entsprechend Informationen zum ersten Befragungszeitpunkt nach der Geburt sowie zum zweiten Jahr nach dem Übergang zur Elternschaft vorhanden sind. Um eine möglichst hohe Stichprobenausschöpfung zu erreichen, wird für die Stichprobenauswahl auf gepoolte Daten zurückgegriffen. Methodisch bedeutet das, dass für die Grunddatenstruktur immer, für jeweils zwei aufeinanderfolgende Wellen, jene Fälle identifiziert werden, die im Vergleich zum jeweiligen Vorjahr ein Kind bekommen haben. Anschließend werden die Informationen des dritten Befragungszeitpunkts nach dem Übergang zur Elternschaft angefügt. In der Stichprobe sind dann sowohl

Fälle, die beispielsweise zwischen den Jahren 2010/11 (Welle 3) und 2011/12 (Welle 4) das erste Kind bekommen und im Folgejahr 2012/13 (Welle 5) an der Befragung teilgenommen hatten, aber auch Ankerpersonen, die zwischen den Befragungen in den Jahren 2016/17 (Welle 9) und 2017/18 (Welle 10) den Übergang zur Elternschaft erlebten und im Erhebungsjahr 2018/19 (Welle 11) vollständige Angaben aufweisen. Für die Ausgangsstichprobe werden somit alle Ankerpersonen identifiziert und in einem Datensatz zusammengefasst, die im Zeitraum von 2010/11 (Welle 2) bis 2018/19 (Welle 11) den Übergang zur Elternschaft vollzogen und jeweils drei aufeinanderfolgende Wellen im Erhebungsprogramm verblieben sind. Die Daten der COVID-19-Studie von Mai bis Juli 2020 wurden nicht berücksichtigt. Die Corona-Pandemie stellt eine besondere Belastungssituation für Familien dar. Speziell am Übergang zur Elternschaft stellen sich damit, während der Ausnahmesituation der Pandemie und den vielfältigen Schutzmaßnahmen (z. B. Kontaktbeschränkungen), zusätzliche und andersgelagerte Herausforderungen, die einen eigenen Betrachtungsfokus bilden. Damit wäre der Übergang zur Elternschaft nicht ohne Weiteres vergleichbar zwischen Eltern, die diese turbulente Phase vor dem Ausbruch der Pandemie durchlebten und jenen, die den Übergang während der Pandemie vollzogen. Schließlich wurden im Rahmen der coronaspezifischen Erhebung teilweise andere Fragebogeninhalte abgedeckt, die aus dem üblichen Raster der Ankerbefragung fallen und sich damit nicht in die gepoolte Datenstruktur integrieren lassen.

Da ein Themenschwerpunkt hier, analog zu Teilstudie I, auf dem partnerschaftsrelevanten Wohlbefinden (Partnerschaftsqualität) liegt, und vorgelagerte Effekte von Bedeutung sind, umfasst die ausgewählte Stichprobe nur jene Ankerpersonen, die zu allen relevanten Messzeitpunkten einen Partner oder eine Partnerin hatten. Nicht berücksichtigt werden Fälle, die zu mindestens einem Zeitpunkt keinen Partner oder keine Partnerin hatten, also alleinstehend waren oder nach dem Übergang nicht mit dem Partner oder Partnerin zusammenlebten. Insgesamt umfasst die Ausgangsstichprobe so $N = 595$ Ankerpersonen, die in drei aufeinanderfolgenden Wellen befragt wurden und zugleich stets zwischen dem ersten und zweiten Erhebungszeitpunkt gemeinsam mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin das erste leibliche Kind bekommen haben. Alle Analysen werden mit dem Statistikprogramm Stata (Release 15) (StataCorp 2017) durchgeführt.

3.2 Bedingungen elterlichen Wohlbefindens

Wie Eltern mit Anforderungen oder kritischen Phasen umgehen, hängt entscheidend von ihrer Lebenssituation und ihren Lebensumständen ab. Als relevante

Faktoren kristallisierten sich in unterschiedlichen Studien Alter, Geschlecht und Bildungsstand der Eltern, die ökonomische Situation des Haushalts, das Erwerbsmodell und der Familienstand heraus. Daneben können das Alter und die Anzahl der Kinder wichtige Faktoren sein, die das Wohlbefinden von Eltern bedingen, da bestimmte kindliche Alters- und Entwicklungsphasen Hand in Hand mit Entwicklungsphasen der Familie gehen. Hinsichtlich kindlicher Merkmale müssen einige der Variablen ebenfalls berücksichtigt werden, da diese Einflussfaktoren stets den Lebens- und Handlungskontext der gesamten Familie abstecken. Die nun folgenden Abschnitte fassen deshalb für die genannten Einflussvariablen, die bisher bestehenden zentralen Studienbefunde zusammen und erläutern, inwiefern diese Merkmale mit dem elterlichen Wohlbefinden verknüpft sind. Für die zentralen Strukturmerkmale Bildung der Eltern, ökonomische Situation des Haushalts, Erwerbstätigkeit der Eltern und Familienstand werden Argumente vorgelegt, die belegen wie wichtige es ist, diese Variablen im Hinblick auf das Kind zu berücksichtigen. Damit wird die Anforderung an empirische Arbeiten, Kontroll- oder Hintergrundvariablen theoriegeleitet zu begründen, um möglichst genaue Schätzwerte in der Datenanalyse zu erhalten, erfüllt (Jaccard et al. 2006).

Alter der Eltern

Frühe Elternschaft wird mit negativeren Folgen für das elterliche Wohlbefinden verknüpft. Bestimmte Eckpfeiler im Leben junger Eltern, wie die berufliche, damit finanzielle Situation, aber auch die Stabilität der Partnerschaft, sind oftmals noch nicht hinreichend gegeben und erhöhen insgesamt das Risiko sozialer Benachteiligung (Grundy und Foverskov 2016). Auch Zerle et al. (2012) beschreiben das Sozialprofil junger, minderjähriger Mütter und deren Partner, anhand verschiedener Studienbefunde, als prekär, in vielen Fällen geprägt durch Arbeitslosigkeit sowie eine fehlende oder einfache Schul- und/oder Berufsbildung. Zugleich fehlen jungen Eltern oft wichtige Ressourcen, um die ökonomischen, emotionalen, sozialen und physischen Anforderungen von Elternschaft zu bewältigen (Grundy und Foverskov 2016).

Der negative Zusammenhang zwischen dem elterlichen Wohlbefinden und einem besonders jungen Alter der Eltern zur Geburt des ersten Kindes, nimmt ab einem kritischen Alter von ungefähr 23 Jahren bzw. in den frühen „Zwanzigern“ der Eltern ab (Mirowsky und Ross 2002; Mirowsky 2002; Pudrovska und Carr 2009). Cetre et al. (2016) schlussfolgern, dass Elternschaft ungefähr ab dem Alter von 30 Jahren positiv mit dem Wohlbefinden zusammenhängt. Eltern in Industrieländern verfügen in dieser Altersspanne mit hoher Wahrscheinlichkeit über ein vergleichsweise hohes Einkommen und eine stabile Lebenssituation.

Die Entscheidung für ein Kind ist dann zumeist gewusst geplant (ebd.). Dennoch kann nicht automatisch abgeleitet werden, dass der Alterseffekt der Eltern umso positiver auf das Wohlbefinden wirkt, je später das erste Kind zur Welt kommt, insbesondere für Frauen. Eine späte Elternschaft kann mit Schwierigkeiten verbunden sein, da für Frauen mit zunehmendem Alter gesundheitliche Risiken während der (ersten) Schwangerschaft, aber auch für das Kind, zunehmen. Bei älteren Müttern treten vermehrt Schwangerschaftskomplikationen, eine Fehl- oder Frühgeburt, ein geringes Geburtsgewicht, eine Kaiserschnittgeburt oder Fehlbildungen des Kindes auf (siehe dazu z. B. Mill et al. 2016; Tang et al. 2006; Sobotka 2009; Ritzinger 2013). Eher ist von einem U-förmigen Zusammenhang zwischen dem Alter der Mutter zum Zeitpunkt der (ersten) Geburt und dem gesundheitlichen Wohlbefinden auszugehen. Während (erst)gebärende Mütter, während oder kurz nach der Pubertät, erhöhte Probleme in der Gesundheit aufweisen, sinken gesundheitliche Risiken für (Erst)Gebärende mit zunehmendem Alter stetig und sind bei Frauen zwischen 30 und 35 Jahren am geringsten. Danach erhöhen sich die Risiken deutlich und steigen, mit zunehmendem Alter der Mütter, wieder an. Für Frauen über 40 gehen Schwangerschaft und Geburt des ersten Kindes öfter mit erhöhten gesundheitlichen Risiken einher (Mirowsky 2005). Späte Schwangerschaft kann also mit kurz- oder langfristigen Einschränkungen gesundheitlichen Wohlbefindens, vor allem von Müttern, verknüpft sein. Das muss jedoch nicht automatisch auf andere Dimensionen des Wohlbefindens zutreffen. Nelson et al. (2014b) argumentieren, dass ältere Eltern eher über emotionale Reife und bessere finanzielle Ressourcen verfügen als besonders junge Eltern. Damit sind sie besser für stressreiche Phasen des Elternseins gewappnet. Späte Elternschaft fällt überdies mit einer stabilen Familiensituation zusammen, die Paarbeziehung stabilisiert sich mit zunehmendem Alter und die ökonomische Situation leidet weniger stark unter der Geburt eines Kindes (Sobotka 2009).

Grundsätzlich deuten die Ergebnisse darauf hin, dass das Alter der Eltern tendenziell in den extremen Altersbereichen Auswirkungen auf das Wohlbefinden hat. Junge Elternschaft ist oftmals durch schwierigere Lebensumstände gekennzeichnet. Für besonders späte Elternschaft trifft dies nur teilweise zu. Zwar steigen die gesundheitlichen Risiken für Frauen mit höherem Alter bei der Geburt des ersten Kindes, jedoch kann dann eine Geburt auch mit positiven Gefühlen verbunden sein, weil sich die Bedingungen der Familiengründung deutlich von denen früher Elternschaft unterscheiden. Insgesamt kann das Alter der Eltern damit eine wichtige Einflussvariable subjektiven Wohlbefindens sein.

Bildungsniveau

Die Befunde des Ravensburger Elternsurveys weisen darauf hin, dass der Bildungsstand eine wichtige Ressource für das subjektive Wohlbefinden von Eltern darstellt. In den Analysen ging ein höherer Bildungsabschluss im Schnitt mit höheren Zufriedenheitswerten der Eltern einher (Bertram und Spieß 2011). Mit gesondertem Blick auf den Effekt der Bildung auf unterschiedliche Aspekte des Wohlbefindens liefern Nomaguchi und Brown (2011) einen tieferen Einblick. Demnach sind höher gebildete Mütter weniger ängstlich in der Erziehung als niedriger gebildete Frauen, fühlen sich allerdings zugleich signifikant häufiger gefangen in der Mutterrolle. Diese Dimension subjektiven Wohlbefindens, bezogen auf das eigene Rollenverständnis, steht offenbar in Zusammenhang mit höheren Opportunitätskosten, die sich eher für Frauen mit einem höheren Bildungsniveau ergeben (Nomaguchi und Brown 2011). Obwohl insgesamt systematische Befunde zur Wirkung von Bildung, hinsichtlich unterschiedlicher Wohlbefindensdimensionen im Rahmen von Elternschaft fehlen, geben diese Erkenntnisse einen Hinweis darauf, dass das Bildungsniveau unterschiedliche Auswirkungen auf ausgewählte Aspekte des Wohlbefindens haben kann. Der Bildungsstand kann eine Ressource für bestimmte Wohlbefindensaspekte darstellen (*Education as Resource*) (Nomaguchi und Brown 2011). Dahinter steht die Annahme, dass höhere Bildung mit unterschiedlichen sozialen, ökonomischen und personalen Ressourcen einhergeht, die eine protektive Wirkung gegenüber unterschiedlichen Stressoren besitzen. Höher gebildete Mütter sorgen sich demnach weniger um die Entwicklung und das Wohlbefinden ihres Kindes, da ihnen vielfältigere Ressourcen zur Verfügung stehen, um ihr Kind zu schützen (Nomaguchi und Brown 2011). So erzielen besser gebildete Personen mit größerer Wahrscheinlichkeit ein höheres Einkommen, sind weniger wahrscheinlich arbeitslos, haben einen gesünderen Lebensstil und erleben weniger finanzielle Belastungen (Ross und Wu 1995). Ein hoher Bildungsstand wird überdies indirekt, über bessere Lebensbedingungen und damit zur Verfügung stehende ökonomische sowie soziale Ressourcen, mit einem bessern Gesundheitsstatus assoziiert (Ross und Wu 1995; Ross und Mirowsky 1999; Mirowsky und Ross 1998). Im Umkehrschluss geht ein geringer sozioökonomischer Status oftmals mit unterschiedlichen verhaltensbezogenen, materiellen und psychosozialen Risikofaktoren einher, die vor allem die Gesundheit negativ beeinflussen. Wobei gesundheitliche Ungleichheiten nicht vorrangig durch eine punktuelle Phase benachteiligender Lebensumstände entstehen, sondern meist auf einen langen Entstehungsprozess zurückblicken, der sich aus der Kumulation sozialer Benachteiligung ergibt (Richter und Hurrelmann 2009). In Einklang mit diesen Befunden schlussfolgern Alt und Lange (2012) als Synthese ihrer Analysen

zum Wohlbefinden von Eltern, in Abhängigkeit der Schichtzugehörigkeit, des Bildungsniveaus und der ökonomischen Situation des Haushalts, dass Elternschaft vor allem dann gelingt und als positiv erlebt wird, wenn sie mit einer guten Ressourcenausstattung der Eltern einhergeht.

Der Bildungsstand der Eltern stellt in der Konsequenz einen zentralen Entwicklungshintergrund für die kindliche Entwicklung dar. Nachteilige Effekte niedriger elterlicher Bildung, damit häufig implizit einhergehende benachteiligende Lebensumstände, konnten für das psychische Wohlbefinden von Kindern bestätigt werden. In einer Studie von Sonego et al. (2013) ergab sich für Kinder niedrig gebildeter Eltern eine höhere Wahrscheinlichkeit beeinträchtigter psychischer Gesundheit als bei Kindern höher gebildeter Eltern. Gleichzeitig besteht für Kinder niedrigerer sozialer Milieus häufig ein deutlich erhöhtes Risiko für Übergewicht (Lamerz et al. 2005; Danielzik und Müller 2006). Die Befunde unterstreichen, dass Kinder niedriger sozialer Schichten größeren Risiken ausgesetzt sind, ob sozial, emotional, familiär oder gesundheitlich als Kinder höherer sozialer Schichten (Erhart et al. 2007; Ravens-Sieberer et al. 2007; Lampert et al. 2018). Eine andere Studie deckte wiederum den protektiven Effekt von Bildung auf. In der Studie investierten höher gebildete Eltern mehr Zeit in die Betreuung und Pflege ihrer Kinder. Die Autoren und Autorinnen konkludieren auf Basis dieses Befundes, dass der größere Zeitanteil direkter Kinderbetreuung und -pflege höher gebildeter Eltern einen positiven Entwicklungshintergrund bildet, von dem Kinder auf vielfältige Weise profitieren können, den Kinder niedriger gebildeter Eltern so wiederum nicht erfahren (Guryan et al. 2008). Diese Ergebnisse deuten darauf hin, dass das Bildungsniveau der Eltern mitbestimmt in welcher Umgebung, unter welchen Lebensumständen Kinder aufwachsen und welche Anregungen sie erfahren. Daher stellt die Bildung der Eltern eine wichtige Einflussgröße für die kindliche Entwicklung dar.

Ökonomische Situation

In enger Verknüpfung mit dem Bildungsniveau stellen ökonomische Ressourcen einen zentralen Rahmen für familiäre Lebensverhältnisse und Handlungsspielräume dar. Dabei sind beide Strukturmerkmale eng miteinander verknüpft, da der Bildungshintergrund direkt über berufliche Chancen, daraus entstehende Einkommensmöglichkeiten, über die finanzielle Ressourcenausstattung mitbestimmt (Jackson et al. 2000). Im Ravensburger Elternsurvey zeichnete sich ab, dass, je höher das verfügbare Haushaltsnettoeinkommen und das zur Verfügung stehende Pro-Kopf-Einkommen waren, die Lebenszufriedenheit der Eltern höher ausfiel

(Bertram 2011). Diesen positiven Zusammenhang, zwischen allgemeiner Lebenszufriedenheit und besserer finanzieller Ausstattung, unterstreichen auch andere Studien (Pollmann-Schult 2014, 2013).

Nelson et al. (2014b) führen in ihrem Überblicksartikel zu elterlichem Wohlbefinden als Pendant zu diesen Befunden an, dass eine größere finanzielle Belastung mit höheren Depressionswerten in Verbindung stehen kann. Das Family Stress Model (Conger und Donnellan 2007; Conger et al. 2010; Conger et al. 1992) liefert hier eine systematische Erklärung, welche Auswirkungen ökonomische und finanzielle Schwierigkeiten für das Familiensystem bedeuten können. Objektiv schwierige ökonomische Familienbedingungen (*Economic Hardships*), z. B. ein niedriges Einkommen, eine hohe Schuldenlast, lösen finanzielle Belastung (*Economic Pressure*) aus (Conger und Donnellan 2007). Die subjektiv erlebte Belastung durch eine schwierige finanzielle Situation (*Subjective Appraisal of Economic Pressure)* (Elder et al. 1992) ist dann mit unterschiedlichen Aspekten elterlichen Wohlbefindens assoziiert. Sie kann beispielsweise zu erhöhten Depressionswerten, Wut- oder Angstsymptomen führen und, über diese Gemengelage, in einer verminderten Partnerschaftsqualität und/oder Erziehungsfähigkeit resultieren. Erfahren Eltern hohe ökonomische Belastungen (durch die objektiven Umstände, aber auch die subjektiv erlebte finanzielle Belastung) führt das langfristig, vermittelt über die Individual- und Paarebene sowie das Erziehungsverhalten, zu Einschränkungen des kindlichen Wohlbefindens oder zu einem ungünstigeren kindlichen Entwicklungsverlauf (Conger und Donnellan 2007). Das Family Stress Model schlägt damit vor, dass die erlebte finanzielle Belastung, neben den objektiven Einkommensumständen, Einfluss auf das elterliche und kindliche Wohlbefinden nimmt (Barnett 2008). Eine Reihe an Studien konnte die geschilderten Zusammenhänge der familiären und elterlichen Gegenspieler (objektive ökonomische Situation, erlebte Deprivation, familiäre Funktionsfähigkeit) bestätigen (siehe dazu z. B. Neppl et al. 2016; Shelleby 2018; Taylor et al. 2014; Dennis et al. 2003; Elder et al. 1995; Paat 2011; Parke et al. 2004; Newland et al. 2013; Leinonen et al. 2016; Aytaç und Rankin 2009). Überdies können Unterschiede im familiären Einkommen und der Ressourcenausstattung, Unterschiede in der kindlichen Gehirn- und damit kognitiven Entwicklung erklären. Kinder niedriger sozialer Schichten und Einkommenslagen zeigten in einer Studie Nachteile in ihrer kognitiven Entwicklung, im Vergleich zu Kindern aus Familien besserer Ressourcenausstattung (Noble et al. 2015).

Um Effekte der ökonomischen Situation auf das Wohlbefinden möglichst präzise zu berücksichtigen, ist es diesen Befunden folgend wichtig, zwischen einer objektiven Dimension und einer subjektiven Dimension der ökonomischen Lebensverhältnisse von Familien zu unterscheiden. Des Weiteren wurde deutlich,

dass die finanzielle Ressourcenausstattung und erlebte Deprivation nicht nur elterliches Wohlbefinden mitbeeinflussen, sondern ebenso die Rahmenbedingungen gelingender kindlicher Entwicklung abstecken.

Erwerbstätigkeit

Die Erwerbstätigkeit der Eltern stellt ebenfalls eine wichtige Bedingung elterlichen Wohlbefindens dar. Vor allem die geschlechtsspezifische Aufteilung der bezahlten Erwerbstätigkeit bei Paaren mit Kindern ist dafür verantwortlich, dass sich die Erwerbs- und Lebensrealitäten zwischen Müttern und Vätern, nach der Familiengründung, deutlich voneinander unterscheiden. Dies muss im Licht der Erwerbsmodelle begriffen werden, die deutsche Paare heute in der Regel praktizieren.

Im sogenannten *Ernährermodell* geht der Mann, als Hauptverdiener der Familie, einer bezahlten, in der Regel Vollzeiterwerbstätigkeit nach, während die Frau unbezahlte Familien- und Hausarbeit leistet. Das Ernährermodell hat in den letzten Jahren allerdings an Bedeutung verloren (Klenner und Pfahl 2008; Oschmiansky et al. 2014). Sowohl Mütter als auch Väter möchten heute, im Gegensatz zu dieser klassischen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, in zunehmendem Maße Elternschaft und Erwerbsarbeit in Einklang bringen (Gerlach 2017). Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für beide Geschlechter wird heute am häufigsten mit dem *modernisierten Ernährermodell* (Oschmiansky et al. 2014) bzw. dem *Zuverdienermodell* (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2018) umgesetzt. In diesem Arrangement arbeitet der Vater Vollzeit, während die Mutter einer Teilzeiterwerbstätigkeit nachgeht (Gerlach 2017). Ein Erwerbsarrangement, bei dem Mütter und Väter im gleichen Stundenumfang arbeiten, ist damit noch immer eher die Seltenheit (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2018). Die Vereinbarung von Elternschaft und Berufstätigkeit lastet, vor diesem Hintergrund, zumeist auf den Schultern der Mütter. In der Regel gleichen sie die Geburt eines Kindes beruflich aus, in dem sie ihr Arbeitszeitvolumen der Familiensituation anpassen (Statistisches Bundesamt und Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung 2018). Das bedeutet, sobald Paare Kinder bekommen, treten Mütter beruflich kürzer, um die Betreuung und Fürsorge der Kinder zu übernehmen. Für Väter entsteht hingegen ein paradoxer Effekt. Während minderjährige Kinder für Mütter durchschnittlich weniger Stunden Arbeitszeit bedeuten, haben Väter im Schnitt eine höhere Wochenarbeitszeit, unabhängig vom Alter und der Anzahl der Kinder, die sogar das wöchentliche Arbeitszeitvolumen der Vergleichsgruppe der kinderlosen Männer übersteigt (Bujard und Schwebel 2015; Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut WSI 2015; Kümmerling et al. 2015). Wie der

Väterreport veranschaulicht, arbeiten Väter mit Kindern egal welchen Alters durchschnittlich eine Stunde pro Woche länger als vergleichbare Männer ohne Kinder (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2018).

Frauen treten nicht nur beruflich kürzer, sie unterbrechen ihre Berufstätigkeit nach der Geburt eines Kindes auch deutlich häufiger und länger als Väter. Das spiegelt sich in der Erwerbsbeteiligung von Frauen wider, die mit Kindern im U-3-Bereich am geringsten ist, jedoch mit steigendem Alter der Kinder zunimmt und sich ab dem Alter der Kinder von sechs Jahren oder älter, an die Erwerbsbeteiligungsquote der Frauen ohne Kinder angleicht (Lietzmann und Wenzig 2017). Dass es vor allem Mütter sind, die ihre Berufstätigkeit unterbrechen, untermauert die Elternzeitnahme, die zwischen den Geschlechtern noch immer ungleich verteilt ist (Samtleben et al. 2019). Die Einführung des Elterngelds im Jahr 2007 soll es Familien erleichtern, die Aufgabenteilung und Berufstätigkeit, nach der Geburt eines Kindes, flexibler zu gestalten. Ziel ist es, kürzere Erwerbsunterbrechungen für Frauen zu ermöglichen, indem für Männer Anreize geschaffen wurden, ihre Berufstätigkeit für einen Zeitraum zu unterbrechen oder die Arbeitszeit zu reduzieren, um Familienaufgaben ganz oder teilweise übernehmen zu können (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2016a). Insgesamt ist die Anzahl der Väter, die überhaupt bezahlte Elternzeit in Anspruch nimmt, zwar auf rund 37 % im Jahr 2016 gestiegen, wie Analysen von Samtleben et al. (2019) mit der Elterngeldstatistik des Statistischen Bundesamtes erkennen lassen. Im Gegensatz zur Inanspruchnahme von Müttern, die im Analysezeitraum von 2008 bis 2016 kontinuierlich bei über 90 % lag, ist der Anteil der Väter trotzdem noch immer geringer. Es bestehen zudem deutliche Unterschiede in der Nutzungsdauer. Die, in der Regel, längere Bezugszeit von Müttern beträgt rund zehn bis 12 Monate, ein Großteil der Väter nimmt hingegen nur das Minimum der zwei Partnermonate in Anspruch (Samtleben et al. 2019).

Erwerbstätigenquote und Stundenumfang von Frauen sind damit vorrangig vom Alter des jüngsten Kindes abhängig (Statistisches Bundesamt und Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung 2018; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2012), während Erwerbsbeteiligung und Stundenumfang von Vätern, im direkten Vergleich, weitestgehend unabhängig vom Alter des Nachwuchses sind (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2018). Die Familiengründung beeinflusst das Erwerbsmuster von Frauen und Männern daher sehr unterschiedlich (siehe für einen Überblick auch Pollmann-Schult 2015).

Letztendlich hat dieses viel gelebte Erwerbsmodell zur Folge, dass Mütter den Löwenanteil der nichtbezahlten Haus- und Familienarbeit, einschließlich Kinderbetreuung, übernehmen (OECD 2017). Das schafft eine ungleiche Aufteilung der

häuslichen, unbezahlten Arbeit, die bei Paaren mit kleinen Kindern noch ungleicher und traditioneller aufgeteilt ist (Hobler et al. 2017). Die Doppelbelastung zwischen Berufstätigkeit und Haus- bzw. Familienarbeit schafft daher für Mütter einen hohen *Koordinierungs- und Synchronisationsaufwand* im Alltag (Klünder und Meier-Gräwe 2017). Die Geburt des ersten Kindes markiert einen Wendepunkt, an dem es bei vielen Paaren zu einer Retraditionalisierung bzw. zu einer geschlechtsspezifischen Spezialisierung in der Aufgaben- und Rollenverteilung kommt (Blossfeld 2009; Dechant et al. 2014; Barnes 2015; Bujard und Schwebel 2015; Panova et al. 2017), selbst wenn Paare vor der Familiengründungsphase eine gleichberechtigte Aufgabenteilung praktizierten (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2006).

Zwar fehlen systematische Studien zum Zusammenhang zwischen Erwerbsaufteilung und Wohlbefinden, anzunehmen ist dennoch, dass Erwerbsarrangements von Paaren Konsequenzen für unterschiedliche Bereiche elterlichen Wohlbefindens haben, da sich für Mütter und Väter unterschiedliche Herausforderungen ergeben. Zugleich ist diese Strukturvariable mit der Ebene des Kindes verknüpft, da der Umfang der Erwerbstätigkeit darüber mitbestimmt, wer sich hauptsächlich um die Pflege und Betreuung des Kindes kümmert und, ob die Care-Tätigkeiten mit beruflichen Anforderungen in Einklang gebracht werden müssen. Einige Studien deuten beispielsweise an, dass ein früher beruflicher Wiedereinstieg von Müttern (vorranging Vollzeit), in den ersten Monaten nach der Geburt des Kindes, einen minimal negativen Effekt auf die kindliche Entwicklung haben kann, der aber durch andere Hintergrundmerkmale, wie eine qualitativ hochwertige Kindertagesbetreuung oder eine größere Aufgabenübernahme der Väter, ausgeglichen wird (Brooks-Gunn et al. 2010; Gregg und Wahsbrook 2003; Huerta et al. 2011).

Familienstand

Alleinerziehende Elternteile stellen in der Regel eine benachteiligte Gruppe dar, bei der sich konsistent ein niedrigeres Wohlbefinden zeigt, im Gegensatz zu Müttern oder Vätern, die in einer Paarbeziehung leben und die Aufgabe der Elternschaft gemeinsam tragen können (siehe hierzu zum Beispiel Pollmann-Schult 2018b; Meier et al. 2016; Evenson und Simon 2005; Nelson et al. 2014b; Cunningham und Knoester 2007; Aassve et al. 2012). Alleinerziehende sind aufgrund ihres Status höheren Belastungen ausgesetzt, wie finanziellen Schwierigkeiten, Rollenkonflikten oder der Vereinbarkeitsfrage (Avison et al. 2007).

Partnerschaften sind daher eher mit höherem Wohlbefinden verbunden als das Single-Dasein (Musick und Bumpass 2012), wobei nicht-verheiratete, zusammenlebende Paare in machen Studien ein etwas geringeres Wohlbefinden auf unterschiedlichen Aspekten aufweisen als verheiratete Paare (z. B. Stavrova et al. 2012; Soons und Kalmijn 2009; Aarskaug Wiik et al. 2012; Brown 2000). Erklärung für diese *Cohabitation-Gap* ist der weniger institutionalisierte Charakter einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, die mit größerer Unsicherheit in der Partnerschaft verbunden sein kann. Das wiederum führt eher zu Konflikten und in Erweiterung zu Einschränkungen des Wohlbefindens (Soons und Kalmijn 2009).

Die differenzierten Befunde von Perelli-Harris et al. (2019) können diesen Zusammenhang allerdings etwas abschwächen. Ausschlaggebend sind gleichzeitig die sozialen Normen eines Landes, die einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft gegenüber gelten. Werden Ehe und nichteheliche Lebensgemeinschaft zu großen Teilen als gleichwertig betrachtet, bringt eine nichteheliche Lebensgemeinschaft ähnliche Vorteile mit sich, wie Intimität, emotionale Unterstützung und gebündelte Ressourcen. In Norwegen, Deutschland und dem vereinigten Königreich bestanden deshalb keine bedeutenden Unterschiede zwischen Paaren einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft und verheirateten Paaren (ebd.). Auch andere Studien stellen die moderierende Funktion sozialer Normen für den Einfluss des Familienstands auf das Wohlbefinden fest (Stavrova et al. 2012; Soons und Kalmijn 2009). Diese Studien berücksichtigen jedoch nicht explizit, ob sich dieser Zusammenhang auch im Rahmen von Elternschaft aufrechterhalten lässt. Besonders in internationalen Studien wird eine nichteheliche Lebensgemeinschaft im Rahmen von Elternschaft, durch den weniger institutionalisierten Charakter und damit verbundene Unsicherheiten, eher mit Risiken verbunden (Langmeyer 2015). Nichtverheiratete Paare mit Kindern etwa trennen sich eher und sind im Vergleich zu verheirateten Paaren mit Kindern im Schnitt jünger sowie niedriger gebildet, ökonomisch schlechter gestellt oder haben bereits Kinder aus früheren Beziehungen (Musick und Michelmore 2018; Osborne et al. 2007). Daran verdeutlicht sich, dass soziale Selektionsmechanismen am Werk sind, die eine Heiratsentscheidung steuern (Perelli-Harris et al. 2019; Stavrova et al. 2012). Das bedeutet, mit hoher Wahrscheinlichkeit führen bestimmte Bedingungen, wie eine hohe Bildung oder die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht zu einer Heirat. Das wiederum hat zur Folge, dass Elternschaft bei verheirateten Paaren mit günstigeren Lebensumständen zusammenfällt (Manning und Brown 2006). Kohabitierende Elternpaare zeichnen sich dagegen durch instabilere Lebenssituationen aus. Sie neigen zu einem geringeren Wir-Gefühl, geringerer Bereitschaft, Zugeständnisse für den anderen einzugehen und haben nicht immer langfristige gemeinsame Ziele. Geringeres *Commitment* und der geringere institutionalisierte

Charakter der Partnerschaft sind mit höheren Trennungsraten gegenüber Ehen assoziiert (Popenoe 2009).

Deutlich wurde, dass diese Hintergrundvariable im Rahmen von Elternschaft eine potentielle Störgröße subjektiven Wohlbefindens darstellen kann. Beispielsweise, wenn eine nichteheliche Lebensgemeinschaft eher mit Unsicherheiten, Konflikten und Unstimmigkeiten einhergeht. Das rahmt allerdings nicht nur elterliches Wohlbefinden und Erleben, sondern bereitet auch einen negativen Entwicklungshintergrund für das Kind (Popenoe 2009). Befunde konnten belegen, dass Konflikte in Partnerschaften oder eine (sich anbahnende) Scheidung oder Trennung, Risikofaktoren für eine gelingende kindliche Entwicklung darstellen (Zemp und Bodenmann 2015).

Familienform

Neben dem Familienstand stellt die Familienform eine wichtige Rahmenbedingung elterlichen Wohlbefindens dar. Heute gibt es unterschiedlichste Familienkonstellationen, die sich nach Trennungen, Scheidungen oder Folgepartnerschaften ergeben (Vaskovics 2020; Steinbach 2015). Die Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten im Rahmen sozialer Beziehungsformen hat insgesamt zu einer Pluralisierung familialer Lebensformen geführt (Oelkers 2012). Elternschaft wird daher nicht mehr nur primär als biologische, sondern auch als *soziale Elternschaft* gelebt (Vaskovics 2020). Soziale Elternschaft liegt vor, wenn die neuen Partner die Elternrolle und die damit inbegriffenen Pflichten wie die Pflege, Erziehung, emotionale Zuwendung und finanzielle Verantwortung für nicht-leibliche Kinder übernehmen, auch ohne rechtliche Anerkennung und/oder leibliche Abstammung (Vaskovics 2020). Primär lassen sich hierbei z. B. die Stief-, Pflege- und Adoptivelternschaft unterscheiden (Vaskovics 2020; Jurczyk 2017).

Als häufig auftretende Familienform ist eine Stieffamilie dadurch charakterisiert, dass zumindest zu einem leiblichen Elternteil ein sozialer Elternteil hinzutritt bzw. ein verstorbener Elternteil durch einen sozialen Elternteil ersetzt wird (Peuckert 2007). Als Folge einer Trennung und Scheidung der leiblichen Eltern können für Kinder dabei, durch die Neubildung einer Partnerschaft der leiblichen Mutter und/oder des leiblichen Vaters, neue soziale Elternteile, Geschwister oder Großeltern hinzukommen (Oelkers 2012)[3]. Im Rahmen der Familienentwicklung deutete sich bereits an, dass Partnerschaftsformierungsprozesse und

[3] Entleitner-Phleps 2017 liefert in diesem Zusammenhang einen detaillierten Überblick zur Definition, Charakteristika, Formen und zur Prävalenz von Stieffamilien in Deutschland.

diese Strukturveränderungen im Familiensystem verschiedene Herausforderungen und Risiken für Familien mit sich bringen können. So zeigt sich nicht nur ein geringeres Wohlbefinden bei Kindern aus komplexen Stieffamilien[4] im Vergleich zu Kindern aus Kernfamilien[5] (Entleitner-Phelps und Walper 2020), auch das Wohlbefinden von Eltern weist Unterschiede, je nach Familienkonstellation, auf. Insbesondere Stieffamilienkonstellationen, durch das Vorhandensein mehrerer Väter und Mütter, man spricht auch von multipler Elternschaft, stellen hohe Anforderungen an alle Beteiligten. Diese Familiensituation erfordert praktische Präsenz und das Zusammenarbeiten aller beteiligten Elternteile (Steinbach 2015; Walper und Lux 2017). Das schlägt sich im Wohlbefinden nieder. So erleben Stiefeltern, besonders Frauen, die eine Stiefelternrolle übernehmen, ein höheres Stresslevel und stärkere depressive Symptome als Eltern einer Kernfamilie (Shapiro und Stewart 2011; Shapiro 2014; Johnson et al. 2008; Pace und Shafer 2015). Das schwierige Beziehungsdreieck zwischen leiblicher Mutter, Stiefmutter und Stieftochter kann zum Beispiel die Etablierung einer positiven Beziehung zwischen Stiefmutter und Stieftochter erschweren und zu Belastung führen.(Hart 2009; Nielsen 1999). Vor diesem Hintergrund ist, auch in Einklang mit den Ausführungen von Evenson und Simon (2005), davon auszugehen, dass bestimmte Familienformen, wie eine Stieffamilienkonstellation, mit größeren Einschränkungen des Wohlbefindens für Eltern verbunden sein können als Elternschaft in einer Kernfamilie.

Geschlecht der Eltern

Eine differenzierte Betrachtung beider Geschlechter im Rahmen familiärer Anpassungsprozesse ist in der Systematik wie sie heute vorzufinden ist, ein vergleichsweise jüngeres Themenfeld. Dieser Analysefokus hat im Rahmen der Modernisierungsthese Fuß gefasst, die von einem sukzessiven Wandel der Mutter- und Vaterrolle ausgeht (siehe z. B. Friebertshäuser et al. 2007 als Übersicht zu veränderten Rollenfuntkionen über die Zeit). Im Zuge des Umdenkens, dass sowohl Mütter als auch Väter wichtig für das Heranwachsen der Kinder sind, gibt es im Kontext des elterlichen Wohlbefindens eine Reihe an Studien, die die Variable Geschlecht auf unterschiedliche Weise in ihre Analysen einbeziehen. Einige Arbeiten setzen sich getrennt mit dem Wohlbefinden von Müttern und

[4] Komplexe Stieffamilien entstehen, wenn ein Paar, in dem mindestens einer der Partner ein leibliches Kind oder leibliche Kinder aus einer vorherigen Partnerschaft in die Beziehung mitgebracht hat (einfache Stieffamilie), ein gemeinsames leibliches Kind bekommt (Entleitner-Phelps und Walper 2020).

[5] In einer Kernfamilie leben beide leiblichen Elternteile in einer Partnerschaft zusammen mit den gemeinsamen Kindern bzw. mit dem gemeinsamen Kind (Steinbach 2015).

Vätern auseinander, wobei das Wohlbefinden der Mütter (mütterliche Depression, Erziehungsstress), im Gegensatz zu dem der Väter, stärker gewichtet wird (z. B. Goodman et al. 2011; Ashman et al. 2008; Teti und Crosby 2012; Ahun und Côté 2019; Calzada et al. 2019; Farkas und Valdés 2010; Gondoli und Silverberg 1997; Leung et al. 2010; Nomaguchi und Brown 2011; Gelfand et al. 1992). Ausgangspunkt der Studien ist die Befindlichkeit der Mütter als Erklärungshorizont für eine defizitäre kindliche Entwicklung, auch bezeichnet als *Mother Blaming* (Wickert 2016; Seiffge-Krenke 2002; Marinovic und Seiffge-Krenke 2016). Eine zunehmende Anzahl an Studien beginnt sich jedoch auch ausschließlich mit dem Wohlbefinden von Vätern zu befassen (siehe etwa Darling et al. 2012; Pollock et al. 2005; Premberg et al. 2008; Eddy et al. 2019; Pollmann-Schult 2010). Parallel dazu finden sich Studien, die Mütter und Väter systematisch vergleichen, um unterschiedliche aber auch gleich verlaufende Mechanismen des Wohlbefindens und Stresserlebens zu identifizieren. Die Studien stellen alle Analysen getrennt nach dem Geschlecht dar (z. B. Pruchno und Patrick 2016; Gross und Marcussen 2017; Kiviruusu et al. 2020; Melson et al. 1998; Skreden et al. 2012; Skreden et al. 2008; Crnic und Booth 1991; Ornstein Davis und Carter 2008). Dabei konnte die Forschung feststellen, dass Väter einen qualitativ und quantitativ andersartigen Beitrag zur Entwicklung und Erziehung der Kinder leisten als Mütter (Seiffge-Krenke 2001). Das unterstreicht die Wichtigkeit, beide Geschlechter zu betrachten. Nicht zuletzt, weil Väter und Mütter unterschiedliche, teilweise kulturell tradierte Rollen und Funktionen in der Familie und dem Kind gegenüber einnehmen (Rendtorff 2007). Vor allem ein vergleichender Analysefokus erlaubt einen Einblick in Gleichförmigkeiten, aber auch Unterschiedlichkeiten der Lebensrealitäten von Müttern und Vätern, ohne dabei eine zu einseitige oder defizitäre Perspektive einzunehmen. Die vorliegende Studie legt dieses Verständnis zugrunde. Daher werden alle Analysen getrennt für Mütter und Väter dargestellt, um nicht nur geschlechtsspezifische Niveauunterschiede in unterschiedlichen Dimensionen des Wohlbefindens ausmachen zu können. Vielmehr können so auch geschlechtsdifferenzierte Variablenzusammenhänge im Rahmen des Wohlbefindens identifiziert werden.

Alter des Kindes

In den Ausführungen zur Familienentwicklung deutete sich bereits an, dass Unterschiede elterlichen Wohlbefindens je nach Altersstufen des Kindes auftreten können. Kinder im Baby- und Kleinkindalter werden teilweise mit Einschränkungen auf bestimmten Aspekten des Wohlbefindens assoziiert (Nomaguchi und Milkie 2020), da Kinder in den ersten Jahren einen hohen Betreuungs- und Fürsorgeaufwand bedeuten (Wilhelm 2015). In diesem Zeitraum ist z. B. der

nächtliche Schlaf der Eltern stärker eingeschränkt als von Müttern und Vätern älterer Kinder (Hagen et al. 2013). Gleichzeitig erleben Mütter mit Kleinkindern, im Spannungsfeld zwischen Familie und Beruf, stärkere Belastungen, trotz geringeren Stundenumfangs, fühlen sie sich weniger durch den Arbeitgeber unterstützt und empfinden größere Opportunitätskosten (Nomaguchi und Fettro 2019). Schließlich verspüren Eltern mit jüngeren Kinder größere Einbußen im Autonomieerleben (Wilhelm 2015). Auch erlebter Zeitdruck bzw. Zeitstress spielen eine Rolle, solange Kinder klein sind (siehe in diesem Zusammenhang z. B. Gunnarsdottir et al. 2014; Southerton und Tomlinson 2005; Craig und Brown 2017; Buddelmeyer et al. 2018; Ruppanner et al. 2019). Nicht zuletzt, da Kinder in diesem Alter besondere Unterstützung, Fürsorge und Aufmerksamkeit einfordern, die meist in feste Zeitstrukturen und Routinen eingebettet ist (Gunnarsdottir et al. 2014). Das lässt sich manchmal nur schwer mit anderen Lebensbereichen in Einklang bringen.

Dementgegen veranschaulichen Befunde, dass die Phasen mit Babys und Kleinkindern mit positiven Erlebnissen verknüpft sein können. Eltern mit dem ältestes Kind unter fünf Jahren berichteten in einer Studie über eine größere Zufriedenheit mit der Beziehung zu ihrem Kind als Eltern mit Schulkindern oder Teenagern (Nomaguchi 2012). Die Ergebnisse von Meier et al. (2018) bekräftigen den Erlebensunterschied der Eltern-Kind-Beziehung von Eltern mit Kindern unterschiedlicher Altersstufen. Mütter und Väter von 13- bis 18-Jährigen empfanden deutlich geringere Freude während gemeinsamer Aktivitäten mit den Heranwachsenden als Eltern mit Babys und Kleinkindern. Argumentation der Autorinnen ist, dass die zeitintensive Pflege und Fürsorge von Babys und Kleinkindern zwar bestimmte Bereiche des Wohlbefindens einschränken kann, jedoch der emotionale Gewinn durch die Eltern-Kind-Beziehung höher ist als bei Eltern mit Jugendlichen (Meier et al. 2018). In der Pubertät finden Ablösungsprozesse der Jugendlichen statt, die mit Diskussionen über die Balance zwischen Autonomie und Kontrolle (Kurz 2002), und mit einer Abnahme der emotionalen Nähe zu den Eltern verbunden sein können (Smetana et al. 2006). Auch wenn Konflikte und Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Jugendlichen zu diesem Entwicklungsschritt dazugehören, erleben Eltern die sich verändernde Eltern-Kind-Beziehung oftmals als herausfordernd und schwierig (Smart et al. 2008; Smetana et al. 2006; Steinberg und Morris 2001; Luthar und Ciciolla 2016). Letztlich belegen die Ausführungen, dass das Alter des zumeist jüngsten Kindes relevant für elterliches Wohlbefinden ist.

Anzahl der Kinder

Wie Wilhelm (2015) anführt, stellt eine größere Kinderanzahl oft umfassendere Anforderungen an Eltern. Mit Blick in die Forschung deutet sich an, dass das erste Kind tiefgreifende Veränderungsprozesse auslöst und so Auswirkungen auf unterschiedliche Bereiche des Wohlbefindens hat, während weitere Kinder keinen zusätzlichen oder einen geringeren Effekt auf bestimmte Aspekte elterlichen Wohlbefindens haben (Knoester und Eggebeen 2006; Balbo und Arpino 2016). Die Lebenszufriedenheit von Eltern erfuhr beispielsweise in zwei Studien einen signifikanten Anstieg nach der Geburt des ersten Kindes, die Geburt eines zweiten oder dritten Kindes führte in den Analysen hingegen zu keinem zusätzlichen Anstieg (Pollmann-Schult 2014; Rizzi und Mikucka 2014), beziehungsweise verzeichneten Dyrdal und Lucas (2012) einen geringfügigen Anstieg mütterlicher Lebenszufriedenheit durch die Geburt des zweiten Kindes. Für die Väter ergab sich dieser Effekt jedoch nicht. Im Hinblick auf die Partnerschaftszufriedenheit führte primär das erste Kind zu einer steileren Abnahme derselbe als weitere Kinder (van Scheppingen et al. 2018). Einer Metaanalyse folgend, besteht insgesamt ein negativer Zusammenhang zwischen der Anzahl der Kinder und der Partnerschaftszufriedenheit, die mit zunehmender Kinderanzahl tendenziell abnimmt (Twenge et al. 2003). Überdies führt eine größere Kinderanzahl zu einem erhöhten Level elterlicher Belastung (Knoester und Petts 2017; Östberg und Hagekull 2000), einem größeren Ausmaß sozialer Isolation bei Müttern (Skreden et al. 2012; Östberg et al. 1997), größeren Autonomieeinschränkungen (Wilhelm 2015) und bei Vätern zu Befürchtungen größerer Rollenrestriktionen (Hildingsson und Thomas 2014). Diese unterschiedlichen Belastungslagen lassen sich auch damit begründen, dass *Mehrkindfamilien* (Familien, die drei oder mehr Kinder haben) (Lück et al. 2015) oftmals größere Einschränkungen erleben als Familien mit ein oder zwei Kindern. Beispielsweise steht Mehrkindfamilien ein geringeres Nettoäquivalenzeinkommen zur Verfügung, bei gleichzeitig höheren Ausgaben für Kinder, und die Familien sind doppelt so oft von Armut gefährdet (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2013b). In den Ergebnissen deutet sich somit an, dass sich in Familie mit mehr Kindern, größere Anforderungen für Eltern ergeben.

4 Teilstudie I: Machen Kinder unglücklich?

Mit dieser diskussionswürdigen Frage setzen sich Arbeiten im Rahmen des Vergleichs des Wohlbefindens zwischen Eltern und kinderlosen Personen auseinander. Grundsätzlich ist der Ausgangspunkt des Vergleichs die kontroverse These, dass Eltern nicht glücklicher oder sogar unglücklicher sind als nicht-Eltern (Pollmann-Schult 2014). Zentrale Fragestellung vieler Arbeiten ist, inwiefern die Kosten des Elternseins die positiven Seiten des Kinderhabens übersteigen und so zu einem geringeren Wohlbefinden der Personen mit Kindern im Gegensatz zu kinderlosen Personen führen (wie z. B. Pollmann-Schult 2014; McLanahan und Adams 1987; Umberson et al. 2010; Simon und Caputo 2019; Nomaguchi und Milkie 2003; Nomaguchi 2012).

Befunde zu Einschränkungen des Wohlbefindens durch Kinder im Rahmen des Vergleichs von Eltern zu nicht-Eltern

McLanahan und Adams (1987) führen in ihrem Überblicksartikel beispielsweise, anhand unterschiedlicher Forschungsbefunde, an, dass Eltern auf keiner der herkömmlich erhobenen Wohlbefindensdimensionen ein besseres Wohlbefinden aufweisen als nicht-Eltern. Auch weisen die damals, in diesem Artikel zusammengefassten Studien stets auf höhere Prävalenzen von Depressions- und Angstsymptomen bei Eltern hin als in der Vergleichsgruppe der kinderlosen Personen (McLanahan und Adams 1987; siehe auch Simon 2008). Evenson und Simon (2005) argumentieren ebenfalls, dass Elternschaft nicht mit einer besseren psychischen Gesundheit in Verbindung steht. Sie untersuchten Eltern in unterschiedlichen Phasen der Familie (z. B. Emptynest-Eltern und Eltern mit Kleinkindern oder Jugendlichen) und unterschiedlichen Familienformen (z. B. Stieffamilien) und fanden für keine Elterngruppe niedrigere Depressionswerte im Vergleich zu kinderlosen Personen (Evenson und Simon 2005). Schlussfolgerung auf Basis der Ergebnisse war, dass die emotionalen Anforderungen wohl

H. Maly-Motta, *Gestresste Eltern*,
https://doi.org/10.1007/978-3-658-41224-1_4

die emotionale Anerkennung des Elternseins übersteigen, insbesondere bei Eltern mit minderjährigen, abhängigen Kindern (Evenson und Simon 2005). Insgesamt liefert der Forschungsstand jedoch keine eindeutige Befundlage. Im Vergleich unterschiedlicher Wohlbefindensindikatoren, bestätigen sich nicht durchweg niedrigere Werte subjektiven Wohlbefindens bei Eltern (siehe auch Pudrovska 2008; Simon und Caputo 2019; Mckenzie und Carter 2013; Mirowsky und Ross 2002). Einige Studien identifizieren Eltern als zufriedener mit ihrem Leben als nicht-Eltern (Nelson et al. 2013; Nelson et al. 2014a; Aassve et al. 2012), andere Studien finden einen umgekehrten Zusammenhang (Hansen 2012) oder keine Unterschiede (Nelson et al. 2014b; Kohler und Mencarini 2016). Mit Blick auf die Zufriedenheit in unterschiedlichen Lebensbereichen liegen eindeutigere Befunde vor. Demnach empfinden Eltern, im Gegensatz zu nicht-Eltern, eine geringere Zufriedenheit mit ihrer Freizeit, ihren sozialen Kontakten und der Partnerschaft (Pollmann-Schult 2013). Besonders Väter verspüren durch den Elternstatus eine Zäsur in ihrer Freizeitgestaltung und können seltener soziale Kontakte zu Nachbarn, Bekannten oder Freunden pflegen (Pollmann-Schult 2010). Während bei Müttern mit kleinen Kindern vor allem die Partnerschaftszufriedenheit im Kontrast zu nicht-Müttern und Müttern mit älteren Kindern leidet (Twenge et al. 2003).

„Cost-of-Children Hypothesis" – Ein Erklärungsansatz

Dass untersuchte Eltern in manchen Studien ein niedrigeres Wohlbefinden aufweisen, scheint ein Paradox zu sein. Im englischsprachigen Raum wird diese Wahrnehmung als *Parenting-Paradox* bezeichnet (Morse und Steger 2019). Paradox deshalb, da Elternschaft mit ideellen Werten verbunden ist. Elternschaft ist demnach eine anzustrebende soziale Rolle (McLanahan und Adams 1987), die für ein erfülltes und glückliches Leben als wertvoll erachtet wird. Kinderlosigkeit wird hingegen negativ, mit Einsamkeit und Leere assoziiert (Hansen 2012). Elternschaft verleiht Menschen einen Lebenssinn (*Meaning in Life*), insbesondere, wenn die Elternrolle und einhergehende Anforderungen ein Kohärenzgefühl erzeugen (Morse und Steger 2019). Aus dem Verständnis der Salutogenese bedeutet das, dass Eltern die erlebten Anforderungen verstehen, einordnen und ihre Sinnhaftigkeit nachvollziehen können (*Sense of Comprehensibility*) (Stöhr et al. 2019). Wieso geht Elternschaft dann also mit einem niedrigeren Wohlbefinden einher?

Ein Erklärungsansatz wird in soziologischen Studien in der Cost-of-children Hypothesis gesehen (Hansen 2012). Im Zuge demographischer und gesellschaftlicher Entwicklungen, wie der stark angewachsenen Frauenerwerbstätigkeit, besteht die Annahme, dass Elternschaft nunmehr mit unterschiedlichen Einschränkungen

einhergeht, die einen Einfluss auf das Wohlbefinden der Eltern haben können (McLanahan und Adams 1987; Hansen 2012; Bird 1997). Das Ungleichgewicht des subjektiven Wohlbefindens auf Kosten von Eltern, die mit abhängigen Kindern im Haushalt leben, resultiert aus bestimmten Einschränkungen und Kosten, die durch Elternschaft entstehen (Hansen 2012). Kinder erhöhen die Wahrscheinlichkeit für Eltern, unterschiedlichen Stressoren ausgesetzt zu sein (Glass et al. 2016). Insbesondere berufstätige Eltern erleben beispielsweise Stress aufgrund fehlender Freizeit und Zeit für sich selbst, da sie mit der Vereinbarung von Beruf und Familie einer Doppelbelastung ausgesetzt sind (Simon und Caputo 2019; Bittman und Wajcman 2000; Mattingly und Bianchi 2003). Hinter diesem Forschungsverständnis verbirgt sich die Annahme, dass Eltern Einschränkungen in ihrem Wohlbefinden erleben, aufgrund verschiedener Kontext- und Lebensbedingungen, die mit Elternschaft einhergehen. Als Konsequenz dieser zentralen Annahme, berücksichtigen viele Studien schwerpunktmäßig kontextuelle und soziodemographische elterliche Einflussvariablen, die ein geringeres Wohlbefinden von Eltern im Gegensatz zu kinderlosen Personen erklären, wie die bisherigen Ausführungen gezeigt haben.

4.1 Forschungslücke I: Der Vergleich des Wohlbefindens von Eltern und kinderlosen Personen und die Rolle des Kindes

Die Ergebnisse konnten bisher veranschaulichen, dass der Zusammenhang zwischen Elternstatus und Wohlbefinden davon abhängt, in welchem sozialen und gesellschaftspolitischen Gefüge Familien leben (Nomaguchi und Milkie 2020). Dennoch birgt dieses Forschungsverständnis Fallstricke, da sich die Studien auf ausgewählte Begleitumstände des Kinderkriegens beziehen, die zumeist in strukturellen oder kontextuellen Lebensbedingungen von Familien begründet liegen. Als Folge finden Merkmale des Kindes oder das Erleben von Elternschaft keine systematische Berücksichtigung.

Als Ergänzung zu den bisher bestehenden Forschungsergebnissen zielt die vorliegende Teilstudie darauf ab, zu prüfen, inwiefern das Kind (operationalisiert über das Alter des jüngsten Kindes, die Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder und kindliche Verhaltenscharakteristika) und das Erleben der Elternrolle (Überforderung vs. keine Überforderung durch die Aufgaben als Mutter/Vater) Unterschiede im Wohlbefinden zwischen Eltern und nicht-Eltern erklären können. Als Gradmesser individuellen subjektiven Wohlbefindens finden dafür drei Globalindikatoren Anwendung. Zum einen die Allgemeine Lebenszufriedenheit,

ein Indikator für Depressivität (WHO-5-Wellbeing-Index) und die Zufriedenheit mit den Möglichkeiten das Leben selbst zu gestalten. Als partnerschaftsrelevante Dimension subjektiven Wohlbefindens wird die Partnerschaftszufriedenheit betrachtet. Datengrundlage dafür der DJI-Survey *AID:A II Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten* aus dem Jahr 2014. Aus diesem Querschnittsdatensatz wurde eine Teilstichprobe von $N = 2\ 308$ Zielpersonen ausgewählt.

4.2 Forschungsfragen

Ausgehend von den bisher geschilderten Forschungsbefunden umfasst der folgende Abschnitt die zugrundeliegenden Forschungsfragen und abgeleiteten Annahmen. Forschungshypothesen werden nur dann aufgestellt, wenn einschlägige empirische Ergebnisse oder eindeutige theoretische Modellannahmen für eine gerichtete Annahme bestehen. Fehlt es jedoch an hinreichend einschlägigen Befunden, werden stattdessen Forschungsfragen formuliert. Das erfolgt meist dann, wenn Forschungslücken adressiert werden (Döring und Bortz 2016). Die Darstellung dieses Abschnitts hangelt sich an den einzelnen relevanten, unabhängigen Variablen entlang (erhöhte Verhaltensanforderungen des Kindes, Erleben der Elternrolle, Alter und Anzahl der Kinder), deren Prüfung im primären Erkenntnisinteresse steht.

Kindliche Verhaltensanforderungen

Kindliche Verhaltensanforderungen erwiesen sich, insbesondere im Rahmen der Parenting-Stress-Forschung, als relevante Prädiktoren elterlichen Wohlbefindens. Ausgangspunkt ist, dass elterliche Belastung dann höher ist, wenn Kinder erhöhte sozial-emotionale, gesundheitliche oder behaviorale Anforderungen an ihre Eltern stellen (Nomaguchi und Milkie 2020). Mehrere Studien bestätigten den negativen Effekt erhöhter kindlicher Verhaltensanforderungen hinsichtlich unterschiedlicher Indikatoren elterlichen Wohlbefindens (z. B. Theule et al. 2011; Theule et al. 2012). Es ist vor diesem Hintergrund grundsätzlich davon auszugehen, dass erhöhte Verhaltensanforderungen des Kindes elterliches Wohlbefinden minimieren. Obwohl Mütter und Väter Elternschaft unterschiedlich erleben und diese soziale Rolle mit verschiedenen Anforderungen an beide Geschlechter einhergeht (Rendtorff 2007), sind nicht nur Mütter von den negativen Effekten kindlicher Verhaltensanforderungen betroffen. Vereinzelte Studien unterstützen die Annahme, dass kindliche Verhaltensmerkmale ebenso das väterliche Wohlbefinden einschränken können (z. B. McBride et al. 2002). Im Rahmen des Vergleichs

des Wohlbefindens von Eltern und kinderlosen Personen fehlt es allerdings bislang an einschlägigen empirischen Ergebnissen, die veranschaulichen, inwiefern sich erhöhte Anforderungen durch Verhaltenscharakteristika des Kindes auf das Wohlbefinden (Autonomieerleben, Lebenszufriedenheit, Wellbeing und Partnerschaftszufriedenheit) von Müttern und Väter im direkten Vergleich zu kinderlosen Frauen und Männern auswirken. Deshalb wird die folgende Forschungsfrage aufgestellt, die im Rahmen der Datenanalyse beantwortet wird:

I) *Inwiefern sind Verhaltensanforderungen des Kindes relevant für Unterschiede im subjektiven Wohlbefinden (Autonomieerleben, Lebenszufriedenheit, Wellbeing, Partnerschaftszufriedenheit) zwischen Müttern im Vergleich zu kinderlosen Frauen und zwischen Vätern im Vergleich zu kinderlosen Männern?*

Erleben der Elternrolle

Das Parenting-Stress-Modell (Abidin 1992) hat der elterlichen Evaluation bzw. der subjektiven Einschätzung der äußeren Anforderungen vor dem Verständnis als Mutter oder Vater, und damit dem Erleben des eigenen Selbst in der Elternrolle (Self-as-parent), Relevanz für die Entstehung von Belastung zugewiesen. Zentrale theoretische Annahme ist, dass äußere Anforderungen der Eltern nicht immer auf direktem Wege zu Einschränkungen des Wohlbefindens führen, sondern vor allem die Evaluation dieser Anforderungen als schwierig, belastend oder überfordernd. Die allgemeine Stressforschung konnte bestätigen, dass vor allem das subjektive Erleben einer Situation als belastend, prädiktiv für Indikatoren subjektiven Wohlbefindens ist und weniger die objektiven Stressauslöser (z. B. Haley et al. 1987; Tsai und Pai 2016; Clyburn et al. 200). Im Kontext von Elternschaft konnte ebenfalls gezeigt werden, dass elterliche Situationsevaluationen und Kognitionen in Bezug auf die Elternrolle einen Einfluss auf das Wohlbefinden haben, etwa, dass ein hohes Selbstwirksamkeitserleben in der Elternrolle depressive Symptome abmildert (O'Neil et al. 2009). Es ist davon auszugehen, dass ein Belastungs- und Überforderungserleben zu einem niedrigeren elterlichen Wohlbefinden führt, das Kinderlose so nicht erleben. Insgesamt liegen allerdings keine aufschlussreichen Befunde vor, die eine Ableitung von gerichteten Forschungshypothesen über den Einfluss des Erlebens der Elternrolle auf die verschiedenen Aspekte des Wohlbefindens von Eltern im direkten Vergleich zu kinderlosen Personen zulassen. Aus diesem Grund wird folgende Forschungsfrage aufgestellt, die im Rahmen der Datenanalyse beantwortet wird:

II) *Inwiefern ist das subjektive Erleben der Elternrolle relevant für Unterschiede im subjektiven Wohlbefinden (Autonomieerleben, Lebenszufriedenheit, Wellbeing, Partnerschaftszufriedenheit) zwischen Müttern im Vergleich zu kinderlosen Frauen und zwischen Vätern im Vergleich zu kinderlosen Männern?*

Alter der Kinder

Je nach Alters- und Entwicklungsstand des Kindes, müssen Eltern mit unterschiedlichen Herausforderungen zurechtkommen. Während die ersten Lebensjahre der Kinder durch große physische, selbstregulative, soziale und kognitive Entwicklungsschritte geprägt sind, in denen die heranwachsenden Kinder auf die enge Betreuung, Pflege und Fürsorge ihrer Eltern angewiesen sind, nimmt die Autonomie und Eigenständigkeit mit zunehmendem Alter zu und mündet in der Pubertät schließlich in physischen und emotionalen Ablösungsprozessen vom Elternhaus (für einen Überblick z. B. Lohaus und Vierhaus 2019). Kindliche Alters- und Entwicklungsphasen schaffen damit unterschiedliche Rahmenbedingungen elterliche Wohlbefindens.

Im Vergleich des Wohlbefindens von Eltern und kinderlosen Personen fanden Evenson und Simon (2005) beispielsweise höhere Depressionswerte bei Eltern mit abhängigen Kindern unter 18 Jahren im Haushalt, im Vergleich zur kinderlosen Vergleichsgruppe. In einer sehr frühen Studie von Umberson und Gove (1989) wiesen Eltern mit unter 18-jährigen Kinder niedrigere *Happiness-Werte* auf als *Non-Parents.* Vanassche et al. (2013) fanden wiederum keine signifikanten Unterschiede im allgemeinen Lebensglück und der Zufriedenheit mit dem Familienleben zwischen Eltern mit unter sechs jährigen Kindern und kinderlosen Personen. Dies bestätigte sich sowohl für Väter als auch für Mütter. Lebten jedoch ältere Kinder (Altersgruppe: Sechs- bis 17-Jährige) im Haushalt, wiesen Mütter und Väter signifikant niedrigere Happiness-Werte auf als die jeweilige kinderlose Vergleichsgruppe. Für Mütter mit Kindern in dieser Altersspanne zeigte sich darüber hinaus eine größere Unzufriedenheit mit dem Familienleben, im direkten Kontrast zu kinderlosen Frauen (Vanassche et al. 2013). In der Partnerschafts- oder Ehequalität bestehen ebenfalls Niveauunterschiede zwischen Eltern mit Kindern unterschiedlichen Alters und kinderlosen Personen, die vor allem zwischen kinderlosen Frauen und Müttern mit (Klein)Kindern ausgeprägt sind (Twenge et al. 2003). In Studienergebnissen von Negraia und Augustine (2020) spiegeln sich im Grunde ebenfalls keine eindeutigen Befunde wider, welche Wohlbefindensunterschiede zwischen Eltern, gestaffelt nach Alter des jüngsten Kindes, im direkten Vergleich zu Non-Parents angenommen werden

können. Jede Phase schafft eigene Ausgangsbedingungen elterlichen Wohlbefindens. Deshalb wird die folgende Forschungsfrage aufgestellt, die im Rahmen der Datenanalyse beantwortet wird:

III) *Inwiefern ist das Alter des Kindes relevant für Unterschiede im subjektiven Wohlbefinden (Autonomieerleben, Lebenszufriedenheit, Wellbeing, Partnerschaftszufriedenheit) zwischen Müttern im Vergleich zu kinderlosen Frauen und zwischen Vätern im Vergleich zu kinderlosen Männern?*

Anzahl der Kinder

Zur Wirkung der Anzahl der Kinder auf das elterliche Wohlbefinden, liegen grundsätzlich eindeutigere Befunde vor. Unterschiedliche Ergebnisse weisen darauf hin, dass eine höhere Kinderanzahl auch höhere Anforderungen für die Eltern bedeuten (z. B. Wilhelm 2015; Lavee et al. 1996). Zur Anzahl der Kinder gilt es die Befundlage im Kontext des Vergleichs von Eltern und nicht-Eltern allerdings kritisch zu prüfen. Vorrangig, da längsschnittliche Analysen zum Einsatz kommen, die den Effekt weiterer Kinder auf das elterliche Wohlbefinden untersuchen. Für die Lebenszufriedenheit deutete sich an, dass vor allem das erste Kind einen Anstieg dieser Wohlbefindensdimension bewirkt, für weitere Kinder kein oder ein niedrigerer Anstieg zu verzeichnen ist, jeweils im Vergleich zur kinderlosen Vergleichsgruppe (z. B. Angeles 2010; Pollmann-Schult 2014; Baranowska und Matysiak 2011; Myrskylä und Margolis 2014). Diesen Analysen liegt allerdings eine grundlegend andere Information zugrunde, als einem querschnittlichen Vergleich zwischen Eltern z. B. mit einem Einzelkind oder mehreren Kindern und kinderlosen Personen. Da für die vorliegenden Analysen (Einteilung von Elterngruppen nach der Anzahl der Kinder, im Kontrast zu kinderlosen Frauen und Männern) keine vergleichbaren Studienergebnisse vorliegen, wird folgende Forschungsfrage aufgestellt, die im Rahmen der Datenanalyse beantwortet wird:

IV) *Inwiefern ist die Anzahl der Kinder relevant für Unterschiede im subjektiven Wohlbefinden (Autonomieerleben, Lebenszufriedenheit, Wellbeing, Partnerschaftszufriedenheit) zwischen Müttern im Vergleich zu kinderlosen Frauen und zwischen Vätern im Vergleich zu kinderlosen Männern?*

4.3 Methode

4.3.1 Stichprobe

Die relevanten Zielpersonen ($N = 2\ 308$) aus dem Datensatz von AID:A II, setzen sich aus insgesamt $n = 825$ Eltern (35.7 %) zusammen, von denen $n = 518$ (62.8 %) Mütter und $n = 307$ (37.2 %) Väter sind, die zum Erhebungszeitpunkt jeweils mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin und einem oder mehreren Kindern zusammen in einem Haushalt lebten. Der andere Teil der Stichprobe besteht aus $n = 1\ 483$ (64.3 %) kinderlosen Personen. Die Elternstichprobe beschränkt sich auf Kernfamilien, das heißt, Adoptiv- oder Stieffamilien wurden ausgeschlossen. Grund dafür ist die zu geringe Anzahl an Fällen, die eine Adoptivfamilie ($n = 5$) oder respektive eine Stieffamilie ($n = 71$) ausmachten. Dieses Subsample eignet sich einerseits nicht für Subanalysen aufgrund der geringen Fallanzahl, andererseits muss bei den Fällen davon ausgegangen werden, dass sie potenziell einen Einfluss auf das Wohlbefinden haben und dementsprechend die Ergebnisse verzerren könnten. Deshalb wurden sie für die Ausgangsstichprobe nicht berücksichtigt.

Die befragten Frauen ($n = 821$, 55.3 %) und Männer ($n = 662$, 44.7 %) ohne Kinder wohnten zum Befragungszeitpunkt ebenfalls jeweils mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt. Für die Auswahl dieser $n = 1\ 483$ kinderlosen Frauen und Männer wurde festgelegt, dass sie bis zum Befragungszeitpunkt noch nie Kinder hatten. Das betrifft, ob im Haushalt lebend oder nicht, leibliche, Stief-, Pflege- und Adoptivkinder, als auch verstorbene Kinder. Dieses Kriterium stellt zudem sicher, dass der Partner oder die Partnerin ebenfalls bis zum Zeitpunkt der Befragung noch keine Kinder hatte. Zugleich wurde das Vorliegen einer Schwangerschaft in der Gruppe der kinderlosen Personen ausgeschlossen. Das heißt, Fälle, in denen die weibliche Zielperson selbst oder, bei befragten männlichen Zielpersonen, die jeweilige Partnerin schwanger waren, wurden nicht berücksichtigt, da eine erste Schwangerschaft in engem Zusammenhang mit dem Wohlbefinden steht (Keizer et al. 2010). Dies betraf insgesamt $n = 129$ als zunächst kinderlos identifizierte Frauen und Männer. Damit wäre der Status der Kinderlosigkeit nicht mehr gegeben gewesen. Die wichtigsten soziodemographischen Merkmale der Stichprobe sind in Tabelle 4.1 dargestellt.

Aufgrund der spezifischen Altersschneidung in AID:A II umfasst die vorliegende Stichprobe insgesamt vergleichsweise junge Befragungspersonen ($M = 27.95$, $SD = 3.20$), wobei die befragten Eltern im Schnitt 2.64 Jahre und damit signifikant älter waren als die kinderlose Vergleichsgruppe, $t(2\ 306) = 20.70$, $p < .001$. Dieser signifikante Altersunterschied zwischen Eltern und kinderlosen

Personen bestätigte sich auch differenziert nach dem Geschlecht. Befragte Mütter waren im Mittel 29.72 Jahre alt ($SD = 2.48$) und damit rund 3.18 Jahre älter als die befragten kinderlosen Frauen ($M = 26.53$, $SD = 3.21$), $t(1\,337) = 19.19$, $p < .001$. Zwischen Vätern ($M = 29.55$, $SD = 2.47$) und der Vergleichsgruppe der kinderlosen Männer ($M = 27.59$, $SD = 3.02$) zeigte sich ein etwas geringerer Altersunterschied. Väter waren durchschnittlich 1.96 Jahre älter, dennoch war die Differenz auch hier statistisch signifikant, $t(967) = 9.92$, $p < .001$. Mit gesondertem Blick auf die Elternstichprobe bestand weder eine statistisch bedeutsame Altersdifferenz zwischen den Geschlechtern, $t(823) = -0.93$, $p = .35$, noch ein signifikanter Unterschied im Alter der befragten Mütter und Väter zum Zeitpunkt der Geburt des ersten Kindes, $t(822) = 1.95$, $p = .05$. Väter waren bei der Geburt des ersten Kindes im Schnitt 26.51 Jahre alt ($SD = 3.34$), für Mütter ergab sich ein Mittelwert von 26.03 Jahren ($SD = 3.40$). Im Licht der spezifischen Altersverteilung in der Gesamtstichprobe wird deutlich, dass viele Eltern vergleichsweise junge Kinder hatten. So ergab sich für das jüngste Kind ein Durchschnittsalter von 2.05 Jahren ($SD = 2.27$), für das älteste Kind ein Mittelwert von 5.85 Jahren ($SD = 3.07$). Bei rund 51.2 % ($n = 422$) der Zielpersonen fiel das jüngste Kind in das Säuglings- oder Babyalter (Altersbereich null- bis ein Jahr). Bei 48,8 % ($n = 402$) der befragten Eltern war das Kind älter als ein Jahr. Bei der Mehrheit dieser Eltern, deren Kind über ein Jahr alt war, lag das Alter des jüngstens Kindes allerdings im Altersbereich zwischen zwei und sechs Jahren (90.0 %, $n = 362$), nur bei 10.0 % ($n = 38$) dieser befragten Mütter und Väter war das Kind älter als sechs Jahre. Für den Vergleich des Wohlbefindens zwischen Eltern, differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes und kinderlosen Personen, wird in diese zwei Elterngruppen unterschieden (Eltern mit einem Kind im Altersbereich zwischen null und einem Jahr und Eltern mit Kindern ab dem Alter von zwei Jahren). Die Durchschnittsanzahl der im Haushalt lebenden Kinder betrug 1.46 Kinder ($SD = 0.65$), wobei Mütter tendenziell mehr Kinder hatten als Väter, $t(823) = -2.42$, $p = .01$. Analog zum Alter des jüngsten Kindes ließen sich Mütter und Väter nach der Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder in zwei Kategorien einteilen, nach denen sie jeweils mit der kinderlosen Vergleichsgruppen kontrastiert werden können. In $n = 501$ (60.7 %) Mütter und Väter, die jeweils mit einem Kind im Haushalt lebten und in 39.3 % ($n = 324$) Eltern, die mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin bereits mehr als ein Kind hatten. Allerdings ist hier, zusätzlich zu den Verteilungen zu erwähnen, dass die deutliche Mehrheit der Mütter und Väter in der Gruppe mit mehr als einem Kind lediglich zwei Kinder hatte ($n = 271$, 83.6 %). Mehrkindfamilien befanden sich daher kaum im Datensatz. Lediglich 16.4 % (n = 53) der Eltern hatten angegeben drei oder mehr Kinder zu haben, wobei die Maximalanzahl bei einem einzigen Fall bei fünf Kindern lag.

Hinsichtlich des Familienstandes offenbarte sich erwartungsgemäß, dass ein bedeutend größerer Anteil der Eltern verheiratet war (n = 682, 82.7 %) im Kontrast zum Anteil verheirateter Paare in der kinderlosen Vergleichsgruppe (n = 281, 19.0 %). Kinderlose Zielpersonen lebten somit zu einem weit größeren Anteil in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft (n = 1 202, 81.0 %) als Mütter und Väter der Elternstichprobe (n = 143, 17,3 %), χ^2 (1, N = 2 308) = 885.14, $p < .001$[1]. Dieses Bild spiegelte sich auch im geschlechterdifferenzierten Vergleich zwischen einerseits kinderlosen Frauen und Müttern, χ^2 (1, N = 1 339) = 509.71, $p < .001$., und andererseits zwischen Vätern und kinderlosen Männern wider, χ^2 (1, N = 969) = 371.52, $p < .001$.

In Bezug auf Rahmenbedingungen, die die Lebenssituation, die finanziellen und sozialen Handlungsspielräume von Personen mitdefinieren kam zum Vorschein, dass Mütter, im Vergleich zu Vätern, zu gleichen Anteilen ein hohes, mittleres und niedriges Bildungsniveau aufwiesen. In der Elternstichprobe bestand kein statistisch bedeutsamer Zusammenhang zwischen dem Geschlecht und dem Bildungsniveau, χ^2 (2, N = 825) = 0.05, p = .97. Letzteres gilt ebenfalls für die Stichprobe der kinderlosen Personen, in der Frauen und Männer zu gleichen Anteilen in den einzelnen Bildungskategorien repräsentiert waren, χ^2 (2, N = 1 483) = 1.59, p = .45. Vergleicht man jedoch die Elternstichprobe mit den kinderlosen Zielpersonen wird deutlich, dass hier ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Bildungsniveau und dem Elternschaftsstatus bestand, da Eltern, unter den Erwartungswerten, anteilsmäßig signifikant seltener ein hohes Bildungsniveau aufwiesen, als kinderlose Personen. Mit anderen Worten, kinderlose Personen hatten signifikant häufiger mindestens einen Fachhochschulabschluss, χ^2 (2, N = 2 308) = 74.40, p < .001. Das zeigte sich auch im geschlechterdifferenzierten Vergleich. So war insbesondere der Anteil der hochgebildeten Mütter (n = 222, 42.9 %) bedeutend kleiner, als der Anteil der hochgebildeten kinderlosen Frauen (n = 488, 59.4 %), χ^2 (2, N = 1 339) = 49.71, p < .001. Vergleichbare Verteilungsunterschiede bestanden auch bei den kinderlosen Männern und Vätern, χ^2 (2, N = 969) = 25.86, p < .001. An dieser Stelle muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass, trotz des Bildungsunterschieds zwischen Eltern und nicht-Eltern, in der Gesamtstichprobe proportional

[1] Mit Hilfe der standardisierten Residuen können im Rahmen eines Chi-Quadrat-Tests jene Felder identifiziert werden, die einen Beitrag zum Chi-Quadrat-Wert liefern und dementsprechend zu einem signifikanten Ergebnis führen. Liegen die berechneten Werte über dem Wert 2.0 oder unter dem Wert -2.0, liegt nach Bühl 2006 eine signifikante Abweichung der beobachteten von den erwarteten Häufigkeiten vor. In der Stichprobenbeschreibung wird stets auf jene Felder eingegangen, die den größten Beitrag zum Ergebnis leisten.

viele mittel- bis hochgebildete Personen vertreten waren, die mit einem prozentualen Anteil von insgesamt 96.2 % (n = 2 224) den größeren Anteil aller Befragten ausmachten, im Gegensatz zu etwa 3.8 % (n = 84) niedrig gebildeten Zielpersonen, die keinen Abschluss oder maximal einen Hauptschulabschluss mit Berufsausbildung erworben hatten. In der Eltern- als auch Kinderlosen-Stichprobe spiegelten sich diese Verteilungen ebenfalls wieder, wie Tabelle 4.1 zu entnehmen ist. Hinsichtlich des Nettoäquivalenzeinkommens, das im Haushalt von Familien und kinderlosen Personen durchschnittlich im Monat zur Verfügung stand, zeigten sich ebenfalls Unterschiede nach dem Elternschaftsstatus. So hatten kinderlose Zielpersonen (M = 2 130.61 €, SD = 1 105.45 €) mit einer Differenz von 497.78 € im Monat, im Gegensatz zu Eltern (M = 1 632.82 €, SD = 647.84 €), einen signifikant größeren finanziellen Spielraum, $t(2\ 179) = -11.52$, $p < .001$. Diese Niveauunterschiede im durchschnittlichen Nettoeinkommen des gesamten Haushalts, welches an der Anzahl und dem Alter der im Haushalt lebenden Personen relativiert wurde, spiegelten sich ebenfalls zwischen Müttern und kinderlosen Frauen, $t(1\ 262) = -10.35$, $p < .001$, sowie zwischen Vätern und kinderlosen Männern wider, $t(915) = -5.52$, $p < .001$.

Besonders im Umfang der Erwerbstätigkeit kam auf Ebene der Daten die sich durch Kinder oftmals verändernde Lebensrealität von Eltern zum Ausdruck. Wobei dies vorrangig Mütter betraf. Während kinderlose Frauen (n = 725, 88.3 %) bedeutend häufiger vollzeiterwerbstätig waren, traf dies im direkten Vergleich auf einen bedeutend kleineren Anteil an Müttern (n = 100, 19,3 %) zu. Im Umkehrschluss waren Mütter, das lag vermutlich auch am Alter des jüngsten Kindes, zum Befragungszeitpunkt häufiger nicht erwerbstätig (n = 262, 50.6 %) als kinderlose Frauen (n = 19, 2.3 %), sowie signifikant häufiger in einer Teilzeiterwerbstätigkeit oder in geringerem Stundenumfang beschäftigt (n = 156, 30,1 %). Im direkten Vergleich arbeiteten kinderlose Frauen nur mit einem Anteil von 9.4 % (n = 77) in Teilzeit oder einem geringeren Stundenumfang, χ^2 (2, N = 1 339) = 676.48, $p < .001$. Dass vor allem Mütter ihre Erwerbsrealität anpassen und ihre Berufstätigkeit für einige Zeit zugunsten der Kinder aussetzen, bekräftigt die Häufigkeitsverteilung der nichterwerbstätigen Mütter. Rund 69.1 % (n = 177) der Mütter, die angegeben hatten, zum Erhebungszeitpunkt Zuhause zu sein, waren im Mutterschutz oder in Elternzeit, weitere 30.9 % (n = 79 %) ordneten sich der Kategorie der Hausfrauen zu. Mütter, die sich arbeitslos oder -suchend gemeldet hatten, waren nicht vertreten. Väter passen ihren Erwerbsumfang dagegen in vielen Fällen nicht an die neue Familienrealität an. Das zeichnete sich auch in der vorliegenden Stichprobe ab, da für männliche Zielpersonen nach Elternschaftsstatus kein Unterschied im Erwerbsumfang bestand. Väter arbeiteten zu einem ähnlich hohen Prozentanteil in Vollzeit und waren ähnlich selten in Teilzeit oder

geringerem Stundenumfang beschäftigt oder nicht erwerbstätig, wie kinderlose Männer, χ^2 (2, $N = 968$) = 0.76, $p = .68$. Dementsprechend waren die befragten Väter ($n = 286$, 93.2 %) bedeutend häufiger in einer Vollzeitbeschäftigung angestellt als die befragten Mütter ($n = 100$, 19.3 %). Im direkten Vergleich zu den Vätern berichteten Mütter deshalb im Gegenzug bei weitem häufiger Zuhause zu sein oder in Teilzeit zu arbeiten, χ^2 (2, $N = 825$) = 422.47, $p < .001$. Die unterschiedlichen Erwerbsumfänge in denen Mütter und Väter arbeiteten, schlugen sich dann in der geschlechtsspezifischen Erwerbsaufteilung der Paare nieder. Ein Großteil der befragten Zielpersonen der Elternstichprobe hatten mit ihrem jeweiligen Partner oder mit ihrer jeweiligen Partnerin eine traditionelle Aufteilung der Erwerbsarbeit gewählt. 52.8 % der Väter ($n = 161$) gaben an, dass sie erwerbstätig waren (in der Regel in Vollzeit) während ihre Partnerin nicht erwerbstätig war. Spiegelverkehrt berichteten 49.5 % ($n = 256$) der befragten Mütter, nicht erwerbstätig zu sein, während ihr Partner berufstätig war. Die jeweils umgekehrte Aufteilung der bezahlten Arbeit, in der der Vater nicht erwerbstätig ist und die Mutter arbeitet, war hingegen kaum vertreten (Väter: $n = 5$, 1.6 %; Mütter: $n = 9$, 1.7 %). Neben der Aufteilung in das Modell *Vater-ist-erwerbstätig/Mutter-ist-nicht-erwerbstätig* bestand die zweitgrößte Gruppe der Erwerbsaufteilung, sowohl in der Substichprobe der Mütter als auch der Väter, in einem Modell, in dem beide berufstätig waren (ungeachtet des Erwerbsumfangs). 43,6 % ($n = 133$) der Väter berichteten, dass sie und ihre Partnerin berufstätig waren. Bei den befragen Müttern berichteten das 47.8 % ($n = 247$). Unter den erwarteten Häufigkeiten waren Mütter und Väter damit nicht gleichwertig in den einzelnen Kategorien der verschiedenen Erwerbsmodelle vertreten, χ^2 (3, $N = 822$) = 382.33, $p < .001$. Im Vergleich nach Elternschaftsstatus offenbarte sich, dass, obgleich sich Väter nicht im Erwerbsumfang von den kinderlosen Männern unterschieden, bedeutende Unterschiede in der partnerschaftlichen Erwerbsaufteilung bestanden. Väter waren entscheidend häufiger der Haupternährer der Familien (52.8 %, $n = 161$), während ihre Partnerin nicht berufstätig war. Kinderlose Männer fielen hingegen, unter den erwarteten Häufigkeiten, bedeutend seltener in diese Kategorie ($n = 22$, 3.3 %), χ^2 (3, $N = 960$) = 340.07, $p < .001$. Als Pendant dazu ergab sich im Vergleich der Frauen nach Elternschaftsstatus, dass Mütter ($n = 256$, 49.5 %), im Gegenzug zu kinderlosen Frauen (n = 19, 2.3 %), bedeutend häufiger in der Gruppe vertreten waren, in der der Partner arbeitete, während sie selbst Hausfrauen waren oder sich in Elternzeit oder Mutterschutz befanden, χ^2 (3, $N = 1\,333$) = 444.19, $p < .001$.

Eltern blickten im Schnitt bereits auf eine Partnerschaftsdauer von 9.15 Jahren ($SD = 3.85$) zurück, während die Gruppe der kinderlosen Befragten im Schnitt eine deutlich kürzere Partnerschaftsdauer aufwies ($M = 5.58$, $SD = 3.36$), t(2

305) = 23.17, $p < .001$. Differenziert nach dem Geschlecht bestätigte sich dieses Bild, sowohl Mütter als auch Väter waren signifikant länger mit ihrem jeweiligen Partner oder ihrer Partnerin zusammen als die erfassten kinderlosen Frauen und Männer, Frauen: $t(1\,336) = 18.17$, $p < .001$; Männer: $t(967) = 13.82$, $p < .001$.

4.3.2 Instrumente

Allgemeine Lebenszufriedenheit

Die Informationen zur allgemeinen Lebenszufriedenheit wurden, in Anlehnung an die im Sozioökonischen Panel (SOEP) gängige Erfassung der allgemeinen Lebenszufriedenheit, mittels einer Single-Item-Skala (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung und SOEP 2013) erhoben. Im Anschluss an die Frage „Alles in allem, wie zufrieden sind Sie mit Ihrem Leben insgesamt?" sollten die befragten Zielpersonen ihre subjektiv empfundene Lebenszufriedenheit von *Sehr zufrieden* (1) bis *Überhaupt nicht zufrieden* (6) einschätzen. Hierbei handelt es sich um eine *endpunktbenannte Skala* (Porst 2014). Das sind Ratingskalen, bei denen nur die beiden äußersten Werte bzw. die Endwerte mit Kategorien definiert sind, während die Abstufungen, im vorliegenden Fall von 2 bis 5, nicht mit Labeln versehen werden. Eine so formulierte Antwortskala erfüllt die Voraussetzungen einer Intervallskala (Porst 2014). Befragte schätzten die Lebenszufriedenheit somit zwischen den gesetzten Endpunkten *Sehr zufrieden* bis *Überhaupt nicht zufrieden* frei ein. Zur besseren Interpretation der Ergebnisse in den späteren statistischen Analysen wurde die Skala vorab umkodiert, so dass eins nun als niedrigster Wert für die geringste Zufriedenheit und sechs als höchster Wert für die größte Zufriedenheit steht.

Die Erfassung des subjektiven Wohlbefindens mit Hilfe der allgemeinen Lebenszufriedenheit hat sich nicht nur als eine gängige Methode für die Untersuchung des Wohlbefindens von Eltern etabliert, sondern hat auch in anderen Themenbereichen Einzug gehalten (als Beispiele siehe etwa Schilling und Wahl 2002; Roeser et al. 2013; Bennett und Riedel 2013). Insbesondere, da Ergebnisse unterschiedlicher Studien in einem Überblicksartikel darauf hinweisen, dass die Erfassung der Lebenszufriedenheit eine valide und ökonomische Messung des Wohlbefindens von Menschen darstellen kann (Diener et al. 2013), auch mittels einer Single-Item-Skala (Beierlein et al. 2014; Lucas und Brent Donnellan 2012).

Autonomieerleben

In AID:A II wurden darüber hinaus Zufriedenheiten auf unterschiedlichen Lebensbereichen erfasst. Von Interesse für die anschließenden Analysen ist die

Tabelle 4.1 Zentrale soziodemographische Merkmale der Stichprobe

		Eltern			Kinderlose		
	Kategorie	Mütter	Väter	Gesamt Teilstichprobe Eltern	Frauen	Männer	Gesamt Teilstichprobe Kinderlose
Geschlecht	n (%)	518 (62.8%)	307 (37.2%)	825 (35.7%)	821 (55.3%)	662 (44.7%)	1483 (64.3%)
Alter	M (SD)	29.72 (2.48)	29.55 (2.47)	29.65 (2.47)	26.53 (3.21)	27.59 (3.02)	27.01 (3.17)
Alter bei der Geburt des ersten Kindes	M (SD)	26.03 (3.40)	26.51 (3.34)	26.21 (3.39)	…	…	…
Alter des jüngsten Kindes	M (SD)	2.11 (2.27)	1.96 (2.27)	2.05 (2.27)	…	…	…
Elterngruppen nach Alter des jüngsten Kindes	Jüngstes Kind 0-1 Jahr	256 (49.5%)	166 (54.0%)	422 (51.2%)	…	...	…
	Jüngstes Kind >= 2 Jahre	261 (50.5%)	141 (46.0%)	402 (48.8%)	…	…	…
Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder	M (SD)	1.51 (0.66)	1.39 (0.63)	1.46 (0.65)	…	…	…
Elterngruppen nach Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder	Ein Kind	295 (56.9%)	206 (67.1%)	501 (60.7%)	…	…	…
	Zwei oder mehr Kinder	223 (43.1%)	101 (32.9%)	324 (39.3%)	…	…	…
Familienstand	Verheiratet COHAB	428 (82.6%)	254 (82.7%)	682 (82.7%)	162 (19.7%)	119 (18.0%)	281 (19.0%)
	Nicht-verheiratet COHAB	90 (17.4%)	53 (17.3%)	143 (17.3%)	659 (80.3%)	543 (82.0%)	1202 (81.0%)
Bildungsniveau	Hohe Bildung	222 (42.9%)	129 (42.0%)	351 (42.5%)	488 (59.4%)	377 (57.0%)	865 (58.3%)
	Mittlere Bildung	261 (50.3%)	157 (51.1%)	418 (50.7%)	320 (39.0%)	270 (40.7%)	590 (39.8%)
	Niedrige Bildung	35 (6.8%)	21 (6.9%)	56 (6.8%)	13 (1.6%)	15 (2.3%)	28 (1.9%)
Nettoäquivalenzeinkommen	M (SD)	1592.30 (606.06)	1700.92 (708.43)	1632.82 (647.84)	2177.51 (1153.01)	2072.55 (1042.57)	2130.61 (1105.45)
Erwerbstätigkeit	Vollzeit	100 (19.3%)	286 (93.2%)	386 (46.8%)	725 (88.3%)	622 (94.1%)	1 347 (90.9%)
	Teilzeit oder in geringerem Stundenumfang	156 (30.1%)	10 (3.2%)	166 (20.1%)	77 (9.4%)	22 (3.3%)	99 (6.7%)
	Nicht erwerbstätig	262 (50.6%)	11 (3.6%)	273 (33.1%)	19 (2.3%)	17 (2.6%)	36 (2,4%)
Geschlechtsspezifische Erwerbsaufteilung	Beide erwerbstätig	247 (47.8%)	133 (43.6%)	380 (46.2%)	782 (95.8%)	617 (94.2%)	1 399 (95.1%)
	Mann erwerbstätig/Frau nicht erwerbstätig[A]	256 (49.5%)	161 (52.8%)	170 (20.6%)	19 (2.3%)	22 (3.3%)	37 (2.5%)
	Frau erwerbstätig/Mann nicht erwerbstätig[B]	9 (1.7%)	5 (1.6%)	261 (31.7%)	15 (1.9%)	13 (2.0%)	32 (2.2%)
	Beide nicht erwerbstätig	5 (1.0%)	6 (2.0%)	11 (1.3%)	…	3 (0.5%)	3 (0.2%)
Durchschnittliche Partnerschaftsdauer	M (SD)	9.57 (3.85)	8.45 (3.74)	9.15 (3.85)	5.84 (3.51)	5.26 (3.12)	5.58 (3.36)

Anmerkung. Ungewichtete Daten.

[A]Die Häufigkeitsangaben der jeweiligen Gesamtstichprobe beziehen sich auf die Gruppe, in der die Zielperson berufstätig ist, während der Partner oder die Partnerin nicht erwerbstätig ist.

[B]Die Häufigkeitsangaben der jeweiligen Gesamtstichprobe beziehen sich auf die Gruppe, in der die Zielperson nicht berufstätig ist, während der Partner oder die Partnerin einer beruflichen Tätigkeit nachgeht.

Zufriedenheit mit den Möglichkeiten, das Leben selbst zu gestalten. Die sechsstufige Antwortskala wurden ebenfalls umgepolt, so dass hohe Werte eine hohe Zufriedenheit zum Ausdruck bringen.

Depressivität

Der *WHO-Five Wellbeing-Index* stellt ein valides und etabliertes Kurzscreening-Instrument zur Erfassung subjektiven Wohlbefindens dar, insbesondere einer Depression bzw. depressiven Symptomatik (Krieger et al. 2014; Newnham et al. 2010; Topp et al. 2015; Hermanns 2007) und wurde in AID:A II in einer deutschsprachigen Version erhoben. Der Index umfasst insgesamt fünf positiv formulierte Items [„In den letzten zwei Wochen war ich froh und guter Laune" oder „(…) habe ich mich ruhig und entspannt gefühlt"]. Die Befragten konnten diese Aussagen auf einer endpunktbenannten Skala von *Zu keinem Zeitpunkt* (1) bis *Die ganze Zeit* (6) bewerten. Um die Werte des Index nach den Standards der WHO auswerten und interpretieren zu können, wurde die Skala in den ursprünglichen Wertebereich transformiert, der von *At no time* (0) bis *All of the time* (5) reicht. Den Auswertungsstandards folgend, wurde im Anschluss ein Summenindex aus allen fünf Items gebildet, der einen Wertebereich von minimal Null (*Absence of Wellbeing*) bis maximal 25 (*Maximal Wellbeing*) umfasst (Topp et al. 2015). Dieser Summenwert wird anschließend mit dem Faktor vier multipliziert, so dass ein Wertebereich von 0 bis 100 entsteht. Dieser Wertebereich kann als Prozentskala interpretiert werden, wobei niedrige Werte ein niedriges, hohe Werte ein hohes Wohlbefinden indizieren (World Health Organization 1998). Für die Gesamtstichprobe fällt Cronbachs α, als Gütemaß für die *innere Konsistenz* (Eckstein 2016) einer Skala, den Richtwerten nach Blanz (2015) folgend, akzeptabel aus ($\alpha = .76$) und weist damit auf eine zufriedenstellende Reliabilität der Skala hin. Ähnliche Reliabilitäten zeigten sich auch in den Substichproben (Mütter: $\alpha = .72$; Väter: $\alpha = .74$; kinderlose Frauen: $\alpha = .79$; kinderlose Männer: $\alpha = .76$)[2].

Partnerschaftszufriedenheit

Zur Erfassung der Zufriedenheit im Rahmen der Partnerschaft wurde, analog zur Lebenszufriedenheit, auf eine Single-Item-Skala zurückgegriffen, die in etwas anderem Wortlaut auch in pairfam zum Einsatz kommt, als ein Indikator für Partnerschaftsqualität (Thönnissen et al. 2020). Dieses Item geht auf die, nach Sander und Böcker (1993) ins Deutsche übersetzte, Version der *Relationship Assessment*

[2] Als Orientierung für die Interpretation der Kennwerte gilt, dass ein Cronbachs α von $> .9$ exzellent, $> .8$ gut, $> .7$ akzeptabel, $> .6$ fragwürdig, $> .5$ schlecht und letztlich $< .5$ inakzeptabel ist (Blanz 2015).

Scale (RAS) (Hendrick 1988; Hendrick et al. 1998) zurück. Das Originalinstrument erfasst anhand von sieben Fragen die Zufriedenheit mit der Partnerschaft, wobei ein Item speziell nach der generellen Zufriedenheit mit der Paarbeziehung fragt [„In general, how satisfied are you with your relationship?“ (Hendrick 1988, S. 94)]. Die deutsche Übersetzung dieses Einzelitems wurde in AID:A II, als Indikator für die Partnerschaftszufriedenheit, mit folgendem Wortlaut adaptiert „Wie zufrieden sind Sie insgesamt mit Ihrer Partnerschaft?“. Die endpunktbenannte Antwortskala reicht von *Sehr zufrieden* (1) bis *Überhaupt nicht zufrieden* (6) und wurde, analog zur allgemeinen Lebenszufriedenheit, umgepolt.

Verhaltensanforderungen des Kindes

Verhaltensanforderungen des jüngsten Kindes wurden mit zwei verschiedenen Instrumenten erfasst, die sich nach dem Alter und dem Entwicklungsstand des jüngsten Kindes richten. Für das jüngste Kind der Familie, im Altersbereich zwischen null und drei Jahren, kam eine verkürzte Version der zwei Skalen *Affect* und *Activity* zur Erfassung des kindlichen Temperaments aus dem Sozioökonomischen Panel (SOEP) (*Fragebogen Mutter und Kind*) (SOEP 2010) zum Einsatz. Ausgehend von einem Expertenreport von Pauen und Vonderlin (2007) laufen im SOEP seit 2003 diese zwei Skalen mit jeweils drei Items zur Erfassung kindlichen Temperaments, die auf Basis des *Infant Behavior Questionnaire* (IBQ) (Rothbart 1981; Rothbart et al. 2001; deutsche Version überprüft von Pauli-Pott et al. 2003) angepasst und entwickelt wurden (Richter et al. 2017).

In Anlehnung daran sammeln in AID:A II die drei, auch im SOEP verwendeten Items der Skala *Affect,* Informationen über Temperamentsaspekte des Kindes, wie dem Grad der Irritabilität oder wie gut oder schlecht sich das Kind beruhigen lässt („Wie würden Sie ihr Kind beschreiben? Mein Kind ist leicht erregbar und weint häufig; Mein Kind ist schwer zu trösten“). Zusätzlich erfasst ein Item „Mein Kind ist neugierig und aktiv“ die Subdimension *Activity.* Diese Temperamentsmerkmale des Kindes konnten jeweils auf einer endpunktbenannten Skala von *Trifft voll und ganz zu* (1) bis *Trifft überhaupt nicht zu* (5) abgestuft werden. Die Skala *Affect* mit drei Items wies allerdings für die Elternstichprobe eine inakzeptable Reliabilität auf ($\alpha = .44$), genauso wurde für alle vier Items beider Skalen zusammengenommen keine zufriedenstellende Reliabilität erreicht ($\alpha = .45$). Bei zusätzlicher faktorenanalytischer Überprüfung[3] der Items bestätigte sich darüber hinaus, dass die Items nicht durch ein gemeinsames dahinterliegendes Konstrukt abgebildet werden konnten, da kein Faktor mit einem Eigenwert

[3] Es wurde eine Hauptachsenfaktorenanalyse nach dem vorgeschlagenen Vorgehen nach (Cleff 2015) mit dem Statistikprogramm Stata durchgeführt.

größer als eins extrahiert werden konnte[4]. Eine eindimensionale Faktorenstruktur hätte unter Umständen ein Entscheidungskriterium dafür bieten können, alle vier Items als einen Indikator kindlichen Temperaments zu verwenden, da sie durch ein gemeinsames dahinterliegendes Konstrukt abgebildet worden wären. Jedoch war dies hier nicht der Fall. Aus diesem Grund wurde für die vorliegenden Analysen entschieden, nur die zwei negativ formulierten Einzelitems der Skala *Affect* zu verwenden, da sie inhaltlich am besten eine erhöhte Anforderung durch das kindliche Verhalten abbilden. Dazu wurden die zwei ausgewählten Items jeweils umgepolt, so dass hohe Werte auf den Items einheitlich schwierigere Temperamentseigenschaften anzeigen. Anschließend wurde für jedes Item ein Cut-Off-Wert bestimmt. Werte von drei bis fünf, die auf den beiden Items jeweils anzeigen, dass das Kind schwerer zu trösten war oder häufiger weinte, wurden in der jeweiligen dichotomen Dummy-Kodierung mit dem Wert eins verstehen, der erhöhte Anforderungen durch das kindliche Temperament bedeutet. Alle anderen Werte (1,2) wurden mit null kodiert und indizieren keine erhöhten Anforderungen durch Verhaltensmerkmale des Kindes. Insgesamt berichteten so über die Hälfte der Eltern über keine erhöhten Anforderungen in Bezug auf das Kind ($n = 383$, 57.5 %), während $n = 283$ (42.5 %) der Mütter und Väter angaben, dass ihr Kind manchmal leicht erregbar, häufiger weinte und/oder schwerer zu trösten war.

War das jüngste Kind der befragten Zielpersonen wiederum vier Jahre alt oder älter, wurden kindliche Verhaltensmerkmale mittels des *Strength and Difficulties Questionnaire* (SDQ) (Goodman 1997), in einer deutschsprachigen Version nach Woerner et al. (2002), erhoben. Der SDQ stellt ein mehrdimensionales Screeninginstrument kindlicher Verhaltensauffälligkeiten und -stärken dar und umfasst insgesamt 25 Items, die auf fünf Subskalen sowohl negative als auch positive Verhaltensmerkmale erfassen (Woerner et al. 2002). Für die vorliegenden Analysen finden die vier Subskalen *Hyperaktivität*, *externalisierende Verhaltensauffälligkeiten, Verhaltensprobleme mit Gleichaltrigen* und *Emotionale Probleme* Verwendung. Die Items dieser Subskalen erfassen die jeweiligen Verhaltensmerkmale auf einer dreistufigen Skala von *Eindeutig zutreffend* (1), *Teilweise zutreffend* (2) bis *Nicht zutreffend* (3). Im Gegensatz zur endpunktbenannten Skala, handelt es sich hierbei um eine verbalisierte Ordinalskala, bei der jedem Punktwert der Antwortskala eine definierte Kategorie zugewiesen ist (Porst 2014). Zunächst wurden alle negativ formulierten Items umgepolt, so dass, analog zur

[4] Nach dem Kaiser-Kriterium werden alle Faktoren, die einen Eigenwert von größer als eins aufweisen, als relevant erachtet (Moosbrugger und Schermelleh-Engel 2012).

Auswertungsweise des SDQ, hohe Werte stets auf einen problematischen Verhaltensaspekt hindeuteten. Zugleich wurden die Werte der Antwortskalen an die Originalskalen des SDQ angepasst, so dass die Abstufungen von eins bis drei in die Abstufung von null bis zwei transformiert wurden. Für die Frage: „Wie würden Sie Ihr Kind beschreiben? Unruhig, überaktiv, kann nicht lange stillsitzen" liegt die umgepolte Bewertungsskala nach diesem Schritt somit im Bereich von *Nicht zutreffend* (0), *Teilweise zutreffend* (1) bis *Eindeutig zutreffend* (2). Davon ausgehend wurde für jede Subdimension einzeln der Summenscore gebildet, der jeweils zwischen einem Minimum von null Punkten und einem Maximum von zehn Punkten liegt. Anhand der Cut-off Vorgaben für die Elternbefragung gemäß der SDQ-Richtlinien, konnten die gemessenen Verhaltensmerkmale auf allen vier Subskalen jeweils dichotom kategorisiert werden. Die Kategorien ordnen das berichtete Verhalten einerseits dem *Grenz- oder Problembereich* (1) oder dem *Normalbereich* (0) zu. Auf der Hyperaktivitätsskala bedeuten sechs Punkte, dass das Verhalten des Kindes grenzwertig und ab sieben oder mehr Punkten auffällig ist. Externalisierende Verhaltensauffälligkeiten werden bei einem Wert von drei als grenzwertig eingestuft, Werte aber vier oder höher bedeuten, dass das Verhalten des Kindes in diesem Bereich auffällig ist. Emotionale Probleme fallen ab einem Summenscore von vier in den Grenzbereich und ab einem Wert von fünf oder höher in den Problembereich. Das Verhalten in Bezug auf Gleichaltrige wird mit drei Punkten als grenzwertig und ab einem Wert von vier als problematisch eingestuft (youthinmind 2016)[5]. Tabelle 4.2 kann für alle Eltern mit dem jüngsten Kind, das vier Jahre alt war oder älter, entnommen werden, in wie vielen Fällen das kindliche Verhalten auf den jeweiligen Subskalen als grenzwertig bzw. problematisch oder als im Normalbereich liegend eingestuft wurde. Es ist deutlich zu erkennen, dass das Verhalten des relevanten Kindes in den meisten Fällen als unproblematisch oder normal eingeschätzt und kindliche Verhaltensmerkmale dementsprechend seltener als grenzwertig oder problematisch eingestuft wurden.

In Tabelle 4.3 springt ins Auge, dass die Reliabilitäten auf den einzelnen Subdimensionen insgesamt sehr schwach ausfielen, wie die Angaben zu Cronbachs Alpha für die gesamte Elternstichprobe und für die Teilstichproben der Mütter und Väter anzeigen. Da der SDQ jedoch ein viel eingesetztes und gut getestetes Instrument darstellt, wird, im Gegensatz zur Vorgehensweise mit den Skalen des kindlichen Temperaments, darauf verzichtet, Einzelitems auszuwählen. Der Trade-Off wäre in diesem Fall zu groß. Dadurch, dass das Befragungsprogramm

[5] Hinter dieser Internetquelle steht ein Zusammenschluss aus Psychologen und Psychologinnen, die über die Internetplattform Youthinmind den Zugang zu den SDQ-Fragebögen und offiziellen Scoring-Methoden für Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen bereitstellen.

Tabelle 4.2 Häufigkeitsverteilungen in der Elternstichprobe nach den Normwerten des Strength and Difficulties Questionnaire (SDQ) auf den einzelnen Subskalen

	Grenz- oder Problembereich	Normalbereich
	n(%)	n(%)
Emotionale Probleme	19 (12.6%)	132 (87.4%)
Externalisierende Verhaltensauffälligkeiten	58 (38.4%)	93 (61.6%)
Hyperaktivität	14 (9.3%)	137 (90.7%)
Probleme mit Gleichaltrigen	30 (19.9%)	121 (80.1%)

Anmerkungen. Häufigkeitsverteilungen beziehen sich auf *n* = 151 gültige Angaben von Eltern mit dem jüngsten Kind, das vier Jahre alt war oder älter. Ungewichtete Daten.

die volle Originalversion des SDQ enthält, ohne Abweichungen des Wortlauts in den Itemformulierungen, kann trotz geringer interner Konsistenz auf die gut getesteten und damit verlässlichen Normwerte des SDQ zurückgegriffen werden. Diese erlauben eine möglichst genaue Beurteilung des kindlichen Verhaltens. Würde auf die Verwendung der Subdimensionen verzichtet, bestünde keine Möglichkeit mehr, das Verhalten nach vorgesehenen Normen zu klassifizieren. Keller und Langmeyer (2019) thematisieren in Bezug auf das häufiger auftretende Problem der geringen internen Konsistenz, dass sich vor allem für die Subskalen *Externalisierende Verhaltensprobleme* und *Probleme mit Gleichaltrigen* auch in anderen Studien eine geringe bis inakzeptable interne Konsistenz belegen lässt[6]. Als Grund dafür nennen sie, dass die geringe Itemanzahl pro Skala, die insgesamt für jede Subdimension versucht ein vergleichsweise breites Spektrum kindlicher Verhaltensmerkmale abzubilden, zu niedrigen Werten in der internen Konsistenz führen kann. Denn eine Reliabilitätsprüfung mittels Konsistenzanalyse, wie sie Cronbachs α vorsieht, setzt voraus, um akkurate Ergebnisse zu liefern, dass alle Items dasselbe Merkmal messen. Für diese Art der Analyse stellt eine zu große Heterogenität der Items also ein Problem dar (übertragen von Schermelleh-Engel und Werner 2012).

[6] Stone et al. 2010 zeigen in ihrem Review hier auch noch einmal detailliert, dass die interne Konsistenz der einzelnen Subdimensionen der Elternangaben, über unterschiedliche Studien hinweg, eine deutliche Varianz aufweist und nicht immer optimal ausfällt.

Tabelle 4.3 Ergebnisse der Reliabilitätsanalyse für die einzelnen Subskalen des SDQ

			Cronbach's Alpha α		
Subskala	**Itemanzahl**	**Skalenbreite**	**Mütter**	**Väter**	**Gesamt**
Emotionale Probleme	5	min 0; max 10	.50	.65	.54
Externalisierende Verhaltensauffälligkeiten	5	min 0; max 10	.38	.39	.38
Hyperaktivität	5	min 0; max 10	.57	.59	.57
Probleme mit Gleichaltrigen	5	min 0; max 10	.45	.53	.48

Anmerkungen. Reliabilitätsanalyse bezieht sich auf n = 151 gültige Angaben von Eltern mit dem jüngsten Kind, das vier Jahre alt war oder älter. Ungewichtete Daten.

Im letzten Schritt wurden beide altersabhängigen Informationen zu Verhaltensmerkmalen des Kindes in eine gemeinsame Variable überführt. Die in diesem Zuge gebildete Dummy-Variable besteht aus zwei Kategorien. Die Kategorie mit dem Wert eins umfasst alle Fälle, die auf mindestens einer Dimension des SDQ oder mindestens auf einem Einzelitem des kindlichen Temperaments erhöhte Anforderungen durch das kindliche Verhalten angegeben hatten. Die zweite Kategorie mit dem Wert null zeigt an, dass aus Sicht der Zielperson keine erhöhten Anforderungen hinsichtlich des kindlichen Verhaltens vorlagen. Von insgesamt $n = 817$ validen Elterninformationen über das Verhalten des Kindes hatten 56.3 % ($n = 460$) der Eltern das kindliche Verhalten als unproblematisch eingeschätzt. Die restlichen 43.7 % ($n = 357$) Mütter und Väter hatten auf mindestens einem der genannten Verhaltensaspekte angegeben, dass ihr Kind erhöhte Anforderungen an sie stellte. Im Vergleich der Mütter- und Väterangaben zeigten sich keine bedeutenden Unterschiede in den Häufigkeitsverteilungen auf die zwei Kategorien, χ^2 $(1, N = 817) = 0.14$, $p = .70$.

Erleben der Elternrolle

In AID:A II wurde das Erleben der Elternrolle mit Hilfe des Items „Meine Aufgaben als Mutter/Vater überfordern mich“ auf einer sechsstufigen, endpunktbenannten Antwortskala erfasst, wobei hohe Werte jeweils ein hohes Überforderungsniveau signalisieren. Für die Analysen des Vergleichs zwischen Eltern und kinderlosen Personen wurden die Eltern, je nach erlebtem Überforderungsniveau, in zwei Kategorien unterteilt. In jene Eltern, die kein Überforderungserleben als Mutter oder Vater berichteten und das Item mit den Werten eins oder zwei einstuften. Und in eine Gruppe von Eltern, für die eine milde, mittlere oder starke

Überforderung zutraf, da sie die Aussage mit einem Wert ab drei, bis maximal mit dem Endpunktwert der Skala *Trifft voll und ganz zu* (5) eingestuft hatten. Rund 74.5 % ($n = 615$) der Eltern hatten angegeben, sich gar nicht in der Elternrolle überfordert zu fühlen, 25.5 % ($n = 210$) berichteten über ein mittleres bis hohes Überforderungsgefühl. Die Gruppe der Zielpersonen, die (noch) keine Kinder hatte, bildet in den Analysen jeweils die Referenzgruppe zu den zwei unterschiedenen Elterngruppen. Es kam zum Vorschein, dass Mütter im Schnitt etwas höhere Werte auf diesem Item erzielt hatten ($M = 2.16$, $SD = 1.29$) und ihr Mittelwert damit signifikant höher war als der der Väter (M = 1.83, SD = 1.17), $t(823) = -3.69$, $p < .001$.

Alter des jüngsten Kindes und Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder

Zu den kindbezogenen Anforderungen von Elternschaft, die in dieser Teilstudie untersucht werden, zählen das Alter des jüngsten Kindes, sowie die Anzahl der Kinder. Für die Vergleichsanalysen wurde die Elternstichprobe zum einen auf Basis des Alters des jüngsten Kindes (in Jahren) und zum anderen anhand der Anzahl der Kinder, die im gemeinsamen Haushalt leben, eingeteilt. Kinderlose Personen bilden dabei jeweils die Referenzgruppe. Die Gruppen nach dem Alter des jüngsten Kindes teilen sich ein in Eltern, deren jüngstes Kind zwischen null und einem Jahr alt war und in Eltern, deren jüngstes Kind zwei Jahre alt war oder älter. Die Unterteilung der Elternstichprobe nach der Anzahl der Kinder resultierte wiederum in einer Elterngruppe, die ein Kind hatte und in einer Elterngruppe, die mit mehr als einem Kind in einem gemeinsamen Haushalt zusammenlebten. Die Häufigkeitsverteilungen wurden bereits in der Stichprobenbeschreibung berichtet.

Alter der Befragungspersonen

Für den Vergleich zwischen Eltern und nicht-Eltern wurde das Alter der befragten Zielpersonen zum Zeitpunkt der Erhebung verwendet, das in Jahren vorliegt.

Bildungsniveau

Die Bestimmung des Bildungsniveaus basiert grundsätzlich auf dem international anerkannten Klassifizierungssystem CASMIN[7] (König et al. 1988). Für die Einteilung der Bildungsgruppen wurde jedoch das angepasste CASMIN-Schema herangezogen, das einige der ursprünglichen Kategorien weiter ausdifferenziert (Brauns und Steinmann 1997). Es wurde demnach unterteilt in Zielpersonen, die in einem Haushalt mit hohem Bildungsabschluss lebten. Hier stellt der höchste

[7] Brauns und Steinmann 1997 geben einen Überblick der überarbeiteten Kodierung des CASMIN-Klassifikationsschemas.

erworbene Bildungsabschluss mindestens einen Fachhochschulabschluss dar. Die Vergleichsgruppe bilden Zielpersonen, deren höchster Bildungsabschluss einem mittleren oder niedrigen Bildungsniveau entspricht. In dieser Stichprobe schließt das Zielpersonen ein, die mindestens einen Hauptschulabschluss und maximal die Fach- oder Hochschulreife (Abitur) erworben haben. Die Zusammenfassung dieser beiden Kategorien wurde vor dem Hintergrund der Stichprobenverteilung entschieden. Wie sich bereits andeutete, waren sowohl in der Elternstichprobe als auch in der Stichprobe der kinderlosen Personen nur wenige Fälle mit niedrigem Bildungsniveau vertreten. Die Zusammenfassung dieser beiden Bildungslevel vermeidet damit, dass Gruppen mit zu kleinen Fallanzahlen in die Analysen eingehen, was zu verzerrten Ergebnissen führen könnte.

Erwerbsmodell

Die Variable des Erwerbsmodells wurde aus Perspektive der Zielperson konstruiert. Sie erfasst jeweils, wie sich die Befragungsperson die bezahlte Erwerbsarbeit mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin aufteilt, unabhängig vom Stundenumfang. Die Häufigkeitsverteilungen auf die einzelnen partnerschaftlichen Erwerbsarrangements wurden bereits im Rahmen der Stichprobenbeschreibung berichtet. Für die Analysen wurde eine Dummy-Variable konstruiert, die das Erwerbsmodell, in dem beide Partner erwerbstätig sind, mit allen anderen Kombinationen vergleicht.

Ökonomische Situation des Haushalts

Die objektive ökonomische Situation des Haushalts wurde mittels des Nettoäquivalenzeinkommens in die Analysen einbezogen. Dieses ist das, nach der Anzahl und dem Alter der im Haushalt lebenden Personen gewichtete, gesamte erwirtschaftete Nettoeinkommen, das einem Paar oder einer Familie monatlich zur Verfügung steht. Nach der überarbeiteten OECD Berechnungsformel wird der Person, die das Haupteinkommen des Haushalts verdient, ein Faktor von 1,0 zugewiesen, alle anderen Haushaltsmitglieder erhalten, differenziert nach dem Alter, entweder einen Faktor von 0,5 (dies betrifft Personen ab 14 Jahren) oder 0,3 (für Haushaltsmitglieder unter 14 Jahren zu). Anschließend wird das angegebene Nettohaushaltseinkommen durch die Summe der Berechnungsfaktoren dividiert (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2020; Statistisches Bundesamt 2020). Eine Skala zur subjektiv erlebten ökonomischen Deprivation des Haushalts erfasst zusätzlich auf drei nach Schwarz et al. (1997) formulierten und adaptierten Items die Knappheit finanzieller Mittel im Haushalt. Im Anschluss an die vorgelegten Aussagen (z. B.: „Bei uns ist das Geld meistens knapp.“), sollten die Befragten auf einer Skala von *Stimmt voll und ganz* (1) bis *Stimmt überhaupt nicht* (6) einstufen, wie sehr diese Aussagen auf ihre persönliche

finanzielle Situation zutreffen. Nachdem die Antwortskalen der zwei negativ formulierten Items umkodiert wurden, wurde im letzten Schritt der Mittelwert aus den drei Items für jede Befragungsperson gebildet, bei dem hohe Werte ein hohes Erleben subjektiver ökonomischer Belastung bedeuten. Die drei Items wiesen in der Gesamtstichprobe eine akzeptable bis gute innere Konsistenz auf ($\alpha = .80$), genauso wie in den Substichproben (Mütter: $\alpha = .81$; Väter: $\alpha = .78$; kinderlose Frauen: $\alpha = .76$; kinderlose Männer: $\alpha = .81$). Väter ($M = 2.63$, $SD = 1.18$) wiesen ein signifikant höheres finanzielles Belastungserleben auf als kinderlose Männer ($M = 2.26$, $SD = 1.15$), $t(966) = 4.61$, $p < .001$. Ähnliche Unterschiede traten auch bei den Müttern ($M = 2.59$, $SD = 1.27$) im Kontrast zur kinderlosen weiblichen Vergleichsgruppe ($M = 2.17$, $SD = 1.06$) zu Tage, $t(1\ 334) = 6.38$, $p < .001$.

Familienstand und Dauer der Partnerschaft

Als letzte Information, die Aufschluss über die Rahmenbedingungen der Lebenssituation der befragten Frauen, Männer, Mütter und Väter gibt, wurde der Familienstand herangezogen, der in einer Variable jene Zielpersonen, die verheiratet sind und mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin zusammenlebten, mit denen vergleicht, die zwar zusammenlebten, aber nicht verheiratet waren. Für die Betrachtung der Partnerschafszufriedenheit wurde zusätzlich die Dauer der Partnerschaft berücksichtigt, die in Jahren vorliegt.

4.3.3 Methodisches Vorgehen

Für alle Analysen werden hierarchische, lineare multiple Regressionsmodelle berechnet. Fehlende Werte werden listenweise ausgeschlossen. Der listenweise Ausschluss wurde zugelassen, da die fehlenden Werte zufällig und nicht systematisch zustande kamen. Dies wurde anhand des Little's Test überprüft, der unterstellt, dass die fehlenden Werte reinzufällig zustande gekommen sind und weder von den beobachteten noch von unbeobachteten Variablen abhängig sind (Li 2013), $\chi^2 - distance$ ($N = 2\ 308$) $= 119.05$, $df = 104$, $p = .14$. Ein nicht signifikantes Ergebnis des Tests indiziert, dass die fehlenden Werte auf allen untersuchten Variablen reinzufällig entstanden (ebd.).

Multiple Regressionsmodelle bieten den Vorteil, ein Set an mehreren kontinuierlichen und/oder kategorialen unabhängigen Variablen hinsichtlich ihres Effekts auf eine kontinuierliche, abhängige Variable zu prüfen (Mehmetoglu und Jakobsen 2017). Zugleich werden bei hierarchischen Modellen nicht alle Variablen

gleichzeitig ins Modell eingeführt, sondern, auf Basis theoretischer Vorüberlegungen, stufenweise (Urban und Mayerl 2011). Dies erleichtert es, stabile aus auch instabile Effekte zu identifizieren und das Zusammenwirken der unabhängigen Variablen untereinander auf die abhängige Variable einzuschätzen (Urban und Mayerl 2011). Anders formuliert, kann unter so einer sequenziellen Vorgehensweise die theoretische Abhängigkeit der Prädiktoren untereinander berücksichtigt werden (Sedlmeier und Renkewitz 2018). Die Analysemethode bietet sich für die vorliegenden Daten an, da ein tieferer Einblick gelingt, inwiefern Unterschiede des Wohlbefindens zwischen den Vergleichsgruppen abhängig sind von zentralen Hintergrundvariablen, wie individuellen Merkmalen als auch Merkmalen des Lebenskontexts.

Im vorliegenden Fall werden in den Analysen des Vergleichs zwischen Eltern und nicht-Eltern jeweils die zentralen unabhängigen Variablen (Verhaltensanforderungen des Kindes, Erleben der Elternrolle, Alter des Kindes, Anzahl der Kinder) in einem eigenen, ersten Modell für jede einzelne Dimension subjektiven Wohlbefindens eingeführt. Die Variablen wurden dazu, wie bereits beschrieben, jeweils in ein Set an $k - 1$ Dummy-Variablen umgewandelt, um die jeweiligen Elterngruppen mit der kinderlosen Gruppe vergleichen zu können. Die Gruppe der kinderlosen Befragten stellt daher immer die Referenzgruppe dar. Der nächste Variablenblock umfasst individuelle Merkmale der Befragungspersonen (Alter) sowie kontextuelle Rahmenbedingungen (Bildung, Erwerbsmodell, ökonomische Situation, Partnerschaftsstatus und im Falle der Partnerschaftszufriedenheit, als abhängiger Variable, die durchschnittliche Dauer der Partnerschaft). Diese Vorgehensweise trägt der theoretischen Annahme Rechnung, dass insbesondere elterliches Handeln, Erleben und Wohlbefinden in unterschiedliche distale und proximale Kontexte eingebettet ist (Belsky 1984; Abidin 1992; Webster-Stratton 1990). Die näheren Einflussfaktoren, wie erhöhte Anforderungen in der Elternrolle, werden daher in einem ersten Schritt betrachtet und in einem zweiten Schritt die etwas weiteren kontextuellen Rahmenbedingungen der Lebenssituation eingeführt. Damit ordnen sich die Variablenblöcke nach ihrer theoretischen Wichtigkeit an, beginnend mit den wichtigsten Prädiktoren (zum Vorgehen z. B. Urban und Mayerl 2011).

In den Analysen zum Vergleich von Eltern und nicht-Eltern wird auf die Prüfung von Interaktionseffekten verzichtet. Frazier et al. (2004) mahnen in einem ausführlichen Methodenpaper zur Vorsicht, Interaktionseffekte in multiplen Regressionen mit kategorialen Variablen zu berechnen, wenn auf den einzelnen Kategorien der Variablen sehr ungleiche Stichprobenverteilungen herrschen. Das reduziert die Testpower und kann insgesamt zu verzerrten Ergebnissen

führen. Da alle Analysen stets getrennt nach dem Geschlecht ausgegeben werden, entstehen relativ kleine Substichproben für Mütter und Väter, die mit einer jeweils größeren Substichprobe an kinderlosen Frauen oder Männern verglichen werden. Damit entsteht eine Ungleichverteilung auf die einzelnen Kategorien der Gruppenvariablen nach Elternschaftsstatus. Vor diesem Hintergrund soll in den Vergleichsanalysen der Eltern und kinderlosen Frauen und Männer auf die Berechnung von Interaktionstermen verzichtet werden, da diese im vorliegenden Fall mit höherer Wahrscheinlichkeit Schätzfehlern unterlegen wären.

Um die relative Relevanz der einzelnen Regressionskoeffizienten einschätzen und miteinander vergleichen zu können (Mehmetoglu und Jakobsen 2017; Kopp und Lois 2014), beinhaltet die Darstellung der berechneten Regressionsmodelle stets die standardisierten Regressionsgewichte β. Diese bewegen sich in einem Wertebereich von -1 bis $+ 1$, wobei Werte $< = 0.09$ einen kleinen Effekt, Werte zwischen $> = 0.1$ und $< = 0.2$ einen moderaten und Werte $> = 0.2$ einen großen Effekt anzeigen (Mehmetoglu und Jakobsen 2017). Um die Güte des Modells einzuschätzen, wird zudem der korrigierte Determinationskoeffizient (*adj.* R^2) angegeben. Da sich in einem Regressionsmodell mit der Hinzufügung jedes weiteren Prädiktors oder Prädiktorensets der Wert des unkorrigierten Determinationskoeffizienten R^2 automatisch erhöht (Kopp und Lois 2014) und damit auch eine künstliche Erhöhung der Modellgüte, die zu falschen Schlüssen über die Aussagekraft der Prädiktoren führen kann (Mehmetoglu und Jakobsen 2017), wird der korrigierte Determinationskoeffizient präferiert. Nach Cohen (1988) liegt eine geringe Varianzaufklärung durch die Prädiktoren vor, wenn R^2 einen Wert von .02 annimmt, eine mittlere Varianzaufklärung liegt bei einem Wert von .13 und eine starke Varianzaufklärung bei einem Wert von .26. Es ist üblich, die Änderung des Koeffizienten R^2 mit jeder Hinzunahme weiterer Prädiktoren oder Prädiktorenblöcke anzugeben (Deutsche Gesellschaft für Psychologie 2016). R^2-*Change* [auch bezeichnet als Zuwachs an Erklärungskraft ΔR^2 (Sedlmeier und Renkewitz 2018)] stellt jeweils die Zunahme des Determinationskoeffizienten R^2 von einem Schritt zum nächsten dar und gibt Aufschluss darüber, ob die Aufnahme weiterer Prädiktoren jeweils eine zusätzliche Varianzaufklärung der abhängigen Variable leistet (Wentura und Pospeschill 2015). R^2- *Change* wird bei allen hierarchischen Modellen mit ausgegeben.

Es wurde vorab mit dem *Variance Inflation Factor* (VIF) für die Gesamtstichprobe geprüft, ob zwischen den einzelnen Prädiktoren Multikolliniarität bestand. Ein VIF-Wert > 5 für eine Variable würde dies indizieren. Die VIF-Werte lagen für alle relevanten Studienvariablen weit unter diesem Wert, so dass kein Anlass dazu bestand anzunehmen, dass unabhängige Variablen im Modell einen zu hohen Anteil gemeinsamer Varianz aufwiesen (Mehmetoglu und Jakobsen 2017).

Bedingungen subjektiven Wohlbefindens
Die unterschiedlichen Bedingungen, die vor allem das Wohlbefinden von Eltern rahmen, wurden bereits ausführlich in Abschnitt 3.2. *Bedingungen elterlichen Wohlbefindens* diskutiert. Die Ausführungen veranschaulichten, dass sich das Alter der Befragungspersonen, das Bildungsniveau, die ökonomische Situation des Haushalts, das Erwerbsmodell und der Familienstand als relevante Hintergrundvariablen für das Wohlbefinden erwiesen. Aus diesem Grund werden diese Variablen in allen Analysen mitberücksichtigt. Im Rahmen der Berechnungen zur Partnerschaftszufriedenheit soll, zusätzlich zu diesem Set an Kontrollvariablen, die durchschnittliche Dauer der Partnerschaft mitberücksichtigt werden, die in Studien zur Partnerschaftszufriedenheit oder -qualität üblicherweise mitberücksichtigt wird (z. B. Huss und Pollmann-Schult 2020; Nussbeck et al. 2012). Vorranging, weil die durchschnittliche Dauer der Partnerschaft (*Relationship Duration*) einen Einfluss auf unterschiedliche Funktionsbereiche der Partnerschaft haben kann (z. B. Heiman et al. 2011; Hadden et al. 2014), wie beispielsweise die Sexualbeziehung (Schmiedberg und Schröder 2016) und damit relevant für das Wohlbefinden in der Partnerschaft ist. Die zu beantwortenden Forschungsfragen zu den relevanten unabhängigen Variablen gelten daher stets unter Konstanthaltung der genannten Einflussvariablen.

4.4 Interkorrelationen der Einzelaspekte subjektiven Wohlbefindens und deskriptive Ergebnisse

Vorab wurde in einem ersten Set an Korrelationsanalysen überprüft, ob alle ausgewählten Aspekte subjektiven Wohlbefindens (Lebenszufriedenheit, Autonomieerleben[8], Wellbeing, Partnerschaftszufriedenheit) als Einzelaspekte betrachtet werden können, oder ob hier womöglich ein gemeinsames latentes Konstrukt zugrunde lag. Differenziert nach dem Geschlecht lassen sich die bivariaten Zusammenhänge für Mütter und Väter in der Stichprobe der Eltern jeweils als moderat[9] einordnen (vgl.Tabelle 4.4). Für die Väter bestand der größte Zusammenhang zwischen der Lebenszufriedenheit und dem Autonomieerleben ($r = .31$,

[8] Im Weiteren wird die „Zufriedenheit mit den Möglichkeiten, das Leben selbst zu gestalten“ mit den kürzeren Begriffen „Autonomieerleben“ oder „Zufriedenheit mit dem Autonomieerleben“ abgekürzt, um den Lesefluss zu erleichtern.

[9] Ein Korrelationskoeffizient von r = 0.10 ist ein kleiner Effekt, von r = 0.30 ein moderater und von r = 0.50 ein starker Effekt (Bühner und Ziegler 2009).

$p < .001$). Beide Aspekte teilten damit eine gemeinsame Varianz von 9 % (Determinationskoeffizient[10] $r^2 = .09$), die als eher gering einzuschätzen ist. Für die Mütter korrelierten die Partnerschaftszufriedenheit und die Lebenszufriedenheit am höchsten miteinander ($r = 0.42$, $p < .001$) und teilten einen gemeinsamen Varianzanteil von 17 % ($r^2 = .17$).

In den Substichproben der kinderlosen Frauen und Männer fanden sich ähnliche Zusammenhänge (vgl. Tabelle 4.5). Für die kinderlosen Männer bestand der größte Zusammenhang ebenfalls zwischen dem Autonomieerleben und der Lebenszufriedenheit ($r = .32$, $p < .001$). Beide Aspekten teilten damit einen gemeinsamen Varianzanteil von 10 % ($r^2 = .10$). Für die kinderlosen Frauen ließ sich analog zu den Männern die größte Korrelation zwischen dem Autonomieerleben und der Lebenszufriedenheit ausmachen ($r = .33$, $p < .001$). Durch die insgesamt jedoch moderaten Zusammenhänge der Wohlbefindensaspekte untereinander, bestand kein Anlass weitergehend zu prüfen, inwiefern die einzelnen Dimensionen ein gemeinsames latentes Konstrukt abbildeten. Sie werden daher als jeweils eigenständige Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens behandelt.

Deskriptive Ergebnisse zu den Wohlbefindensdimensionen

In einigen Studien zum Wohlbefinden von Eltern und nicht-Eltern findet sich in der Regel ein generell hohes Ausgangsniveau der einzelnen Wohlbefindensaspekte, auf denen Eltern und kinderlose Personen miteinander verglichen werden (z. B. Pollmann-Schult 2014, 2013). Eine ähnliche Tendenz zeichnete sich auch bei den erfassten Befragten der vorliegenden Stichprobe ab, mit Blick auf Tabelle 4.6. So wiesen die Befragten auf allen betrachteten Aspekten ein relativ hohes subjektives Wohlbefinden auf.

4.5 Ergebnisse des Vergleichs des subjektiven Wohlbefindens zwischen Eltern und kinderlosen Personen

Die Ergebnisdarstellung folgt grundsätzlich einer festen Struktur. So gibt es für die berichteten Ergebnisse der zentralen unabhängigen Variablen (Verhaltensanforderungen des Kindes, Erleben der Elternrolle, Alter des jüngsten Kindes

---

[10] Der Determinationskoeffizient r^2 ergibt sich aus dem quadrierten Korrelationskoeffizienten r und gibt den gemeinsamen Varianzanteil von zwei Merkmalen an (Bühner und Ziegler 2009).

Tabelle 4.4 Paarweise Korrelationen der abhängigen Variablen in der Elternstichprobe

Paarweise Korrelationen	(1) Autonomieerleben	(2) Lebenszufriedenheit	(3) WHO-5-Wellbeing Indikator	(4) Partnerschafts-zufriedenheit
(1) Autonomieerleben	…	0.36***	0.24***	0.22***
		(0.00)	(0.00)	(0.00)
(2) Lebenszufriedenheit	0.31***	…	0.30***	0.42***
	(0.00)		(0.00)	(0.00)
(3) WHO-5-Wellbeing Indikator	0.12**	0.19***	…	0.28***
	(0.04)	(0.00)		(0.00)
(4) Partnerschaftszufriedenheit	0.23***	0.29***	0.18***	…
	(0.00)	(0.00)	(0.00)	

Väter (unterhalb der Diagonalen) / Mütter (oberhalb der Diagonalen)

Anmerkungen. Paarweise Korrelationen der Elternstichprobe (n = 770) getrennt ausgegeben nach dem Geschlecht. Paarweise Korrelationen der Väter (n = 285) werden unterhalb der Diagonalen ausgegeben. Paarweise Korrelationen der Mütter (n = 485) werden oberhalb der Diagonalen abgebildet. Das jeweilige Signifikanzniveau wird in Klammern ausgegeben. Ungewichtete Daten.
* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Tabelle 4.5 Paarweise Korrelationen der abhängigen Variablen in der Stichprobe der kinderlosen Befragten

Paarweise Korrelationen	**(1) Autonomieerleben**	**(2) Lebenszufriedenheit**	**(3) WHO-5-Wellbeing Indikator**	**(4) Partnerschafts-zufriedenheit**
(1) Autonomieerleben	…	0.33*** (0.00)	0.19*** (0.00)	0.18*** (0.00)
(2) Lebenszufriedenheit	0.32*** (0.00)	…	0.22*** (0.00)	0.29*** (0.00)
(3) WHO-5-Wellbeing Indikator	0.18*** (0.00)	0.21*** (0.00)	…	0.14*** (0.00)
(4) Partnerschaftszufriedenheit	0.20*** (0.00)	0.29*** (0.00)	0.18*** (0.00)	…

Kinderlose Männer (unterhalb der Diagonalen) / Kinderlose Frauen (oberhalb der Diagonalen)

Anmerkungen. Paarweise Korrelationen der Stichprobe der kinderlosen Personen (n = 1 391) getrennt ausgegeben nach dem Geschlecht. Paarweise Korrelationen der kinderlosen Männer (n = 621) werden unterhalb der Diagonalen ausgegeben. Paarweise Korrelationen der kinderlosen Frauen (n = 770) werden oberhalb der Diagonalen abgebildet. Das jeweilige Signifikanzniveau wird in Klammern ausgegeben. Ungewichtete Daten.

* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Tabelle 4.6 Mittelwerte und Standardabweichungen für die zentralen abhängigen Variablen

Variablen	Range	Frauen	Männer	Gesamt Teilstich-probe kinderlose Personen	Mütter	Väter	Gesamt Teilstich-probe Eltern
	min; max	M/SD	M/SD	M/SD	M/SD	M/SD	M/SD
(1) Autonomieerleben	min 1; max 6	5.14 (0.82)	5.14 (0.79)	5.14 (0.82)	5.01 (0.90)	5.08 (0.77)	5.03 (0.85)
(2) Lebenszufriedenheit	min 1; max 6	5.15 (0.75)	5.12 (0.74)	5.13 (0.74)	5.13 (0.78)	5.17 (0.84)	5.15 (0.80)
(3) WHO-5-Wellbeing Indikator	min 0; max 100	51.78 (18.12)	54.26 (17.94)	52.89 (18.07)	49.92 (17.52)	53.81 (18.69)	51.36 (18.05)
(4) Partnerschaftszufriedenheit	min 1; max 6	5.56 (0.59)	5.42 (0.68)	5.50 (0.64)	5.33 (0.77)	5.53 (0.66)	5.41 (0.74)

Anmerkungen. Angaben basieren auf N = 2 161 Fällen (n = 621 kinderlose Männer, n = 770 kinderlose Frauen, n = 485 Mütter, n = 285 Väter). Ungewichtete Daten.

und Anzahl der Kinder) jeweils einen eigenen Textabschnitt. Im jeweiligen Abschnitt werden erst die Ergebnisse für die Väter im Vergleich zu den kinderlosen Männern berichtet. Im nächsten Schritt dann jeweils die Ergebnisse für die untersuchten Mütter im Vergleich zu den kinderlosen Frauen.

4.5.1 Kindliche Verhaltensanforderungen

Väter vs. kinderlose Männer

Im ersten Analyseset zur Bedeutung kindlicher Verhaltensanforderungen hinsichtlich des subjektiven Wohlbefindens im Vergleich von Vätern und kinderlosen, männlichen Befragten, existierten insgesamt sehr kleine Effekte. Die geschätzten standardisierten Regressionsgewichte werden in Tabelle 4.7 berichtet. Zunächst wird auf die Ergebnisse des Autonomieerlebens und der Lebenszufriedenheit eingegangen, im zweiten Schritt auf die Befunde zum Wellbeing und zur Partnerschaftszufriedenheit.

Autonomieerleben und Lebenszufriedenheit

Väter, die über erhöhte kindliche Verhaltensanforderungen berichteten ($\beta = .02$, $p = .67$), als auch Väter, die keine erhöhten kindlichen Verhaltensanforderungen angegeben hatten ($\beta = .05$, $p = .28$) unterschieden sich nicht signifikant von kinderlosen Männern in der Zufriedenheit, das Leben selbst zu gestalten (Tabelle 4.7, Modell 1). Der Zusammenhang zwischen der Gruppenzugehörigkeit nach dem Elternschaftsstatus und diesem Wohlbefindensindikator veränderte sich auch nicht unter Hinzunahme der individuellen Merkmale und der kontextuellen Rahmenbedingungen (siehe Tabelle 4.7, Modell 1 und Modell 2 im Vergleich). Im Regressionsmodell zur Lebenszufriedenheit zeigte sich wiederum, dass der Effekt der Verhaltensanforderungen des Kindes auf das Wohlbefinden teilweise von den individuellen und kontextuellen Lebensbedingungen der Väter abhängig war. Im ersten Modell ließen sich zunächst keine bedeutenden Unterschiede zwischen den Gruppen erkennen. Erst unter Hinzunahme der individuellen Merkmale (Alter der Befragten) als auch der kontextuellen Rahmenbedingungen bzw. der Merkmale der Lebenssituation (Bildung, Erwerbstätigkeitsmodell, Nettoäquivalenzeinkommen, erlebte finanzielle Belastung, Familienstand) unterschieden sich Väter, die über keine erhöhten verhaltensbedingten Anforderungen ihres Kindes berichteten ($\beta = .08$, $p = .04$), signifikant von den kinderlosen Männern (Tabelle 4.7, Modell 1 und Modell 2 zur Lebenszufriedenheit im Vergleich). Auch wenn der Effekt als minimal einzuschätzen ist, bedeutet er inhaltlich, dass erst unter Berücksichtigung der zentralen Einflussfaktoren, der positive Effekt ein

Kind zu haben, das keine erhöhten Verhaltensanforderungen aufwies, im direkten Vergleich zu den kinderlosen Männern, zum Vorschein kam. Ein Kind mit erhöhten Verhaltensanforderungen führte für die untersuchten Väter wiederum nicht zu einer bedeutend niedrigeren Lebenszufriedenheit ($\beta = .01$, $p = .71$) im Kontrast zu den kinderlosen Männern.

Unter genauerer Betrachtung welche Mechanismen in den vorliegenden Daten wirkten, wird kurz exemplarisch betrachtet, inwiefern für sich genommen das Alter der Befragten und dann, für sich genommen, das Bildungsniveau den Unterschied in der Lebenszufriedenheit zwischen den Vergleichsgruppen beeinflusste. Nur unter Hinzunahme des Alters der befragten Männer, ohne gleichzeitige Berücksichtigung aller anderen Hintergrundvariablen, stellte sich beispielsweise heraus, dass der Unterschied in der Lebenszufriedenheit zwischen den Vätern mit Kind ohne erhöhte Verhaltensanforderungen und den kinderlosen Männern bereits tendenziell Signifikanz erreichte ($\beta = .07$, $SE(\beta) = .07$, $p = .05$). Mit Blick auf die genauen Zusammenhänge dieser Variablen untereinander wird klar, dass das Alter aller Befragten nicht mit der Lebenszufriedenheit korrelierte ($r = -0.01$, $p = .72$). Damit war dieser Prädiktor unkorreliert mit dem Kriterium, erhöhte aber, nach Berücksichtigung im Regressionsmodell, die Vorhersagekraft der Gruppenvariable für die Lebenszufriedenheit. Damit handelt es sich hier um einen klassischen Suppressoreffekt (siehe z. B. Watson et al. 2013 zur klassischen Suppression). Der Unterschied zwischen Vätern mit Kind ohne erhöhte Verhaltensanforderungen und kinderlosen Männern erreichte wiederum unter Hinzuziehung des Bildungsniveaus, ohne gleichzeitige Berücksichtigung weiterer Variablen, Signifikanz ($\beta = .08$, $SE(\beta) = .06$, $p = .02$). Der dahinterliegende Mechanismus stellt ebenso einen Suppressoreffekt dar, in diesem Fall jedoch eine *Reciprocal* oder *Cooperative Suppression* (Watson et al. 2013). Dieser Mechanismus zeichnet sich dadurch aus, dass (wie im vorliegenden Fall) zwei unabhängige Variablen negativ miteinander assoziiert sind, aber jeweils positiv mit der abhängigen Variable zusammenhängen (Watson et al. 2013). In den vorliegenden Daten kann das bestätigt werden, da Väter mit Kind ohne erhöhte Verhaltensanforderungen, ohne Berücksichtigung von Hintergrundvariablen, im Mittelwertvergleich der Rohdaten, eine tendenziell höhere Lebenszufriedenheit aufwiesen als die kinderlosen Männer, $t(778) = -.13$, $p = .06$[11]. Damit war der Elternschaftsstatus bivariat positiv mit der Lebenszufriedenheit assoziiert. Weiterhin zeigte sich ein

[11] Mittelwerte Lebenszufriedenheit: kinderlose Männer = Ø 5,1; Kind zeigte keine erhöhten Verhaltensanforderungen = Ø 5,2, Skala kodiert von 1 = Überhaupt nicht zufrieden bis 6 = Sehr zufrieden.

positiver Zusammenhang zwischen einem hohen Bildungsniveau und der allgemeinen Lebenszufriedenheit. Ein hohes Bildungsniveau ging bivariat mit einer höheren Lebenszufriedenheit einher als bei niedrig bis mittel Gebildeten, $t(904) = -4.41$, $p < .001$. Allerdings stand der Elternschaftsstatus in den Rohdaten bivariat in negativem Zusammenhang mit dem Bildungsniveau, da die genannten Vätergruppen deutlich häufiger in der Gruppe der mittel bis niedrig Gebildeten vertreten waren als die kinderlosen befragten Männer, χ^2 $(2, N = 906) = 18.48$, $p < .001$. Dementsprechend variierten die Vergleichsgruppen in ihrem Bildungsniveau, wobei die genannten Vätergruppen überhäufig niedrig bis mittel gebildet waren, die kinderlosen Männer im Vergleich häufiger hoch gebildet. An diesen Beispielen wird deutlich, dass mit der schrittweisen Hinzunahme weiterer Hintergrundvariablen, unterschiedliche Mechanismen zum Tragen kamen, die in ihrer Gänze nicht für jedes Modell detailliert erklärt werden können, insbesondere da ein ganzer Block unterschiedlicher Hintergrundvariablen berücksichtigt wurde. Auf einer übergeordneten Ebene lässt sich jedoch schließen, dass die individuellen und kontextuellen Merkmale im vorliegenden Fall wichtige Einflussgrößen für den Zusammenhang der Gruppenvariable (Väter vs. kinderlose Männer) mit der Lebenszufriedenheit darstellten. In den vorliegenden Analysen kam der positive Effekt, Kinder zu haben erst unter Berücksichtigung wichtiger soziodemographischer Merkmale zum Vorschein. Zusammengenommen leisteten die Variablen eine mittlere Varianzaufklärung, da sie rund 10 % der Varianz in der Lebenszufriedenheit erklären konnten.

Wellbeing und Partnerschaftszufriedenheit

Für den WHO-5-Wellbeing Indikator erschien ein sehr kleiner, aber stabiler Effekt für die Gruppe der Väter, die ein Kind mit erhöhten Verhaltensanforderungen hatte. Sie wiesen ein signifikant geringeres generelles Wohlbefinden auf ($\beta = -.09$, $p = .03$) als die kinderlose Vergleichsgruppe. Dieser negative Effekt blieb auch unter Hinzunahme der weiteren Variablen bestehen und war damit relativ unbeeinflusst von den weiteren Bedingungen subjektiven Wohlbefindens. Jedoch ist der Wohlbefindensunterschied an sich sowie die erzielte Varianzaufklärung auf dem WHO-5-Wellbeing Indikator durch alle Prädiktoren als sehr gering einzuschätzen. Sie konnten nur rund 2 % der Varianz im allgemeinen Wellbeing erklären (siehe Tabelle 4.7).

Für die Partnerschaftszufriedenheit ergab sich noch einmal ein anderes Bild. Ohne Hinzunahme der kontextuellen Rahmenbedingungen bzw. der Merkmale der Lebenssituation, bestand ein positiver Effekt bei den Vätern, deren Kind keine erhöhten Verhaltensanforderungen aufwies. Sie waren in Modell 1 zufriedener mit ihrer Partnerschaft als die kinderlose Vergleichsgruppe ($\beta = .11$, $p < .001$). Dieser

Unterschied verschwand jedoch unter Berücksichtigung des soziodemographischen Prädiktorensets (Modell 1 und Modell 2 zur Partnerschaftszufriedenheit im Vergleich, dargestellt in Tabelle 4.7). Zwischen diesen zwei Gruppen ließ sich damit nur dann ein positiver Elternschaftseffekt nachweisen, solange keine Merkmale der Lebenssituation berücksichtigt wurden. Zugleich deckte die Hinzunahme der kontextuellen Merkmale erst den negativen Effekt auf, ein Kind mit erhöhten Verhaltensanforderungen zu haben. Unter Kontrolle aller relevanten soziodemographischen Variablen kam zum Vorschein, dass diese Vätergruppe signifikant unzufriedener in ihrer Partnerschaft war ($\beta = -.10$, $p = .02$) als die kinderlose Vergleichsgruppe. Hier trat der Nettoeffekt, ein Kind mit erhöhten Anforderungen zu erziehen, erst dann zu Tage, wenn alle weiteren Hintergrundvariablen berücksichtigt wurden und statistisch angenommen wurde, dass sich die zwei Vergleichsgruppen nicht hinsichtlich der zentralen soziodemographischen Merkmale unterschieden. In der Partnerschaftszufriedenheit konnte durch alle Prädiktoren zusammengenommen allerdings ebenfalls nur eine geringe Varianzaufklärung von 7 % erzielt werden.

Mütter vs. kinderlose Frauen

Autonomieerleben und Lebenszufriedenheit

In den Analysen der Frauenstichprobe bestand ein positiver Effekt in der Zufriedenheit mit den Möglichkeiten, das Leben selbst zu gestalten, wenn Mütter ein Kind ohne verhaltensbedingte, erhöhte Anforderungen hatten ($\beta = .10$, $p = .007$) im direkten Vergleich zu den kinderlosen Frauen (siehe hierzu Tabelle 4.8, Modell 2 zum Autonomieerleben). Dieser Unterschied im Wohlbefinden, der insgesamt moderat ausfiel, kam auch hier erst unter Kontrolle aller relevanten Einflussfaktoren subjektiven Wohlbefindens zum Vorschein. Es zeigte sich, dass sich die Lebenssituationen von kinderlosen Frauen und Müttern bedeutend auf den berücksichtigten Merkmalen unterschieden. Mütter gaben beispielsweise an, egal in welche Gruppe sie fielen, höhere finanzielle Sorgen zu haben als die kinderlose Vergleichsgruppe. Erst wenn diese negativen Begleiterscheinungen von Elternschaft berücksichtigt wurden, kam der positive Effekt zum Vorschein, ein Kind zu haben, welches sich normal und altersgemäß entwickelte. Für Mütter, die ein Kind mit erhöhten Verhaltensanforderungen hatten verschwand der negative Effekt, da im letzten Modell keine bedeutende Differenz mehr ($\beta = .01$, $p = .76$) im Autonomieerleben im Vergleich zu den kinderlosen Frauen bestand (Tabelle 4.8, Modell 2 zum Autonomieerleben). Mütter mit einem sich normal entwickelnden Kind waren darüber hinaus minimal zufriedener mit ihrem Leben allgemein ($\beta = .08$, $p = .03$) als die kinderlosen Frauen (Tabelle 4.8, Modell

Tabelle 4.7 Ergebnisse der Regressionsanalysen für die vier Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens im Rahmen des Vergleichs zwischen Vätern, differenziert nach den Verhaltensanforderungen des Kindes und kinderlosen Männern

	Väter vs. kinderlose Männer	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2
		Autonomie-erleben	Autonomie-erleben	Lebens-zufriedenheit	Lebens-zufriedenheit	Wellbeing	Wellbeing	Partnerschafts-zufriedenheit	Partnerschafts-zufriedenheit
Erhöhte Anforderungen in der Elternrolle	Kind zeigt keine erhöhten Verhaltensanforderungen	-0.01 (0.03)	0.05 (0.04)	0.06 (0.03)	0.08* (0.04)	0.06 (0.03)	0.06 (0.04)	0.11*** (0.03)	0.01 (0.04)
	Kind zeigt erhöhte Verhaltensanforderungen	-0.05 (0.03)	0.02 (0.04)	-0.02 (0.03)	0.01 (0.04)	-0.09** (0.03)	-0.09* (0.04)	-0.01 (0.03)	-0.10* (0.04)
	Referenz: kinderlose Männer								
Lebenssituation: individuelle Merkmale und kontextuelle Rahmenbedingungen	Alter		-0.08* (0.03)		-0.13*** (0.03)		-0.04 (0.04)		-0.03 (0.04)
	Bildung		-0.03 (0.06)		0.11*** (0.03)		0.01 (0.03)		0.04 (0.03)
	Erwerbstätigkeitsmodell		0.04 (0.03)		0.04 (0.03)		-0.05 (0.04)		-0.05 (0.04)
	Bedarfsgewichtetes Nettoäquivalenzeinkommen		0.01 (0.03)		0.06 (0.03)		0.00 (0.03)		0.00 (0.03)
	Subjektive ökonomische Belastung		-0.30*** (0.03)		-0.28*** (0.03)		-0.09* (0.03)		-0.13*** (0.03)
	Familienstand		0.01 (0.04)		0.14*** (0.04)		-0.01 (0.04)		0.24*** (0.04)
	Dauer der Partnerschaft in Jahren		…		…		…		-0.06 (0.04)
	N	906	906	906	906	906	906	906	906
	adj. R^2	0.01	0.10	0.00	0.13	0.01	0.02	0.01	0.07
	ΔR^2		.09***		.13***		.01		.06***

Anmerkungen. Standardisierte Regressionsgewichte, Standard Fehler in Klammern. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*beide erwerbstätig*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); Familienstand: 1 (*verheiratet COHAB*), 0 (*nicht-verheiratet COHAB*). Ungewichtete Daten.

* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

2 zur Lebenszufriedenheit). Dieser Effekt ist allerdings als gering einzuschätzen und offenbarte sich ebenfalls erst unter Kontrolle aller relevanten Einflussfaktoren. Die Varianzaufklärung aller Prädiktoren zusammengenommen bewegte sich für beide Aspekte subjektiven Wohlbefindens im niedrigen bis mittleren Bereich (Autonomieerleben: 8 %; Lebenszufriedenheit: 10 %).

Wellbeing und Partnerschaftszufriedenheit
Darüber hinaus fanden sich keine bedeutenden Unterschiede im Wellbeing Indikator zwischen den untersuchten Müttergruppen im Kontrast zur kinderlosen Vergleichsgruppe (Tabelle 4.8, Modell 2 zum Wellbeing). Um Unterschiede des Wellbeings in der Gesamtstichprobe der untersuchten Frauen, unabhängig davon, ob sie Kinder hatten oder nicht, aufklären zu können, erwiesen sich vor allem die Merkmale der Lebenssituation als relevant. Die Kontextbedingungen leisteten die meiste Varianzaufklärung. Insgesamt konnten alle unabhängigen Variablen allerdings lediglich 2 % der Varianz im Wellbeing aufklären und hatten damit keine besonders hohe Vorhersagekraft für diese unabhängige Variable.

In den Analysen zur Partnerschaftszufriedenheit trat ein relativ stabiler Effekt auf. Auch unter Hinzunahme des zweiten Variablenblocks bestand für beide Müttergruppen ein signifikant negativer Effekt, Kinder zu haben (Kind zeigte keine erhöhten Verhaltensanforderungen: $\beta = -.16$, $p < .001$; Kind zeigte erhöhte Verhaltensanforderungen: $\beta = -.20$, $p < .001$) im Vergleich zu den kinderlosen Frauen (Tabelle 4.8, Modell 2 zur Partnerschaftszufriedenheit). Die Anwesenheit eines Kindes, unabhängig davon, ob es erhöhte Verhaltensanforderungen an die Mütter stellte oder nicht, brachte eine größere Belastung für die Partnerschaft mit sich, die kinderlose Frauen in der Form nicht erlebten.

Mit Blick auf die Ergebnisse zu den Hintergrundvariablen, die ebenfalls Tabelle 4.8 entnommen werden können, bestanden sowohl in der Frauen- als auch Männerstichprobe Alterseffekte hinsichtlich des Autonomieerlebens und der Lebenszufriedenheit. Ältere Befragte wiesen im Schnitt niedrigere Werte auf diesen Indikatoren subjektiven Wohlbefindens auf als jüngere Befragte. Gleichzeitig spielte die subjektiv erlebte finanzielle Belastung eine wichtige Rolle für alle Dimensionen des Wohlbefindens. Höher eingeschätzte finanzielle Restriktionen bedeuteten stets niedrigere Werte des Wohlergehens. Die tatsächlich zur Verfügung stehenden finanziellen Ressourcen hatten wiederum in keiner Substichprobe einen substanziellen Einfluss. Weiterhin waren Zielpersonen, die mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin verheiratet zusammenlebten zufriedener mit ihrem Leben allgemein und ihrer Partnerschaft. Die Varianzaufklärung der Prädiktoren fiel aber auch für die Partnerschaftszufriedenheit mittelmäßig aus (7 %).

Tabelle 4.8 Ergebnisse der Regressionsanalysen für die vier Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens im Rahmen des Vergleichs zwischen Müttern, differenziert nach den Verhaltensanforderungen des Kindes und kinderlosen Frauen

	Mütter vs. kinderlose Frauen	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2
		Autonomie-erleben	Autonomie-erleben	Lebens-zufriedenheit	Lebens-zufriedenheit	Wellbeing	Wellbeing	Partnerschafts-zufriedenheit	Partnerschafts-zufriedenheit
Erhöhte Anforderungen in der Elternrolle	Kind zeigt keine erhöhten Verhaltensanforderungen	-0.01	0.10**	0.04	0.08*	-0.01	-0.01	-0.10***	-0.16***
		(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)
	Kind zeigt erhöhte Verhaltensanforderungen	-0.12***	0.01	-0.06*	0.01	-0.07*	-0.06	-0.17***	-0.20***
		(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)
	Referenz: kinderlose Frauen								
Lebenssituation: individuelle Merkmale und kontextuelle Rahmenbedingungen	Alter		-0.10**		-0.11**		-0.05		-0.01
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Bildung		-0.04		0.07*		-0.02		-0.02
			(0.06)		(0.02)		(0.03)		(0.03)
	Erwerbstätigkeitsmodell		0.09**		0.01		-0.02		-0.06
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Bedarfsgewichtetes Nettoäquivalenzeinkommen		0.05		0.03		0.05		-0.05
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Subjektive ökonomische Belastung		-0.25***		-0.27***		-0.13***		-0.20***
			(0.03)		(0.02)		(0.03)		(0.02)
	Familienstand		-0.00		0.09**		0.05		0.10**
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Dauer der Partnerschaft in Jahren		…		…		…		-0.05
									(0.03)
	N	1255	1255	1255	1255	1255	1255	1255	1255
	adj. R^2	0.01	0.08	0.00	0.10	0.00	0.02	0.03	0.07
	ΔR^2		.07***		.10***		.02***		.04***

Anmerkungen. Standardisierte Regressionsgewichte, Standard Fehler in Klammern. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*beide erwerbstätig*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); Familienstand: 1 (*verheiratet COHAB*), 0 (*nicht-verheiratet COHAB*). Ungewichtete Daten.

$^{*}p < 0.05$, $^{**}p < 0.01$, $^{***}p < 0.001$

4.5.2 Das Erleben der Elternrolle

Väter vs. kinderlose Männer

Autonomieerleben und Lebenszufriedenheit

Väter, die ein mittleres bis starkes Überforderungserleben in der Vaterrolle angegeben hatten, waren insgesamt unzufriedener mit den Möglichkeiten, ihr Lebens selbst zu gestalten ($\beta = -.08$, $p = .02$) als nicht-Väter. Der negative Effekt schwächte sich zwar unter Hinzunahme individueller Merkmale und Charakteristika der Lebenssituation ab, blieb so jedoch im finalen Regressionsmodell bestehen (Tabelle 4.9, Modell 2 zum Autonomieerleben). Der Unterschied ist allerdings als sehr gering zu bewerten. Ging Elternschaft für die befragten Väter mit keinem Überforderungserleben einher, unterschieden sie sich in ihrem Autonomieerleben nicht substanziell von den kinderlosen befragten Männern ($\beta = .08$, $p = .06$). Kinderlose Männer und Väter, differenziert nach dem erlebten Überforderungsniveau durch die Aufgaben als Vater, unterschieden sich nicht signifikant hinsichtlich der allgemeinen Lebenszufriedenheit (Tabelle 4.9, Modell 2 zur Lebenszufriedenheit). In beiden Modellen bestand eine moderate Varianzaufklärung (Lebenszufriedenheit: 10 %, Autonomieerleben: 13 %)

Wellbeing und Partnerschafszufriedenheit

Die gebildeten Vätergruppen, nach dem Überforderungserleben in der Elternrolle, unterschieden sich auf dem Wellbeing Indikator nicht signifikant von den kinderlosen Männern (Tabelle 4.9, Modell 2 zum Wellbeing). Für die Partnerschaftszufriedenheit wiederum stellte sich heraus, dass der anfänglich positive Effekt bei Vätern, die sich nicht in ihrer Elternrolle überfordert fühlten, unter Hinzunahme des geschilderten Prädiktorensets verschwand. Der im bivariaten Modell deutlich positive Effekt der Elternschaft ohne Überforderungserleben verschwand damit unter Hinzunahme der Lebenssituation und war im finalen Modell nicht signifikant ($\beta = -.00$, $p = .99$). Die teilweise andersgelagerten Rahmenbedingungen durch Elternschaft im Vergleich zur Kinderlosigkeit dämpften somit den anfänglich positiven Elternschaftseffekt (Tabelle 4.9, Modell 1 und 2 zur Partnerschafzufriedenheit im Vergleich).

Ein Überforderungserleben in der Elternrolle wirkte sich wiederum negativ auf die Partnerschaftszufriedenheit aus und führte bei diesen Vätern zu niedrigeren Werten ($\beta = -.13$, $p < .001$), im Vergleich zu den kinderlosen befragten Männern (vgl. Tabelle 4.8, finales Modell 2 zur Partnerschaftszufriedenheit). Diese negative Differenz zu Lasten der Väter verstärkte sich unter Hinzunahme der Merkmale der Lebenssituation. Hier lässt sich ebenfalls ein Suppressoreffekt

erkennen, da der negative Nettoeffekt des Überforderungserlebens in der Vaterrolle auf die Partnerschaftszufriedenheit im Kontrast zu den kinderlosen Männern erst unter Herauspartialisierung der Hintergrundvariablen des zweiten Variablenblocks stärker hervortrat. Ein Teil der Varianz der Unterscheidung in die genannte Elterngruppe und in kinderlose Männer wurde von den Prädiktoren dieses Blocks gebunden. Das führte dazu, dass der verbleibende Varianzanteil der Vergleichsvariable nach Elternschaftsstatus dann stärker mit der Partnerschaftszufriedenheit zusammenhing (zum Mechanismus der Suppression in Multiplen Regressionen z. B. Pituch und Stevens 2016).

Mütter vs. kinderlose Frauen

Autonomieerleben und Lebenszufriedenheit
Bei den Müttern wies das Erleben der Elternrolle, als Differenzmerkmal zur kinderlosen weiblichen Vergleichsgruppe, ein etwas anderes Zusammenhangsmuster mit dem subjektiven Wohlbefinden auf als im Vergleich zwischen Vätern und kinderlosen Männern. Mütter, die über kein Überforderungsgefühl berichteten wiesen im finalen Regressionsmodell eine signifikant höhere Zufriedenheit mit dem Autonomieerleben auf ($\beta = .13$, $p < .001$) als die kinderlose Vergleichsgruppe befragter Frauen (Tabelle 4.10, Modell 2 zum Autonomieerleben). Dieser Unterschied war zunächst in Modell 1 nicht signifikant, unter Konstanthaltung der Merkmale der Lebenssituation erreichte die Differenz im zweiten Schritt dann jedoch statistische Signifikanz. Unter Berücksichtigung der zentralen Hintergrundvariablen, die vor allem auf die negativen Begleiterscheinungen von Elternschaft kontrollieren, wie finanzielle Sorgen, die in den Gruppen der Mütter höher waren als bei den kinderlosen Frauen, fiel der Nettounterschied im Autonomieerleben zugunsten der Mütter, die keine Überforderung durch die Aufgaben als Mutter erlebten, positiv aus, im Vergleich zu den kinderlosen Frauen. Mütter wiederum, die ein mittleres bis erhöhtes Überforderungsgefühl angegeben hatten, wiesen eine signifikant geringere Zufriedenheit mit den Möglichkeiten, das Leben selbst zu gestalten auf ($\beta = -.09$, $p = .009$) als die kinderlosen Frauen. Dieser Effekt wurde zwar durch die Merkmale der Lebenssituation abgeschwächt, blieb aber trotzdem im finalen Regressionsmodell bestehen (siehe ebenfalls Tabelle 4.10, Modell 1 und 2 zum Autonomieerleben). Die unabhängigen Variablen konnten im Autonomieerleben insgesamt 10 % der Varianz aufklären.

Kein Überforderungserleben in der Mutterrolle führte schließlich auch zu einer minimal höheren Lebenszufriedenheit ($\beta = .09$, $p = .02$), im Vergleich zu den kinderlosen Frauen. Der positive Nettoeffekt Kinder zu haben, ohne

Tabelle 4.9 Ergebnisse der Regressionsanalysen für die vier Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens im Rahmen des Vergleichs zwischen Vätern, differenziert nach dem Erleben der Elternrolle und kinderlosen Männern

	Väter vs. kinderlose Männer	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2
		Autonomie-erleben	Autonomie-erleben	Lebens-zufriedenheit	Lebens-zufriedenheit	Wellbeing	Wellbeing	Partnerschafts-zufriedenheit	Partnerschafts-zufriedenheit
Erhöhte Anforderungen in der Elternrolle	Kein Überforderungserleben	0.01	0.08	0.05	0.08	0.02	0.02	0.12***	-0.00
		(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)
	Überforderungserleben	-0.14***	-0.08*	-0.04	-0.02	-0.07*	-0.06	-0.07*	-0.13***
		(0.03)	(0.04)	(0.04)	(0.04)	(0.04)	(0.04)	(0.03)	(0.04)
	Referenz: kinderlose Männer								
Lebenssituation: individuelle Merkmale und kontextuelle Rahmenbedingungen	Alter		-0.08*		-0.12***		-0.03		-0.02
			(0.03)		(0.03)		(0.04)		(0.04)
	Bildung		-0.02		0.11***		0.01		0.04
			(0.06)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Erwerbstätigkeitsmodell		0.04		0.04		-0.05		-0.05
			(0.03)		(0.03)		(0.04)		(0.04)
	Bedarfsgewichtetes Nettoäquivalenzeinkommen		0.01		0.06		0.00		-0.00
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Subjektive ökonomische Belastung		-0.30***		-0.28***		-0.09*		-0.13***
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Familienstand		0.02		0.14***		-0.01		0.24***
			(0.04)		(0.04)		(0.04)		(0.04)
	Dauer der Partnerschaft in Jahren		…		…		…		-0.06
									(0.04)
	N	906	906	906	906	906	906	906	906
	adj. R^2	0.01	0.10	0.00	0.13	0.00	0.01	0.02	0.07
	ΔR^2		.09***		.13***		.01		.05***

Anmerkungen. Standardisierte Regressionsgewichte, Standard Fehler in Klammern. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*beide erwerbstätig*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); Familienstand: 1 (*verheiratet COHAB*), 0 (*nicht-verheiratet COHAB*). Ungewichtete Daten.

$^{*}p < 0.05$, $^{**}p < 0.01$, $^{***}p < 0.001$

ein begleitendes Überforderungsgefühl, trat dabei ebenso nach Konstanthaltung aller Hintergrundvariablen zum Vorschein. Erst das Herausrechnen der negativen Begleiterscheinungen von Elternschaft, offenbarte den positiven Effekt von Elternschaft für die Lebenszufriedenheit (Tabelle 4.10, finales Modell 2 zur Lebenszufriedenheit). Auf der Lebenszufriedenheit konnten die Prädiktoren insgesamt 8 % der unerklärten Varianz erklären. Das entspricht, genauso wie im Modell zum Autonomieerleben, einer mittleren Varianzaufklärung.

Wellbeing und Partnerschaftszufriedenheit
Für Mütter, die über eine Überforderung durch die Aufgaben als Mutter berichteten, zeigte sich für den WHO-5-Wellbeing Indikator ein einigermaßen stabiler negativer Effekt. Sie fühlten sich insgesamt unwohler als die kinderlose Vergleichsgruppe ($\beta = -.13$, $p < .001$), selbst unter Berücksichtigung aller weiteren Bedingungen subjektiven Wohlbefindens. Der Unterschied ist als moderat einzustufen (vgl. Tabelle 4.10 Modell 2 zum Wellbeing). Mit Blick auf den Wert des adjusted R^2des finalen Regressionsmodells, hatten die Prädiktoren insgesamt jedoch keine besonders hohe Vorhersagekraft für das Wellbeing. Sie konnten zusammengenommen etwa 4 % der Varianz im WHO-5-Wellbeing Indikator aufklären. Für die Partnerschaftszufriedenheit ließ sich ein ähnliches Zusammenhangsmuster erkennen, wie auch schon für die gebildeten Müttergruppen nach kindlichen Verhaltenscharakteristika, im Kontrast zur kinderlosen Vergleichsgruppe. Die Anwesenheit von Kindern, egal ob Mütter ein mittleres bis erhöhtes ($\beta = -.25$, $p < .001$) oder kein Überforderungserleben ($\beta = -.15$, $p < .001$) angegeben hatten, führte in beiden Müttergruppen zu einer signifikant geringeren Zufriedenheit mit der Partnerschaft als in der kinderlosen Vergleichsgruppe. Die Unterschiede blieben in ihrer Richtung und Stärke auch unter Hinzunahme der verschiedenen Hintergrundvariablen konstant und gewannen sogar unter Berücksichtigung der Merkmale der Lebenssituation an Stärke (Tabelle 4.10, Modell 1 und 2 zur Partnerschaftszufriedenheit im Vergleich). Allerdings waren Mütter, die Überforderungsgefühle benannten, noch unzufriedener mit ihrer Partnerschaft als Mütter, die über kein Überforderungserleben berichtet hatten. Dieser Unterschied erwies sich als statistisch signifikant ($\beta = .21$, p < .001[12]).

[12] Dazu wurde dasselbe beschriebene Regressionsmodell berechnet, allerdings bildeten Mütter, die ein Überforderungsgefühl in der Rolle als Mutter erlebten, die Referenzgruppe.

Tabelle 4.10 Ergebnisse der Regressionsanalysen für die vier Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens im Rahmen des Vergleichs zwischen Müttern, differenziert nach dem Erleben der Elternrolle und kinderlosen Frauen

	Mütter vs. kinderlose Frauen	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2
		Autonomie-erleben	Autonomie-erleben	Lebens-zufriedenheit	Lebens-zufriedenheit	Wellbeing	Wellbeing	Partnerschafts-zufriedenheit	Partnerschafts-zufriedenheit
Erhöhte Anforderungen in der Elternrolle	Kein Überforderungserleben	0.02	0.13***	0.05	0.09*	0.01	0.01	-0.08**	-0.15***
		(0.02)	(0.04)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.04)	(0.02)	(0.03)
	Überforderungserleben	-0.21***	-0.09**	-0.11***	-0.05	-0.14***	-0.13***	-0.22***	-0.25***
		(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)
	Referenz: kinderlose Frauen								
Lebenssituation: individuelle Merkmale und kontextuelle Rahmenbedingungen	Alter		-0.08*		-0.10**		-0.03		0.01
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Bildung		-0.03		0.08**		-0.01		-0.01
			(0.06)		(0.02)		(0.03)		(0.02)
	Erwerbstätigkeitsmodell		0.09**		0.00		-0.03		-0.06
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Bedarfsgewichtetes Nettoäquivalenzeinkommen		0.04		0.02		0.05		-0.06
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Subjektive ökonomische Belastung		-0.23***		-0.27***		-0.12***		-0.19***
			(0.03)		(0.02)		(0.03)		(0.02)
	Familienstand		-0.00		0.09**		0.06		0.10**
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Dauer der Partnerschaft in Jahren		…		…		…		-0.05
									(0.03)
	N	1255	1255	1255	1255	1255	1255	1255	1255
	adj. R^2	0.04	0.10	0.02	0.08	R^2 0.02	0.04	0.05	0.09
	ΔR^2		.06***		.10***		.02***		.04***

Anmerkungen. Standardisierte Regressionsgewichte, Standard Fehler in Klammern. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*beide erwerbstätig*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); Familienstand: 1 (*verheiratet COHAB*), 0 (*nicht-verheiratet COHAB*). Ungewichtete Daten.

* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

4.5.3 Alter des jüngsten Kindes

Väter vs. kinderlose Männer

Autonomieerleben und Lebenszufriedenheit

Differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes unterschieden sich Väter nicht in der Zufriedenheit mit dem Autonomieerleben von der kinderlosen Vergleichsgruppe. Dies veränderte sich auch nicht im zweiten Schritt des Regressionsmodells (ersichtlich in Tabelle 4.11, mit Blick auf die Ergebnisse zu Modell 1 und Modell 2 zum Autonomieerleben). Zugleich bestand keine bedeutende Differenz zwischen Vätern mit älteren Kindern und den kinderlosen Befragten in der Lebenszufriedenheit. Zwischen Vätern, mit dem jüngsten Kind im Altersbereich zwischen null und einem Jahr und der kinderlosen, männlichen Vergleichsgruppe ergab sich wiederum ein signifikanter Unterschied auf der Lebenszufriedenheit. Die genannte Vätergruppe fühlte sich insgesamt zufriedener mit ihrem Leben allgemein als die kinderlosen Männer ($\beta = .11$, $p = .01$). Dieser Zusammenhang war von Anfang an ersichtlich (Tabelle 4.11, Modell 1 und 2 zur Lebenszufriedenheit).

Wellbeing und Partnerschaftszufriedenheit

Für das Wellbeing und die Partnerschaftszufriedenheit hatte das Alter des jüngsten Kindes keinen Einfluss auf das Wohlbefinden der Väter im direkten Vergleich zu den kinderlosen befragten Männern. So unterschieden sich weder Väter der ersten noch der zweiten Gruppe, unterteilt nach dem Alter des jüngsten Kindes, von der kinderlosen Vergleichsgruppe. Für die Partnerschaftszufriedenheit zeigte sich zwar zunächst ein geringer positiver Effekt, bei Vätern mit Kind im Altersbereich zwischen null- und einem Jahr, im Kontrast zu den kinderlosen Männern. Jedoch verschwand dieser Effekt unter Berücksichtigung der Variablen des Lebenskontextes. Die Variabilität in der Partnerschaftszufriedenheit der männlichen Befragten ging damit vor allem auf die kontextuellen Rahmenbedingungen zurück, während der Elternschaftsstatus differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes keine Unterschiede in der Partnerschaftszufriedenheit erklärte. Die Ergebnisse sind in Tabelle 4.11 jeweils in den berechneten Modellen zum WHO-5 Wellbeing Indikator und der Partnerschaftszufriedenheit zu finden.

Mütter vs. kinderlose Frauen

Autonomieerleben und Lebenszufriedenheit

Die Einteilung nach dem Alter des jüngsten Kindes ergab, im Vergleich zwischen Müttern und kinderlosen Frauen, ein ähnliches Zusammenhangsmuster für

Tabelle 4.11 Ergebnisse der Regressionsanalysen für die vier Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens im Rahmen des Vergleichs zwischen Vätern, differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes und kinderlosen Männern

	Väter vs. kinderlose Männer	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2
		Autonomie-erleben	Autonomie-erleben	Lebens-zufriedenheit	Lebens-zufriedenheit	Wellbeing	Wellbeing	Partnerschafts-zufriedenheit	Partnerschafts-zufriedenheit
Erhöhte Anforderungen in der Elternrolle	Jüngstes Kind zwischen null bis einem Jahr	0.00	0.06	0.09*	0.11*	0.01	0.00	0.08*	-0.05
		(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)
	Jüngstes Kind zwei Jahre alt oder älter	-0.07*	0.01	-0.05	0.01	-0.03	-0.01	0.03	-0.03
		(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)
	Referenz: kinderlose Männer								
Lebenssituation: individuelle Merkmale und kontextuelle Rahmenbedingungen	Alter		-0.08*		-0.12**		-0.03		-0.02
			(0.03)		(0.03)		(0.04)		(0.04)
	Bildung		-0.03		0.11**		0.01		0.04
			(0.06)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Erwerbstätigkeitsmodell		0.05		0.07		-0.05		-0.06
			(0.03)		(0.04)		(0.04)		(0.04)
	Bedarfsgewichtetes Nettoäquivalenzeinkommen		0.01		0.05		0.00		-0.00
			(0.03)		(0.03)		(0.04)		(0.03)
	Subjektive ökonomische Belastung		-0.30***		-0.27***		-0.10**		-0.14***
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Familienstand		0.01		0.14***		-0.01		0.23***
			(0.04)		(0.04)		(0.04)		(0.04)
	Dauer der Partnerschaft in Jahren		…		…		…		-0.06
									(0.04)
	N	906	906	906	906	906	906	906	906
	adj. R^2	0.01	0.10	0.01	0.13	0.00	0.01	0.01	0.06
	ΔR^2		.09***		.12***		.01		.05***

Anmerkungen. Standardisierte Regressionsgewichte, Standard Fehler in Klammern. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*beide erwerbstätig*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); Familienstand: 1 (*verheiratet COHAB*), 0 (*nicht-verheiratet COHAB*). Ungewichtete Daten.

$^{*}p < 0.05$, $^{**}p < 0.01$, $^{***}p < 0.001$

das Autonomieerleben und die Lebenszufriedenheit wie im Vergleich der Väter mit den kinderlosen Männern. Mütter, egal in welche Gruppe sie nach dem Alter des jüngsten Kindes fielen, unterschieden sich nicht signifikant von kinderlosen Frauen in der Zufriedenheit, mit den Möglichkeiten das Leben selbst zu gestalten. Ähnlich wie die Vätergruppe berichteten Mütter, deren jüngstes Kind zwischen null und einem Jahr war, allerdings über eine höhere Lebenszufriedenheit als kinderlose Frauen. Dieser Effekt verstärkte sich unter Berücksichtigung der zentralen soziodemographischen Variablen und kann im finalen Modell als insgesamt mittelmäßig eingestuft werden ($\beta = .10$, $p = .009$). Alle unabhängigen Variablen zusammengenommen konnten für die abhängige Variable der Lebenszufriedenheit eine mittelmäßige bis geringe Varianzaufklärung leisten (10 %). Die Befunde können in Tabelle 4.12 jeweils in den berechneten Regressionsmodellen zum Autonomieerleben und zur Lebenszufriedenheit nachvollzogen werden.

Wellbeing und Partnerschaftszufriedenheit
Die Müttergruppen, unterteilt nach dem Alter des jüngsten Kindes, unterschieden sich, genauso wie die Väter, nicht hinsichtlich des allgemeinen Wohlbefindens (Wellbeing), von der kinderlosen Vergleichsgruppe, wie Tabelle 4.12 und dem Modell 2 zum WHO-5 Wellbeing Indikator zu entnehmen ist. An diesem Zusammenhang konnte auch die Hinzunahme der weiteren Prädiktoren nicht rütteln. Im Gegensatz zu den Vätern offenbarte sich der konsistent dämpfende Effekt, den die Anwesenheit von Kindern auf die Partnerschaftszufriedenheit der Mütter hatte, im Vergleich zu den kinderlosen befragten Frauen. Egal in welche Gruppe Mütter fielen, sie waren weniger zufrieden mit ihrer Partnerschaft als die befragten kinderlosen Frauen (Jüngstes Kind zwischen null bis einem Jahr: $\beta = -.14$, $p < .001$; Jüngstes Kind zwei Jahre alt oder älter: $\beta = -.21$, $p < .001$, Tabelle 4.12, finales Modell 2 zur Partnerschaftszufriedenheit).

4.5.4 Anzahl der Kinder

Väter vs. kinderlose Männer

Autonomieerleben und Lebenszufriedenheit
Mit Blick auf die Anzahl der Kinder bestanden keine Unterschiede im subjektiven Wohlbefinden zwischen Vätern, die ein Einzelkind hatten und kinderlosen Männern. Das gilt sowohl für die Lebenszufriedenheit als auch für das Autonomieerleben (Tabelle 4.13, Modelle zum Autonomieerleben und zur Lebenszufriedenheit). Auch die Hinzunahme der soziodemographischen Variablen änderte

Tabelle 4.12 Ergebnisse der Regressionsanalysen für die vier Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens im Rahmen des Vergleichs zwischen Müttern, differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes und kinderlosen Frauen

	Mütter vs. kinderlose Frauen	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2
		Autonomie-erleben	Autonomie-erleben	Lebens-zufriedenheit	Lebens-zufriedenheit	Wellbeing	Wellbeing	Partnerschafts-zufriedenheit	Partnerschafts-zufriedenheit
Erhöhte Anforderungen in der Elternrolle	Jüngstes Kind zwischen null bis einem Jahr	-0.04	0.07	0.07*	0.10**	-0.03	-0.04	-0.08**	-0.14***
		(0.02)	(0.04)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)
	Jüngstes Kind zwei Jahre alt oder älter	-0.08**	0.05	-0.08**	-0.00	-0.05	-0.03	-0.18***	-0.21***
		(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)
	Referenz: kinderlose Frauen								
Lebenssituation: individuelle Merkmale und kontextuelle Rahmenbedingungen	Alter		-0.09**		-0.10**		-0.05		0.00
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Bildung		-0.04		0.06*		-0.01		-0.02
			(0.06)		(0.02)		(0.03)		(0.03)
	Erwerbstätigkeitsmodell		0.09**		0.04		-0.03		-0.04
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Bedarfsgewichtetes Nettoäquivalenzeinkommen		0.05		0.02		0.05		-0.05
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Subjektive ökonomische Belastung		-0.25***		-0.27***		-0.13***		-0.20***
			(0.03)		(0.02)		(0.03)		(0.03)
	Familienstand		-0.00		0.10**		0.05		0.10**
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Dauer der Partnerschaft in Jahren		…		…		…		-0.04
									(0.03)
	N	1255	1255	1255	1255	1255	1255	1255	1255
	adj. R^2	0.01	0.08	0.01	0.10	0.00	0.02	0.03	0.07
	ΔR^2		.07***		.09***		.02***		.04***

Anmerkungen. Standardisierte Regressionsgewichte, Standard Fehler in Klammern. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*beide erwerbstätig*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); Familienstand: 1 (*verheiratet COHAB*), 0 (*nicht-verheiratet COHAB*). Ungewichtete Daten.

* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

nichts an diesem Zusammenhang. Obwohl mehr Kinder mit höheren Einschränkungen für Eltern einhergehen können, zeichnete sich ab, dass eine höhere Kinderanzahl einen positiven Einfluss auf Wohlbefindensunterschiede zwischen Vätern und kinderlosen Männern hatte, zugunsten der Väter. In beiden Regressionsmodellen konnte unter Herauspartialisierung der Einschränkungen, die oftmals mit Elternschaft einhergehen (z. B. größere finanzielle Sorgen) der positive Nettoeffekt, zwei oder mehr Kinder zu haben aufgedeckt werden. Väter wiesen eine minimal höhere Zufriedenheit mit dem Autonomieerleben auf, fielen sie in die Gruppe mit zwei oder mehr Kindern ($\beta = .08$, $p = .03$). Gleichermaßen fiel die Lebenszufriedenheit für diese Vätergruppe etwas höher aus als für die männliche Kontrastgruppe ($\beta = .10$, $p = .01$, siehe ebenfalls Tabelle 4.13).

Wellbeing und Partnerschaftszufriedenheit
Die Anzahl der Kinder war darüber hinaus mit keinen bedeutenden Unterschieden im Wellbeing zwischen Vätern und kinderlosen Männern verknüpft, da sich keine der Vätergruppen auf dem WHO-5-Wellbeing Indikator von der kinderlosen Referenzgruppe unterschied (vgl. Tabelle 4.13 finales Modell 2 zum Wellbeing). Hinsichtlich der Partnerschaftszufriedenheit hatte die Anzahl der Kinder einen negativen Effekt. So waren Väter mit zwei oder mehr Kindern unzufriedener in ihrer Partnerschaft als die untersuchten kinderlosen Männer ($\beta = -.11$, $p = .006$). Der negative Effekt war dabei vor allem von den kontextuellen Bedingungen abhängig, die maßgeblich dazu beitrugen, dass der Unterschied auf diesem Wohlbefindensindikator im finalen Modell Signifikanz erlangte (Tabelle 4.13). Rechnet man alle Begleitumstände von Elternschaft heraus, zeigte sich damit für die Väter auf der Partnerschaftszufriedenheit ein negativer Effekt zwei oder mehr Kinder zu haben, im Vergleich zu den kinderlosen Männern. Nur ein Kind zu haben hatte im ersten Modell einen positiven Effekt auf die Partnerschaftszufriedenheit der Väter im direkten Vergleich zu den kinderlosen Männern. Unter Berücksichtigung der kontextuellen Merkmale verschwand dieser Effekt jedoch gänzlich, so dass sich diese Väter im finalen Modell nicht bedeutend von der Referenzgruppe abhoben.

Mütter vs. kinderlose Frauen

Autonomieerleben und Lebenszufriedenheit
Hinsichtlich der Aufteilung nach der Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder ergaben sich insgesamt keine bedeutenden Unterschiede auf den zwei Zufriedenheitsaspekten des Autonomieerlebens und mit dem Leben, allgemein im Vergleich zu den kinderlosen Frauen (siehe dazu Tabelle 4.14).

Tabelle 4.13 Ergebnisse der Regressionsanalysen für die vier Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens im Rahmen des Vergleichs zwischen Vätern, differenziert nach der Anzahl der Kinder und kinderlosen Männern

	Väter vs. kinderlose Männer	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2	Modell 1	Modell 2
		Autonomie-erleben	Autonomie-erleben	Lebens-zufriedenheit	Lebens-zufriedenheit	Wellbeing	Wellbeing	Partnerschafts-zufriedenheit	Partnerschafts-zufriedenheit
Erhöhte Anforderungen in der Elternrolle	Ein Kind im Haushalt	-0.05	0.01	0.01	0.04	0.01	0.01	0.11**	-0.01
		(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)
	Zwei oder mehr Kinder im	0.00	0.08*	0.05	0.10*	-0.04	-0.04	-0.01	-0.11*
	Haushalt	(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.04)	(0.03)	(0.05)	(0.03)	(0.04)
	Referenz: kinderlose Männer								
Lebenssituation: individuelle Merkmale und kontextuelle Rahmenbedingungen	Alter		-0.09*		-0.13***		-0.03		-0.02
			(0.03)		(0.03)		(0.04)		(0.04)
	Bildung		-0.02		0.11***		0.01		0.03
			(0.06)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Erwerbstätigkeitsmodell		0.04		0.04		-0.05		-0.06
			(0.03)		(0.03)		(0.04)		(0.04)
	Bedarfsgewichtetes Nettoäquivalenzeinkommen		0.02		0.06		-0.00		-0.01
			(0.03)		(0.03)		(0.04)		(0.03)
	Subjektive ökonomische Belastung		-0.31***		-0.28***		-0.10**		-0.13***
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Familienstand		0.00		0.13**		-0.01		0.24***
			(0.04)		(0.04)		(0.04)		(0.04)
	Dauer der Partnerschaft in Jahren		…		…		…		-0.04
									(0.04)
	N	906	906	906	906	906	906	906	906
	adj. R^2	0.01	0.10	0.00	0.13	0.00	0.01	0.01	0.06
	ΔR^2		.09***		.13***		.01		.05***

Anmerkungen. Standardisierte Regressionsgewichte, Standard Fehler in Klammern. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*beide erwerbstätig*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); Familienstand: 1 (*verheiratet COHAB*), 0 (*nicht-verheiratet COHAB*). Ungewichtete Daten.

$^{*}p < 0.05$, $^{**}p < 0.01$, $^{***}p < 0.001$

Tabelle 4.14 Ergebnisse der Regressionsanalysen für die vier Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens im Rahmen des Vergleichs zwischen Müttern, differenziert nach der Anzahl der Kinder und kinderlosen Frauen

	Mütter vs. kinderlose Frauen	Modell 1 Autonomie-erleben	Modell 2 Autonomie-erleben	Modell 1 Lebens-zufriedenheit	Modell 2 Lebens-zufriedenheit	Modell 1 Wellbeing	Modell 2 Wellbeing	Modell 1 Partnerschafts-zufriedenheit	Modell 2 Partnerschafts-zufriedenheit
Erhöhte Anforderungen in der Elternrolle	Ein Kind im Haushalt	-0.05	0.07	-0.01	0.04	-0.03	-0.03	-0.13***	-0.18***
		(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)
	Zwei oder mehr Kinder im Haushalt	-0.08**	0.05	-0.01	0.06	-0.06*	-0.05	-0.13***	-0.17***
		(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)	(0.02)	(0.03)
	Referenz: kinderlose Frauen								
Lebenssituation: individuelle Merkmale und kontextuelle Rahmenbedingungen	Alter		-0.09**		-0.12**		-0.04		-0.00
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Bildung		-0.03		0.08*		-0.02		-0.01
			(0.06)		(0.02)		(0.03)		(0.03)
	Erwerbstätigkeitsmodell		0.09**		0.00		-0.03		-0.06
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Bedarfsgewichtetes Nettoäquivalenzeinkommen		0.05		0.03		0.05		-0.05
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Subjektive ökonomische Belastung		-0.25***		-0.28***		-0.13***		-0.20***
			(0.03)		(0.02)		(0.03)		(0.02)
	Familienstand		-0.00		0.09*		0.06		0.10**
			(0.03)		(0.03)		(0.03)		(0.03)
	Dauer der Partnerschaft in Jahren		…		…		…		-0.05
									(0.03)
	N	1255	1255	1255	1255	1255	1255	1255	1255
	adj. R^2	0.01	0.08	0.00	0.10	0.00	0.02	0.03	0.07
	ΔR^2		.07***		.10***		.02***		.04***

Anmerkungen. Standardisierte Regressionsgewichte, Standard Fehler in Klammern. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*beide erwerbstätig*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); Familienstand: 1 (*verheiratet COHAB*), 0 (*nicht-verheiratet COHAB*). Ungewichtete Daten.

$^{*}p < 0.05$, $^{**}p < 0.01$, $^{***}p < 0.001$

Wellbeing und Partnerschaftszufriedenheit
Die Analysen zum Einfluss der Anzahl der Kinder auf Unterschiede im allgemeinen Wellbeing und der Partnerschaftszufriedenheit lieferten abschließend keine unerwarteten Erkenntnisse. Die Ergebnisse der Regressionsanalyse für das Wellbeing und die Partnerschafszufriedenheit werden jeweils in Tabelle 4.14 ausgegeben. Insbesondere trat auch hier der konsistent negative Effekt von Kindern auf die Partnerschaftszufriedenheit der Mütter, im Kontrast zur kinderlosen Referenzgruppe, hervor (Ein Kind im Haushalt: $\beta = -.18$, $p < .001$; Zwei oder mehr Kinder im Haushalt: $\beta = -.17$, $p < .001$). Auf allen zentralen unabhängigen Variablen (Verhaltenscharakteristika des Kindes, Erleben der Elternrolle, Alter des jüngsten Kindes, Anzahl der Kinder), die Bedingungen von Elternschaft abbilden, spielte es somit keine Rolle in welche Gruppe Mütter fielen, für sie hatte vor allem die Anwesenheit der Kinder einen negativen Effekt auf die Zufriedenheit mit der Paarbeziehung, die kinderlose Frauen offenbar nicht auf diese Weise erlebten. Mütter unterschieden sich wiederum nicht von kinderlosen Frauen auf dem Wellbeing Indikator, egal welcher Müttergruppe sie, differenziert nach der Anzahl der Kinder, angehörten.

4.6 Diskussion der Ergebnisse des Vergleichs zwischen Eltern und kinderlosen Befragten

Ziel der vorliegenden Teilstudie war es zu prüfen, inwiefern Wohlbefindensunterschiede zwischen befragten Müttern und Vätern, im Vergleich zu kinderlosen befragten Frauen und Männern, bestanden. Dazu wurden zentrale Merkmale von Elternschaft (Verhaltensanforderungen des Kindes, das Erleben der Elternrolle sowie die Anzahl und das Alter der Kinder) herausgegriffen, nach denen Mütter und Väter in Gruppen eingeteilt und mit der Vergleichsgruppe der kinderlosen Befragten kontrastiert wurden.

In der direkten Gegenüberstellung der Wohlbefindensdimensionen ließen sich dabei, vor allem für die Lebenszufriedenheit und das Autonomieerleben, für Mütter deutlicher als für Väter, positive Elternschaftseffekte nachweisen, im Vergleich zu kinderlosen Befragten, wenn Elternschaft mit günstigen Rahmenbedingungen zusammenfiel (z. B. einem pflegeleichten Kind, keinem Überforderungserleben in der Elternrolle). Für die Partnerschaftszufriedenheit bestanden wiederum konsistent negative Elternschaftseffekte, die daraufhin weisen, dass Elternschaft und Kinder zu haben eine besondere Herausforderung für die Partnerschaft darstellen, die kinderlose Frauen und Männer so nicht erleben. Bei den Vätern erlebte die Partnerschaftszufriedenheit einen Dämpfer, im Vergleich zu den kinderlosen

befragten Männern, wenn Elternschaft mit höheren Anforderungen zusammentraf (mehr Kinder im Haushalt, erhöhten Verhaltensanforderungen des Kindes und einem Überforderungserleben). Bei den Müttern wiederum lag eine geringere Partnerschaftszufriedenheit, im direkten Vergleich zur kinderlosen weiblichen Vergleichsgruppe, vor allem an der Anwesenheit von Kindern im Haushalt, unabhängig von den zentralen Stellschrauben ihrer persönlichen Elternschaftserfahrung (z. B. Verhaltensanforderungen des Kindes, Überforderungserleben). In der Gesamtschau aller untersuchten Wohlbefindensaspekte kam zum Ausdruck, dass Elternschaft vor allem für die Partnerschaft mit größeren Einschränkungen einherging als Kinderlosigkeit. Kinder können beispielsweise einen Verlust an Zeit für Zweisamkeit bedeuten und damit wichtige Möglichkeiten der Regeneration und Partnerschaftspflege untergraben (Fthenakis et al. 2002). Dabei zählen insbesondere Paare zur Risikogruppe, die kleine Kinder haben (Milek und Bodenmann 2017), was auf die vorliegende Stichprobe zutraf. Mit diesen Belastungen aufgrund des Elternschaftsstatus hinsichtlich der Partnerschaft, waren kinderlose Befragte wiederum nicht konfrontiert und wiesen daher konsistent eine höhere Zufriedenheit mit der Partnerschaft auf als die befragten Eltern.

In der Gesamtschau der Ergebnisse lohnte sich eine differenzierte Betrachtung der Elterngruppen, da bestimmte Aspekte subjektiven Wohlbefindens (z. B. das Autonomieerleben), bei günstigen Elternschaftsbedingungen, positiver ausfielen als bei den kinderlosen Befragten. Das steht den Grundannahmen der bisherigen Forschung in diesem Feld entgegen. Die Life –Satisfaction- und Wellbeing-Forschung, im Rahmen des Vergleichs von Eltern und kinderlosen Personen, geht oft von einer negativen Verknüpfung zwischen Elternschaft und Wohlbefinden aus, unter der theoretischen Annahme, dass Elternschaft mit mehr Stress, höherer Depressivität und insgesamt mit einem niedrigeren Wohlbefinden verbunden ist (z. B. Glass et al. 2016; Hansen 2012). Unter genauerer Betrachtung der zentralen unabhängigen Variablen können für den vorliegenden Vergleich zwischen Eltern und kinderlosen Personen allerdings keine klaren Schlüsse dafür abgeleitet werden, dass Elternschaft immer mit einem niedrigeren Wohlbefinden einhergeht. Damit reihen sich die vorliegenden Erkenntnisse in die allgemeine empirische Befundlage ein, dass eigentlich keine Einigkeit darüber herrscht, dass Elternschaft immer mit einem geringeren Wohlbefinden einhergeht (z. B. Kohler und Mencarini 2016; Nelson et al. 2013). Vielmehr weisen die Analysen darauf hin, dass Elternschaft, im Vergleich zu kinderlosen Personen, differenziert betrachtet werden sollte. Dies folgt dem Vorgehen einiger Studien in diesem Forschungsgebiet, die Eltern in unterschiedliche Gruppen differenzieren (z. B. nach dem Alter des häufig jüngsten Kindes oder der sozialen Beziehung zum Kind)

und anschließend auf unterschiedlichen Wohlbefindensdimensionen mit kinderlosen Befragten kontrastieren (z. B. Evenson und Simon 2005; Pollmann-Schult 2013; Angeles 2010).

Diskussion der Einzelergebnisse hinsichtlich der kindlichen Charakteristika und des Erlebens der Elternrolle

Unter Berücksichtigung zentraler Hintergrundvariablen konnte in der vorliegenden Untersuchung für einzelne Mütter- und Vätergruppen, bei denen Elternschaft mit einer Abwesenheit negativer Merkmale einherging, teilweise ein positiver Effekt aufgedeckt werden, im direkten Kontrast zur kinderlosen Referenzgruppe. Eine moderate bis schwache positive Differenz bestand dabei auf der Zufriedenheit mit dem Autonomieerleben und der Lebenszufriedenheit zugunsten der Mütter, die ein Kind hatten, welches keine erhöhten Verhaltensanforderungen aufwies, im direkten Vergleich zu den kinderlosen Frauen. Hinsichtlich des Wohlbefindens von Eltern besteht das Verständnis, dass Elternschaft dann ein Gefühl von Bedeutsamkeit und Lebenssinn schafft (Meaning of Life) und sich positiv auf das Wohlbefinden auswirkt (Morse und Steger 2019), wenn die Elternrolle mit einem Gefühl der Kohärenz (*Coherence*), Sinnhaftigkeit (*Purpose*) und Wichtigkeit (*Significance*) (Morse und Steger 2019) zusammenfällt. Lag die Entwicklung des Kindes, vor diesem Verständnis, im normalen Bereich, entstand damit ein Gefühl, zumindest bis zu diesem Punkt alles richtig zu machen. Diese besondere positive, sinngebende Lebenserfahrung fehlte den kinderlosen Frauen. Das kann die etwas höhere Zufriedenheit der Mütter erklären. Der Befund des positiven Einflusses der Abwesenheit eines Überforderungsgefühls der Mütter in der Elternrolle auf den zwei Zufriedenheitsaspekten, im direkten Vergleich zu kinderlosen Frauen, weist zugleich daraufhin, dass bereits die Abwesenheit negativer Gefühlslagen, im Rahmen von Elternschaft, einen Unterschied zwischen Müttern und kinderlosen Frauen macht.

Gleichzeitig zeigten sich beim Zusammentreffen von ungünstigen Elternschaftserfahrungen (z. B. einem Überforderungserleben in der Elternrolle) negative Zusammenhänge mit dem mütterlichen Wohlbefinden. Dies steht im Zeichen der Erkenntnis, dass Elternschaft eine komplexe Aufgabe ist (Morse und Steger 2019) und sich viele Eltern verunsichert und unter Druck gesetzt fühlen, alles richtig zu machen, die Bedürfnisse des Kindes erfüllen zu können sowie dessen Bildung, Entwicklung und Heranwachsen richtig zu begleiten (Ruckdeschel 2015; Merkle und Wippermann 2008). Auf vielen Eltern lastet ein hoher Erfolgsdruck, der teilweise von außen normiert und sanktioniert wird, durch die Offenlegung und Hinterfragung von familiären Erziehungspraktiken durch die zunehmende Einbindung der Kinder in Angebote öffentlicher Kindertagesbetreuung oder den

Peerdruck anderer Eltern. Fühlten sich Mütter daher mittelmäßig bis stark durch die Aufgaben als Mutter überfordert und erlebten damit den Druck der verantworteten Elternschaft stärker, wiesen sie eine geringere Zufriedenheit mit dem Autonomieerleben, ein niedrigeres Wellbeing und eine niedrigere Partnerschaftszufriedenheit auf als die kinderlose Vergleichsgruppe. Ging Elternschaft für die untersuchten Mütter allerdings mit einer Abwesenheit eines Überforderungsgefühls einher, erlebten sie diesen Leistungs- und sozialen Druck weniger stark oder nicht, so dass für sie Elternschaft, als integraler Lebensbestandteil, bereits bei Abwesenheit von Überforderung zu einer höheren Zufriedenheit mit dem Autonomieerleben und Leben allgemein führte als bei kinderlosen Frauen, die die Erfahrung gelingender Elternschaft so nicht teilten.

Für die Väter trat dieser positive Einfluss ausgehend von der Abwesenheit negativer Gefühlslagen von Elternschaft im Vergleich zu kinderlosen Männern weniger deutlich zu Tage. Sie wiesen nur eine minimal höhere Lebenszufriedenheit auf als die Vergleichsgruppe, wenn sie ein Kind hatten, das keine erhöhten Verhaltensanforderungen aufwies. Väter, die keine Überforderung aufgrund der Aufgaben als Vater erlebten, unterschieden sich auf keiner Dimension subjektiven Wohlbefindens von den kinderlosen Männern. Eine Vermutung könnte sein, dass bei Vätern im Vergleich zu kinderlosen Männern erst dann ein positiver Effekt auftritt, wenn bei ihnen nicht nur die Abwesenheit eines Überforderungserlebens vorliegt, sondern gezielt nach dem positiven Erleben der Elternrolle gefragt wird. Mütter hingegen erleben deutlich mehr Druck, da die Mutterrolle für sie stärker sozial normiert ist: Um eine gute Mutter zu sein, sollten sie sich aufopfern und ihre Bedürfnisse weitestgehend dem Kind unterordnen. Zugleich wird ihnen implizit eine höhere Erziehungskompetenz zugesprochen (Diabaté 2015). Das führt allerdings dazu, dass in ihnen die primäre Verantwortung für gelingende kindliche Entwicklung gesehen, und der Blick schnell auf Mütter gerichtet wird, wenn sich ein Kind nicht altersgemäß entwickelt oder Verhaltensauffälligkeiten zeigt (*Mother Blaming*) (Seiffge-Krenke 2016). Dadurch, dass Mütter unter Umständen stärkeren Druck erleben als Väter, ihre Mutterrolle „richtig“ zu erfüllen und ihnen viel schneller das Label der „Rabenmutter“ verpasst wird (Merkle 2010), offenbarte sich der positive Effekt der Abwesenheit eines Überforderungserlebens bei ihnen eher als bei den Vätern.

In der Gruppe der Väter kam dahingegen zum Vorschein, dass für sie ein Kind mit erhöhten Verhaltensanforderungen einen Unterschied im Wohlbefinden, im Kontrast zu den kinderlosen Männern, verursachte. Väter dieser Gruppe hatten ein niedrigeres Wellbeing und eine niedrigere Partnerschaftszufriedenheit. Damit stellten erhöhte kindliche Verhaltensanforderungen einen Belastungsaspekt dar, den kinderlose Männer so nicht erlebten. Zudem wurde deutlich, dass auch das

Erleben der Elternrolle wichtig für die Befindlichkeit der Väter war. Erlebten sie eine erhöhte Belastung durch die Aufgaben als Väter, fielen ihr Autonomieerleben und die Partnerschaftszufriedenheit etwas geringer aus als die der befragten kinderlosen Männer. Dass diese zentralen, vor allem auf das Kind und die Elternrolle gerichteten Aspekte, für das väterliche Wohlbefinden, im Gegensatz zur Kontrastgruppe relevant waren, steht entgegen der früher weitverbreiteten Annahme, dass Väter, im Gegensatz zu Müttern, eine nachgeordnete Rolle in der Kindererziehung spielen und keinen aktiven Anteil in Familienangelegenheiten haben (Seiffge-Krenke 2016). Dahinter verbirgt sich die implizite Annahme, dass Väter weniger von Sorgen und Belastungen betroffen sind, die mit Elternschaft einhergehen. Elternschaft ist jedoch kein Lebensereignis, das vorranging Auswirkungen auf Mütter hat, sondern eine ebenso zentrale Rolle im Leben von Vätern spielt. Ein starkes Leitbild ist heute der *aktive Vater*, der sich in die Erziehung, Betreuung und Fürsorge der Kinder einbringt, Verantwortung übernimmt und die Frau bestmöglich unterstützt (Mühling 2020). Gleichzeitig, wie Fthenakis et al. (2002) anmahnen, bringt ein hohes Engagement der Väter aber auch eine Mehrbelastung mit sich, die sich aus der Kombination der stärkeren Involviertheit in das Familiengeschehen, bei gleichzeitig hohen beruflichen Anforderungen ergibt. Bei 60 % aller Paare arbeiten Väter in Vollzeit oder einer vollzeitnahen Tätigkeit, während die Frau in Teilzeit oder nicht erwerbstätig ist (Mühling 2020). Für viele Väter verändert sich deshalb, trotz der Familiengründung, nichts am Arbeitszeitvolumen (Statistisches Bundesamt und Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung 2018). Väter finden also eine Bandbreite an Erwartungshaltungen vor (Mühling 2020). Dabei wird nicht das Bild des Familienernährers ersetzt, sondern es treten unterschiedliche Fähigkeiten hinzu, die Väter dazu erfüllen sollen. Das kann unter anderem als konflikthaft, widersprüchlich und überfordernd erlebt werden (Lück 2015). Eine Einordnung der Befunde könnte vor diesem Hintergrund sein, dass eine hohe Involviertheit der Väter[13] damit einhergeht, dass die Ausgestaltung der Elternrolle und auch die Entwicklung des Kindes, genauso wie für Mütter, wichtige Eckpfeiler für das subjektive Wohlbefinden der Väter darstellen, die kinderlose Männer nicht erleben. Kinder bringen bestimmte Sorgen für Väter mit sich, die sich den kinderlosen Männern (noch) nicht stellen.

Dass die Überforderung durch die Aufgaben als Mutter oder Vater einen Ausgangspunkt subjektiven Wohlbefindens beider Geschlechter darstellt, spiegeln insgesamt heutige Beschreibungsversuche des Wohlbefindens im Spannungsfeld

[13] Das bezieht sich vor allem auf die Einstellungsebene, da die praktische Umsetzung häufig noch hinterhinkt und sich das Verhalten vieler Väter erst langsam verändert (Li et al. 2015; Sabla 2012).

von Familie und Elternschaft wider. Bertram und Deuflhard (2015) sprechen zunächst allgemein von der *Überforderten Generation*. Das betrifft die Lebensphase vom 28. bis 38. Lebensjahr (in die ein Großteil der hier untersuchten Mütter und Väter fiel), auch bezeichnet als *Rushhour des Lebens*, in der es zu einer hohen Verdichtung von zentralen Lebensentscheidungen und Weichenstellungen kommt (Bertram und Deuflhard 2015). In dieser Lebensphase erleben Personen eine hohe Belastung vor dem Hintergrund erodierender Familienstrukturen und -leitbilder, sich auflösender Wertvorstellungen und traditioneller Berufsverläufe als auch längerer Ausbildungsphasen, die dazu beitragen, dass heutige Berufsverläufe nicht mehr mit der familiären Lebensführung synchron verlaufen (Bertram und Deuflhard 2015). Für Eltern mit Kleinkindern lässt sich dieses Phänomen weiter zuspitzen zur *Rushhour des Familienzyklus*, die durch eine hohe Arbeitsbelastung aufgrund der Vereinbarung von Beruf und Familien gekennzeichnet ist (Panova et al. 2017; Bujard und Panova 2016). Auch mit dem Bild der verantworteten Elternschaft (Ruckdeschel 2015) wurde deutlich, dass Eltern heute einem hohen Druck ausgesetzt sind. Insgesamt verwundert es daher nicht, dass das Überforderungserleben durch die Aufgaben als Mutter oder Vater eine Rolle für Unterschiede im Wohlbefinden zwischen Eltern und kinderlosen Befragten spielte.

Diskussion der Einzelergebnisse hinsichtlich des Alters des jüngsten Kindes und der Anzahl der Kinder

Differenziert nach dem Alter des jüngsten Kindes, bestand sowohl für die untersuchten Mütter als auch für die Väter eine etwas höhere Lebenszufriedenheit als in der jeweiligen kinderlosen Vergleichsgruppe, wenn das jüngste Kind zwischen null und einem Jahr war. Hier kann es sich noch um den Effekt des Anstiegs der Lebenszufriedenheit nach der Geburt eines Kindes handeln, den einige Studien fanden, allerdings zumeist für das erste Kind und mit weniger starkem oder keinem Ausmaß für das zweite Kind oder weitere Kinder (Rizzi und Mikucka 2014; Myrskylä und Margolis 2014).

Differenziert nach der Kinderanzahl fällt vor allem der positive Effekt, zwei Kinder oder mehr zu haben auf. Das gilt allerdings nur für Väter im Vergleich zu den kinderlosen Männern. Autonomieerleben und allgemeine Lebenszufriedenheit fielen bei Vätern mit zwei oder mehr Kindern minimal höher aus als in der kinderlosen Vergleichsgruppe. Da es sich in diesen Vätergruppen in der Regel um Familien mit im Schnitt zwei Kindern handelte, wäre eine Annahme, dass diese Väter ihre Wunschanzahl an Kindern für die Familienplanung erreicht hatten. Ein weit verbreitetes, erstrebenswertes und stabiles Familienleitbild ist die Familie mit zwei Kindern (Bujard und Ruckdeschel 2018; Diabaté und Ruckdeschel

2017; Bujard et al. 2019). Zwei Kinder zu haben, war hier möglicherweise mit der Erfüllung eines Ideals und Lebensziels verbunden, was die größere Zufriedenheit der Väter im Vergleich zur kinderlosen Gruppe erklären kann. Zugleich wurden in dieser Vätergruppe eben keine Mehrkindfamilien abgebildet, bei denen, aufgrund der höheren Kinderanzahl, von einer größeren Belastung hätte ausgegangen werden können.

Integration der Ergebnisse auf einer Metaebene

Insgesamt kristallisierte sich in den Analysen an unterschiedlichen Stellen heraus, dass Unterschiede im Wohlbefinden zwischen Eltern und kinderlosen Personen erst unter Berücksichtigung zentraler soziodemographischer Hintergrundvariablen zum Vorschein traten und damit Suppressoreffekte am Werk waren, beziehungsweise die statistische Signifikanz des Unterschieds der gebildeten Vergleichsgruppen teilweise von der Berücksichtigung anderer Variablen abhing. Wie Lenz und Sahn (2020) kritisieren, wird damit in vielen wissenschaftlichen Studien nicht ausreichend transparent umgegangen und nicht hinreichend inhaltlich interpretiert. Für die vorliegenden Analysen liefert Pollmann-Schult (2014) eine interessante Grundlage, diese Befunde einzuordnen. Im Rahmen seiner Analysen interpretiert der Autor diesen Effekt inhaltlich und geht davon aus, dass erst die Berücksichtigung zentraler negativer Begleiterscheinungen von Elternschaft (Costs of Parenthood, in seinen Analysen finanzielle und zeitliche Mehraufwendungen) den positiven Effekt, den Kinder eigentlich auf das elterliche Wohlbefinden haben, zum Vorschein bringen. Eine ähnliche Lesart bietet sich für die vorliegenden Befunde an. Erst die Hinzunahme der individuellen Merkmale und der kontextuellen Lebensbedingungen, in denen die Elterngruppen teilweise schlechter abschnitten als die kinderlosen Vergleichsgruppen, offenbarte den teilweise positiven, für die Partnerschaftszufriedenheit jedoch negativen Effekt von Elternschaft.

Zusammenfassend lässt sich damit einerseits bestätigen, dass Wohlbefindensunterschiede zwischen diesen zwei Gruppen von zentralen Hintergrundvariablen mitgesteuert werden, die es zu berücksichtigen gilt. Andererseits wurde deutlich, dass Elternschaft, im Vergleich zu kinderlosen Personen, differenziert betrachtet werden sollte, insbesondere im Hinblick auf integrale Bestandteile der Elternschaftserfahrung. So gab es Elterngruppen, bei denen eine günstige Kombination unterschiedlicher Bedingungen zusammentraf (z. B. ein sich normal entwickelndes Kind), während sich andere Eltern in einer besonderen Anforderungssituation befanden (z. B. aufgrund eines schwierigen Kindes). Werden diese Elterngruppen im Vergleich zur kinderlosen Vergleichsgruppe nicht unterschieden, besteht die Gefahr eines falsch negativen oder positiven Schlusses auf aggregierter Ebene. In

der Forschung wurde dieses Phänomen häufig als *Simpsons-Paradox* bezeichnet und stellt einen Fall von *Confounding* dar (Norton und Divine 2015; Kievit et al. 2013). Dieses Phänomen tritt auf, wenn ein Zusammenhang auf Populationsebene ein umgekehrtes Vorzeichen annimmt als in Subleveln der Population (Kievit et al. 2013). Wird die Variable, hinsichtlich derer die Subgruppen variieren, nicht mitberücksichtigt, konfundiert diese Variable den wahren Zusammenhang mit der abhängigen Variable auf aggregierter Ebene (Norton und Divine 2015). Im Spezialfall des Vergleichs von Eltern und kinderlosen Personen könnte ein ergebnisverzerrender Mechanismus darin bestehen, dass Elternschaft und das Wohlbefinden in verschiedenen Elterngruppen (z. B. differenziert nach Charakteristika des Kindes, wie im vorliegenden Fall) auf gegensätzliche Weise zusammenhängen. Würden diese Elterngruppen auf aggregierter Ebene mit den kinderlosen Personen verglichen, bestünde dann die Gefahr, dass sich der wahre Zusammenhang zwischen dem Elternschaftsstatus und dem Wohlbefinden nicht zeigt, da ein zentrales konfundierendes Merkmal in der Elterngruppe, nämlich kindliche Charakteristika, nicht berücksichtigt wurden. Die Vergleichsgruppen differieren dabei nicht nur nach den kindlichen Charakteristika, sondern die kindlichen Merkmale beeinflussen zugleich die Richtung und Stärke des elterlichen Wohlbefindens auf bedeutsame Weise. Damit erfüllen kindliche Charakteristika in diesem Fall die Bedingung, den Zusammenhang zwischen dem Elternschaftsstatus und dem Wohlbefinden zu stören (übertragen von Norton und Divine 2015).

Mit der Unterteilung in Elterngruppen, nach zentralen Merkmalen von Elternschaft, wurde aber nicht nur auf konfundierende Variablen kontrolliert, sondern diese Unterscheidung hatte auch einen inhaltlichen Mehrwert. Die Differenzierung in Elterngruppen verdeutlichte, dass Elternschaft mehr ist als nur Kinder zu haben. Elternschaft kann mit unterschiedlichen Gefühlslagen einhergehen und daher auch mit positiven Begleitumständen zusammenfallen, die bisher in der Forschung, im Rahmen des Vergleichs zu kinderlosen Personen, wenig Beachtung fanden. Beispielsweise, wenn Elternschaft einen Teil der Lebensplanung darstellt, Kinder sich normal entwickeln und die Elternrolle als positiv, wertvoll und gewinnbringend erlebt wird. Auch Pollmann-Schult (2010) bemängelt, dass überwiegend negativen Auswirkungen von Elternschaft oder des Übergangs zur Elternschaft in den Blick genommen werden, während die Familiengründung und Kinder zu haben, nicht ausschließlich ein belastendes Lebensereignis darstellen. Deutlich wird, dass im Vergleich des Wohlbefindens zwischen Eltern und kinderlosen Personen oftmals ein defizitärer Blick auf Elternschaft geworfen wird. Mittels des, in dieser Studie gewählten Blickwinkels kann jedoch eine neue Perspektive auf den Vergleich gewonnen werden. Zukünftige Forschung kann daher

fragen, unter welchen Umständen Elternschaft in positivem Zusammenhang mit elterlichem Wohlbefinden steht, im Kontrast zu kinderlosen Personen. Dass sich Studien im Rahmen des Vergleichs von Eltern und kinderlosen Personen stärker mit Indikatoren beschäftigen sollten, die die positiven Seiten von Elternschaft abbilden, bestätigen auch die vorliegenden Befunde, da teilweise schon die Abwesenheit negativer Merkmale (die Abwesenheit eines Überforderungserlebens oder kindlicher Verhaltensschwierigkeiten) den positiven Effekt von Elternschaft, im Vergleich zu den kinderlosen Frauen und Männern, zu Tage beförderte. Das gibt Anlass dazu, in weiteren Studien der Frage nachzugehen, inwiefern Indikatoren positiver Elternschaftserfahrungen, unter Konstanthaltung wichtiger soziodemographischer Variablen, zu einem höheren Wohlbefinden von Müttern und Vätern beitragen können, im Vergleich zu kinderlosen Personen.

Schließlich muss bei diesem Vergleich allerdings immer die grundlegende Frage aufgeworfen werden, welche praktische Relevanz die Unterschiede tatsächlich haben und welche Personen überhaupt miteinander verglichen werden. Es lagen zumeist tendenziell geringe oder keine Differenzen vor (das zeigte sich in der vorliegenden Studie an den meist geringen oder moderaten standardisierten Regressionskoeffizienten oder sogar ausbleibenden Unterschieden), die stets auf einem hohen Ausgangsniveau des Wohlbefindens ansetzten. Ausbleibende Unterschiede müssen nicht zuletzt vor dem Hintergrund reflektiert werden, dass beide Lebensformen ihre Berechtigung haben, ob Elternschaft oder Kinderlosigkeit. Damit sollte vermieden werden, die eine über die andere Lebensform zu stellen und beide Lebensweisen pauschal mit einem negativen oder positiven Wohlbefinden zu assoziieren. Es wurde beispielsweise ebenso postuliert, dass kinderlose Personen unglücklich sind, weil nur Kinder Erfüllung und Lebenssinn bringen (Hansen 2012), obgleich Kinderlosigkeit auch eine bewusste und gewollte Entscheidung darstellen kann (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2014). Unter diesen Voraussetzungen handelt es sich um ein gewolltes Lebenskonzept, welches keine Nachteile zur Lebenserfüllung mit sich bringen sollte. Wird also der Anspruch erhoben, die Gruppe der Eltern zu differenzieren und Elternschaft nicht über einen Kamm zu scheren, sollte auch ein genauerer Blick auf die Gruppe der kinderlosen Personen geworfen und kritisch hinterfragt werden, welche Werte, Einstellungen, Motive und Personen in dieser Gruppe vertreten sind. *Kinderlose* stellen bei weitem keine homogene Gruppe dar, die eindimensional beschrieben werden kann (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2014). Erst die Kenntnis darüber, welche Personen in der Gruppe der Eltern und der Kinderlosen vertreten sind, macht eine sinnvolle Interpretation von Unterschieden oder ausbleibenden Differenzen des subjektiven Wohlbefindens sinnvoll. Die hier vorgenommene Argumentation plädiert

also dafür, diese zwei Vergleichsgruppen, neben äußeren Lebensbedingungen, in Zukunft stärker hinsichtlich zentraler Selektionskriterien in Bezug auf den Status der *Elternschaft* und *Kinderlosigkeit* zu beschreiben. Damit sind Indikatoren gemeint, die Werthaltungen, Motive und Bewertungen des jeweiligen Status oder Lebensmodells umfassen. Die zwei Gruppen, im Hinblick auf diese Merkmale differenzierter zu beschreiben, ermöglicht es, eine neutrale Ausgangsbasis für den Vergleich beider Gruppen einzunehmen.

4.6.1 Grenzen der Analysen im Rahmen von Teilstudie I

Die Analysen basierten grundsätzlich auf einer selektiven Stichprobe, die Personen eines bestimmten Altersranges umfasste (19- bis 33-Jährige). Daneben fiel die Stichprobe der untersuchten Mütter und Väter, jeweils im Vergleich zur kinderlosen Vergleichsgruppe, kleiner aus, so dass auch hier von einer höheren Selektivität ausgegangen werden sollte. Die Ergebnisse müssen daher im Hinblick auf die Charakteristika der zugrundeliegenden Stichprobe interpretiert werden und können keine Grundlage für verallgemeinernde Aussagen bilden.

In der Beschreibung der Instrumente wurde bereits auf die Schwierigkeiten der Messinstrumente zur Erfassung kindlicher Verhaltensweisen hingewiesen. In der Datenaufbereitung war es, aufgrund schlechter Reliabilitäten der Skalen, deshalb nicht möglich, die Instrumente ohne weitere Aufbereitung zu verwenden. Durch die zusätzliche Bearbeitung der Indikatoren (Kategorisierung des kindlichen Verhaltens in zwei Gruppen) können Unschärfen entstanden sein, insofern sollte bei der Bewertung der Ergebnisse berücksichtigt werden, dass Schwierigkeiten auf Ebene der Messinstrumente bestanden.

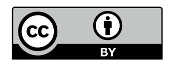
In der vorliegenden Untersuchung wurde das Konstrukt des Erlebens der Elternrolle mit nur einem Item erfasst. In diesem Fall wäre allerdings eine Skala mit mehreren Items zu bevorzugen gewesen, die das theoretische Konstrukt mit hoher Wahrscheinlichkeit präziser abgebildeten hätte als der verwendete Einzelindikator. Nicht nur, weil die Erfassung über unterschiedliche Facetten eines Konstrukts die Validität steigert und Messfehler reduziert (Döring und Bortz 2016), sondern auch weil es sich bei dem vorliegenden Item um eine Aussage handelt, die vermutlich als *heikel* aufgefasst werden kann. Porst (2014) beschreibt eine Frage dann als *heikel*, wenn durch die Beantwortung negative Folgen erwartet werden oder eine soziale Normierung befürchtet wird. Besonders auch noch einmal vor dem Gesamtkontext der vorliegenden Arbeit, in dem argumentiert wird, dass ein hoher Erwartungsdruck auf Eltern lastet und eine Angst besteht, nicht alles richtig zu machen, wäre bei dieser Aussage zu erwarten, dass sie eine

gewisse soziale Erwünschtheit[14] bei den beantwortenden Müttern und Väter hervorruft. Denn selbst bei anonymer Beantwortung des Fragebogens, geben Mütter und Väter mit hoher Wahrscheinlichkeit ungern zu, dass sie sich stark bis sehr stark in der Elternrolle überfordert fühlen. Eine Erfassung des Konstrukts des Erlebens der Elternrolle über mehrere Items, die über weniger heikle Aussagen ein Gesamtbild ergeben, wäre in diesem Kontext vermutlich präziser und weniger Messfehler behaftet.

Schließlich handelte es sich um Querschnittsdaten, die nur ein begrenztes Verständnis der untersuchten Zusammenhänge zulassen. Einerseits ist Elternschaft durch die rasante Entwicklung der Kinder, wie die Familienentwicklungstheorie eindrücklich beschrieben hat, vielen dynamischen Veränderungen unterlegen und deshalb keinesfalls statisch. Damit zeichnet sich auch der Vergleich des Wohlbefindens zwischen Eltern und kinderlosen Personen durch eine höhere Dynamik aus, die mittels Querschnittsdaten nicht eingefangen werden kann. Zudem besteht bei Querschnittsdaten eine höhere Gefahr unbeobachteter Heterogenität (Pforr und Schröder 2015). Das erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass im querschnittlichen Vergleich zwischen den hier untersuchten Vergleichsgruppen beispielsweise bestimmte Selektionsmechanismen zur Kinderlosigkeit oder Elternschaft geführt haben (z. B. bestimmte Wertvorstellungen, soziale Normen), die auf Datenebene nicht explizit erfasst wurden, aber dennoch mit den abhängigen Variablen und deren Fehlerterm korrelieren. Diese unerfasste Personenheterogenität kann dazu führen, dass die Unterschiede im Wohlbefinden der Vergleichsgruppen über- oder unterschätzt werden. Längsschnittliche Daten und die entsprechenden Modelle können dieses Problem umgehen bzw. besser behandeln und stellen daher, insbesondere für den Vergleich zwischen Eltern und kinderlosen Personen, eine zu präferierende Datengrundlage dar (übertragen auf die vorliegenden Daten von Pforr und Schröder 2015). Insofern besteht hier die Notwendigkeit, die vorliegenden Analysen im Rahmen von Längsschnittdaten zu replizieren und die herausgearbeiteten Zusammenhänge zwischen dem Elternschaftsstatus und dem Wohlbefinden zu bestätigen.

---

[14] Soziale *Erwünschtheit beschreibt eine Antworttendenz, die durch Konformität mit geltenden sozialen Werten, Einstellungen und Normen geprägt ist und nicht immer die eigene Antwort widerspiegelt (Moosbrugger und Kelava 2012).*


BY



5 Teilstudie II: Schatz, das Baby schreit! Das Wohlbefinden von Eltern am Übergang zur Elternschaft

Die Verknüpfung der Familienentwicklungs- und -familienstressperspektive hat dazu geführt, dass sich viele Studien mit den tiefgreifenden Anpassungs- und Veränderungsprozessen von Müttern und Vätern am Übergang zur Elternschaft und dem Zeitraum nach der Geburt des ersten Kindes auseinandersetzen. Wie die bisherigen Ausführungen nahegelegt haben, bedarf es allerdings weiterführender Forschungsbefunde, die die Rolle des Kindes für individuelle als auch partnerschaftsrelevante Wohlbefindensaspekte am Übergang zur Elternschaft erhellen. Deshalb soll zunächst noch einmal in komprimierter Form skizziert werden, weshalb und unter welchen Umständen ein Kind Anhaltspunkt für das elterliche Wohlbefinden sein kann. Ausgangspunkt ist das Verständnis, dass sich Kinder in den ersten Monaten und Jahren schnell entwickeln. Das stellt hohe Anforderungen an die Flexibilität und Anpassungsfähigkeit der Eltern und wirft immer wieder neue Herausforderungen auf, insbesondere während des ersten Jahres nach der Geburt des ersten Babys.

Das Kind als Anhaltspunkt für elterliches Wohlbefinden am Übergang zur Elternschaft

Wie die bisherigen Ausführungen skizziert haben, unter Hinzuziehung unterschiedlicher entwicklungspsychologischer und stresstheoretischer, einschlägiger Fachliteratur (z. B. Berk 2004; Carter und McGoldrick 1989; Oerter und Montada

Ergänzende Information Die elektronische Version dieses Kapitels enthält Zusatzmaterial, auf das über folgenden Link zugegriffen werden kann https://doi.org/10.1007/978-3-658-41224-1_5.

H. Maly-Motta, *Gestresste Eltern*,
https://doi.org/10.1007/978-3-658-41224-1_5

2002; Schneewind 1999) markiert der Übergang zur Elternschaft die Familiengründung und damit den Beginn der aktiven Familienphase. Einig sind sich die Fachbücher darin, dass dieser Zeitpunkt eine kritische Transition im Leben von Frauen und Männern darstellt. Besonders in den ersten Wochen und Monaten nach der Geburt ist das Paarsystem, aber auch das Individualsystem vor verschiedene Anpassungsanforderungen gestellt, um Raum für das erste Kind zu schaffen. Dies betrifft etwa die Neuaushandlung der Aufteilung der Haus- und Erwerbsarbeit, Etablierung neuer Versorgungs- und Pflegeroutinen, die Koordinierung von Aufgaben der Betreuung, Fürsorge und Erziehung des Kindes bzw. der Kinder, den Umgang mit Geld und damit eine zusätzliche finanzielle Verantwortung sowie die Neustrukturierung der gemeinsamen Zeit innerhalb des Paarsystems, als auch die Anpassung an einen veränderten Schlafrhythmus (siehe zu den unterschiedlichen Entwicklungsaufgaben noch einmal z. B. Jungbauer 2009; Oerter und Montada 2002; Schneewind 1999). Mütter und Väter erleben diese Phase daher als überwältigend, größtenteils positiv aber auch in manchen Aspekten belastend (Nyström und Öhrling 2004; Premberg et al. 2008; Fägerskiöld 2008). Neben den Veränderungen im Paar- und Individualsystem, stellen Säuglinge und Kleinkinder, mit ihrem hohen Entwicklungstempo, besondere Anforderungen an die Anpassungsbereitschaft und Flexibilität ihrer Eltern (Benz und Scholtes 2015). In diesem Zeitraum machen sich Mütter und Väter mit vielen neuen Aufgaben hinsichtlich der Betreuung, Pflege, Fürsorge und der Bedürfnisse des Babys vertraut. Zugleich müssen sie ihre Strategien stetig an den veränderten Entwicklungsstand des Kindes anpassen. Diese Herausforderungen durch das Kind, aufgrund der normalen kindlichen Entwicklung, können sich phasenweise zuspitzen und ein Belastungspotenzial für Eltern bedeuten. Physiologische Anpassungsprozesse des Kindes in den ersten Monaten können beispielsweise zu vermehrtem Schreien führen (Benz und Scholtes 2015). Ebenfalls können in der Entwicklung des Schlafverhaltens phasentypische, entwicklungsbedingte Störungen bzw. Unregelmäßigkeiten auftreten. In den ersten Monaten muss sich der Schlaf-Wach-Rhythmus erst an den Tag-Nacht-Rhythmus anpassen und an Regelmäßigkeit gewinnen. Zugleich ist der Schlaf des Neugeborenen durch Störungsanfälligkeit gekennzeichnet, aufgrund des höheren Anteils an REM-(Rapid Eye Movement) Schlaf (Scholtes et al. 2015). Im Laufe der ersten Monate verlängern sich dann allmählich die Schlafphasen. Um den achten Monat kann es aufgrund erforderlicher Anpassungs- und Reorganisationsleistungen wieder zu häufigerem nächtlichem Aufwachen kommen. Insgesamt führen die Entwicklungs- und Anpassungsprozesse des kindlichen Schlafverhaltens am Ende des ersten Lebensjahres jedoch vermehrt dazu, dass Eltern nachts wieder durchschlafen können (Scholtes et al. 2015).

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass vor allem Müdigkeit und Unterbrechungen der Nachtschlafzeiten erlebte Belastungsfaktoren, bereits in der Schwangerschaft und dann in den ersten Monaten nach der Geburt, darstellen (Cooklin et al. 2011; Elek et al. 2002; Lee und DeJoseph 1992; Pollock et al. 2005). Damit einhergehen Erschöpfung und weniger Zeit für sich selbst (Nyström und Öhrling 2004). Schlafdefizite der Eltern dauern insgesamt jedoch länger an, selbst über die ersten Monate mit dem Baby hinaus. Beispielsweise berichteten Väter bis zum zweiten Lebensjahr des Kindes unregelmäßiges Ausschlafen. Ähnliches gilt für Mütter, für sie bestand Schlafmangel sogar bis zum Erreichen des Schulalters der Kinder (Panova et al. 2017). Diese neuen Anforderungen, die durch die Pflege und Erziehung des Kindes entstehen, können bei Eltern ein Gefühl der Irritation auslösen. Manchmal nicht zu wissen was das Kind braucht, empfanden Väter zum Beispiel in einer Studie, neben der neuen finanziellen Verantwortung, als belastend (Pollock et al. 2005). Ungewohnte Anforderungen in der Pflege und Erziehung des Babys lösen, wie ein Überblicksartikel belegt, ebenso bei Müttern Belastungsgefühle aus. Mütter erlebten die ihnen zugeteilte primäre Betreuung und Fürsorge des Kindes in bestimmten Phasen als anstrengende und herausfordernde Arbeit, wobei insbesondere das Schreien des Babys zu Stress beitrug (Nyström und Öhrling 2004). Insgesamt kreisen viele der elterlichen Sorgen in dieser Anfangszeit um die Gesundheit, die Bedürfnisse und das Wohlbefinden des Kindes (McKim 1987), was auch zu einem Gefühl der Frustration führen kann (Premberg et al. 2008; Ahlborg und Strandmark 2001).

Die unterschiedlichen Befunde verdeutlichen, dass die Bewältigung solcher Entwicklungskrisen, als auch zeitweilige Gefühle der Überforderung und Belastung, integrale Bestandteile des Übergangs zur Elternschaft darstellen und insbesondere in dieser Zeit das Kind eine zentrale Rolle für das Wohlbefinden der Eltern spielt. Im Folgenden soll noch einmal explizit aufgezeigt werden, inwiefern die Rolle des Kindes bisher in Bezug auf partnerschaftsrelevante und im Anschluss hinsichtlich individueller Wohlbefindensaspekte untersucht wurde.

5.1 Forschungslücke II: Partnerschaftsrelevantes Wohlbefinden am Übergang zur Elternschaft und die Rolle des Kindes

Am Übergang zur Elternschaft und im Zeitraum nach der Geburt erfährt die Paarbeziehung tiefgreifende Veränderungen, da diese Phase die Beziehung destabilisieren kann. Beispielsweise, weil Paare weniger Zeit miteinander verbringen

und gerade dies eine zentrale Stellgröße für Paarqualität darstellt (Jurczyk und Heitkötter 2012). Oder, weil sich Paarkonflikte in diesem besonderen Zeitfenster verstärken können (Gänszle 2010). Dementsprechend hat die Forschung die Entwicklung und Veränderung unterschiedlicher Aspekte der Partnerschaftsqualität, im Zeitraum nach der Geburt des ersten Kindes, in den Blick genommen. Gleichzeitig steht dabei die zentrale Frage im Raum, welche Faktoren die Veränderungen in der Partnerschaftsqualität zusätzlich dynamisieren.

Partnerschaftszufriedenheit
Studien unterschiedlicher Disziplinen sind sich darin einig, dass die Partnerschaftszufriedenheit, insbesondere bei Müttern, am Übergang zur Elternschaft bzw. mit der Geburt des ersten Kindes zunächst deutlich abnimmt, dieser Verlauf jedoch von unterschiedlichen individuellen Merkmalen oder Kontextbedingungen der Eltern beschleunigt oder abgemildert wird (siehe z. B. Keizer et al. 2010; Mitnick et al. 2009; Lawrence et al. 2008; Mortensen et al. 2012; Don und Mickelson 2014; Perren et al. 2005; Twenge et al. 2003; Rauch-Anderegg et al. 2020; Salmela-Aro et al. 2010; Trillingsgaard et al. 2014; Condon et al. 2004; Doss et al. 2009). Zum Beispiel erfährt die Ehezufriedenheit eine stärkere Abnahme, je weniger Qualitätszeit Paare nach dem Übergang zur Elternschaft miteinander verbringen (Dew und Wilcox 2011). Auch der gleichzeitige Ausstieg aus der Erwerbstätigkeit verstärkt die Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit am Übergang zur Elternschaft für Mütter (Keizer et al. 2010), genauso wie eine ungewollte Schwangerschaft (Cox et al. 1999). Unterschiede existieren zudem hinsichtlich des Beziehungsstatus, je nachdem, ob Paare verheiratet oder unverheiratet zusammenleben (Mortensen et al. 2012), aber auch ein, als vom jeweils anderen Partner erlebtes, unterstützendes Coparenting, hat positive Auswirkungen auf die Partnerschaftsqualität von Müttern und Vätern in der Postpartum Periode (Durtschi et al. 2017).

Merkmale der Paarbeziehung
Ein besonderer Analysefokus liegt in diesem Kontext auf Veränderungen innerhalb der Paarbeziehung, die als Verstärker für die Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit verstanden werden (Hackel und Ruble 1992; Pacey 2004; Ramsdell et al. 2019; Kluwer und Johnson 2007). Das steht ganz im Zeichen der Paarstressforschung, wie bereits in den angeführten Befunden des Theorieteils deutlich wurde. Die Partnerschaftszufriedenheit fällt nach der Geburt zum Beispiel weniger steil ab, wenn sich Paare in dieser Übergangsphase gegenseitig unterstützt fühlen (Don und Mickelson 2014). Huss und Pollmann-Schult (2020) wiederum führen eine reduzierte Partnerschaftszufriedenheit der Mütter auf ein verändertes Konfliktverhalten, bei gleichzeitig häufiger stattfindenden Konflikten und auf

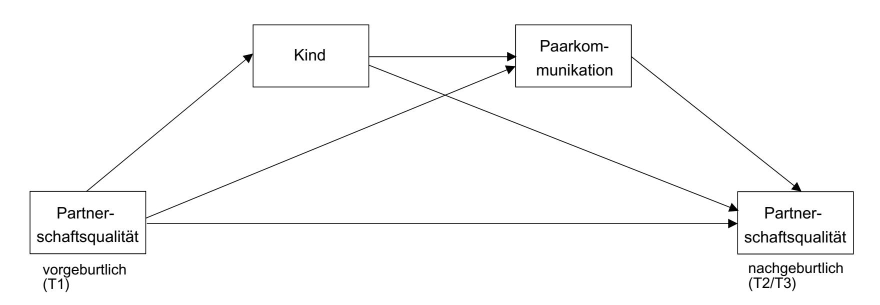
einen Rückgang konstruktiven Verhaltens dem Partner gegenüber zurück. Aber auch wenn in dieser Transitionsphase eine ausgeprägte Negativkommunikation und dysfunktionales Dyadisches Coping zwischen den Partnern auftritt (Rauch-Anderegg et al. 2020) oder Ambiguitätsgefühle der Partnerschaft gegenüber, sowie erlebte Autonomieeinschränkungen (Theiss et al. 2013), führt das zu einer Abnahme der Partnerschaftsqualität. Theiss et al. (2013) beziehen ihre Überlegungen dabei auf das *Relational Turbulence Model* nach Solomon und Knobloch (2004), das davon ausgeht, dass bestimmte Entwicklungsabschnitte im Laufe einer Beziehung mit Turbulenzen und erhöhten Anforderungen verbunden sein können, die zu starken Reaktionen und Anpassungsleistungen der Partner führen. Ursprünglich bezieht sich das Modell auf den Übergang von der Kennenlernphase hin zur ernsten Partnerschaft (Solomon und Knobloch 2004). Jedoch wurde diese theoretische Verengung aufgehoben, so dass nunmehr jede kritische Transitionsphase in einer Partnerschaft potenziell zu Verschiebungen in der Paarbeziehung führen kann. Kritische Übergänge können durch individuelle Veränderungen eines Partners (z. B. durch veränderte romantische Gefühle) oder durch eine Verschiebung in der Dyade (die Geburt eines Babys) oder äußere Umstände (durch einen Arbeitsplatzwechsel) ausgelöst werden (Solomon 2015). In seinen Grundannahmen geht das Modell davon aus, dass in diesen ohnehin schon kritischen Phasen, bestimmte negative Merkmale in der Paarbeziehung auftreten können, die dann die Kommunikation zwischen den Partnern verschlechtern oder negative Gefühle und Kognitionen begünstigen (Solomon 2015). Die Merkmale, die die Negativdynamik verstärken können, lassen sich grundsätzlich als Gefühle der Unsicherheit und Ambiguität (*Relational Uncertainty*) der Beziehung gegenüber beschreiben, die sich in drei aufeinander bezogene, jedoch differenzierbare Facetten zerlegen lassen. Dazu zählen die eigenen ambivalenten Gefühle hinsichtlich der Beziehung und die Frage, inwiefern man selbst in die Beziehung involviert ist (*Self Uncertainty*). Aber auch Zweifel darüber, inwiefern der Andere noch in die Beziehung investiert und welche Ziele er verfolgt (*Partner Uncertainty*) und das grundlegende Gefühl des Zweifels, ob die Beziehung überhaupt eine Zukunft hat (*Relationship Uncertainty*) (Solomon und Knobloch 2004; Solomon 2015). Theiss et al. (2013) wenden das Modell auf den Übergang zur Elternschaft an und gehen davon aus, dass sich Turbulenzen und negative Emotionen in dieser kritischen Transition in einer geringeren Partnerschaftszufriedenheit äußern und dieser Effekt durch Gefühle der Unsicherheit hinsichtlich der Paarbeziehung verstärkt wird. Ihre Analysen bestätigen letztlich, dass Ambiguitätsgefühle der Partnerschaft gegenüber sowie Autonomieeinschränkungen durch den Partner, die Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit in dieser spezifischen Zeitspanne verstärken.

Die Befunde dieser unterschiedlichen Studien zur Partnerschaftsqualität, am Übergang zur Elternschaft, spiegeln damit insgesamt die eingangs skizzierten Annahmen der Paarstress- und Familienstressforschung wider. Angewendet auf diese Transitionsphase bedeutet das, dass die Geburt des ersten Kindes eine kritische Phase darstellt, in der Turbulenzen in der Paarbeziehung auftreten können bzw. bereits bestehende negative Merkmale fortgesetzt oder gar intensiviert werden, weil Regeln, Werte und Strukturen der Beziehung neu ausgehandelt werden müssen. Wenn Unstimmigkeiten auftreten, äußern sich diese in Gefühlen der Unzufriedenheit mit der Partnerschaft und werden durch bestimmte, in der Beziehung und Interaktion selbst verankerte negative Merkmale, intensiviert. Die Kommunikation verschlechtert sich, es entstehen häufiger und intensivere Konflikte, die weniger konstruktiv gelöst werden. Zugleich kann die Qualität und Quantität gemeinsam verbrachter Zeit abnehmen, die wichtige Regenerationsmöglichkeiten für Intimität und Nähe der Partner beschneidet. Ein besonderer Fokus der bisherigen Forschung lastet daher auf Faktoren, die bereits in der Paarbeziehung selbst verankert liegen (Paarvariablen) und im Interaktionsgeschehen und im Umgang der Partner miteinander, durch den Übergang zur Elternschaft, freigesetzt werden (z. B. partnerschaftliche Kommunikation, Konfliktverhalten) und in Zusammenhang mit einer Abnahme der Partnerschaftsqualität stehen. Doch inwiefern wurde in diesem Kontext untersucht, ob das Kind oder Anforderungen des Kindes mit Verschiebungen innerhalb der Partnerschaftsqualität oder -zufriedenheit zusammenhängen?

Auswirkungen des Kindes auf die Partnerschaft

In Bezug auf Auswirkungen auf die Partnerschaft deuten einige Befunde darauf hin, dass die als stressreich erlebte Elternrolle (z. B. ein niedriges Kompetenzerleben als Mutter oder Vater) direkte Einflüsse auf Aspekte des Paarsystems hat (Wallace und Gotlib 1990), und z. B. erhöhter Parenting Stress der Mütter zu einer reduzierten Zufriedenheit mit der Sexualbeziehung der Väter führen kann (Leavitt et al. 2017). Allerdings differenzieren die Studien nicht systematisch aus, welche Anforderungen durch den veränderten Alltag und Bedürfnisse des Babys zu diesem allgemeinen Belastungsgefühl in der Elternrolle beitragen und dann das Paarsystem beeinträchtigen. Vereinzelte Studien liefern Erkenntnisse darüber, inwiefern Anforderungen des Kindes zu Irritationen im Paarsystem führen. Meijer und Wittenboer (2007) zeigen, dass vor allem die Anforderungen durch das Schreien des Babys mit einer Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit im ersten Jahr nach der Geburt beider Elternteile einhergeht. McDaniel und Teti (2012) spüren den Wirkzusammenhängen nach, die zwischen kindlichen Schlafproblemen im Zeitraum der ersten drei Monate nach der Geburt und der Paarbeziehung bestehen. Sie veranschaulichen, dass vermehrtes nächtliches Aufwachen des Kindes dazu führt, dass auch die Eltern

häufiger aufwachen, was eine schlechtere Schlafqualität insgesamt und in der Folge Belastung erzeugt. Die erhöhte Belastung äußert sich dabei in depressiven Symptomen und einem als schlechter erlebten Coparenting. Auf Basis dieser Befunde kommen sie zu dem Schluss, dass Schlafunterbrechungen in diesen ersten Wochen einen entscheidenden Stressor für Eltern darstellen können, der für Mütter etwas stärker ausfällt, da sie in der Regel mit dem Kind aufwachen und es nachts versorgen. Zugleich ist die Wahrnehmung der Coparenting-Qualität eng mit den Dynamiken verbunden, die sich durch kindliche Schlafprobleme ergeben (McDaniel und Teti 2012). Ahlborg und Strandmark (2001) arbeiten mit ihrer qualitativen Studie heraus, dass das Baby und dessen Bedürfnisse durchaus einen direkten Einfluss auf die Partnerschaft haben können. Die untersuchten Paare berichteten alle darüber, dass das Baby die Paarbeziehung verändert hatte und zum Fokus der Aufmerksamkeit wurde. Damit gingen viele positive Gefühle einher aber auch die Erkenntnis, dass nun weniger Zeit für Zweisamkeit bestand und sie sich als weniger freie Individuen fühlten. Einige der Paare erlebten vor allem dann Unstimmigkeiten und Konflikte, wenn der Fokus zu sehr auf den Bedürfnissen des Babys lastete und das Gefühl entstand, dass gleichzeitig die Partnerschaft vernachlässigt wurde bzw. in den Hintergrund rückte. Das heißt, wenn sich der Fokus auf das Baby verlagerte, vor allem auf Seiten der Mutter, und damit gleichzeitig auf Kosten der emotionalen Zuwendung zum Partner, führte das zu größeren Unstimmigkeiten innerhalb der Partnerschaft. Lag jedoch ein gemeinsamer Fokus auf dem Baby und stellten die Bedürfnisse des Babys eine gemeinsam zu lösende Aufgabe dar, bestärkte das die Partnerschaft auf positive Weise (Ahlborg und Strandmark 2001). Belsky und Rovine (1990) stellen auch fest, dass die Berücksichtigung des kindlichen Temperaments dazu beiträgt, jene Eltern besser zu identifizieren, deren Partnerschaftsqualität nach der Geburt eine stärkere Abnahme erlebt. Insgesamt ist vor dieser Befundlage davon auszugehen, dass das Kind einen relevanten Anhaltspunkt für die Partnerschaft am Übergang zur Elternschaft darstellen kann. Als Synthese des diskutierten Forschungsstandes und der theoretischen Überlegungen zu Paarstress, wird folgendes übergeordnetes theoretisches Modell abgeleitet, das anschließend in den Daten überprüft wird (Abbildung 5.1):



Anmerkungen. Ausgangsmodell für die Analysen zu Anpassungsleistungen am Übergang zur Elternschaft im Rahmen der Partnerschaft und zur Rolle des Kindes.

Abbildung 5.1 Vereinfachte Darstellung des aus dem Forschungsstand abgeleiteten theoretischen Modells für die Partnerschaftsqualität im ersten und zweiten Jahr nach der Geburt

5.2 Forschungslücke III: Individuelles elterliches Wohlbefinden am Übergang zur Elternschaft und die Rolle des Kindes

Neben der Paarbeziehung erfahren an diesem Übergang auch individuelle Dimensionen elterlichen subjektiven Wohlbefindens eine Veränderung und werden von unterschiedlichen Faktoren mitgesteuert.

Allgemeine Lebenszufriedenheit

Eine oft untersuchte Dimension subjektiven Wohlbefindens ist die allgemeine Lebenszufriedenheit, die in der Regel in Studien der soziologisch geprägten Life-Satisfaction- und Wellbeing-Forschung am Übergang zur Elternschaft aufgegriffen wird. In Elternstichproben zeichnet sich dabei ein grundsätzlich hohes Zufriedenheitsniveau ab, das im Zeitraum vor der Geburt des ersten Kindes und nach der Geburt einen Anstieg erlebt, ein bis zwei Jahre später aber auf das vorgeburtliche Niveau zurück- oder darunterfällt. Dieser Effekt scheint dabei für Mütter stärker auszufallen als für Väter (z. B. Dyrdal und Lucas 2012; Dyrdal et al. 2011; Rizzi und Mikucka 2014; Clark und Georgellis 2013; Myrskylä und Margolis 2014; Bernardi et al. 2017). Relevante Einflussfaktoren, die den Verlauf des Zufriedenheitsniveaus in diesem Zusammenhang mitbestimmen und untersucht wurden sind z. B. der subjektive Gesundheitszustand, Beziehungsstatus, die finanzielle Situation des Haushalts, Erwerbstätigkeit bzw. Stundenumfang der Erwerbstätigkeit und der Bildungshintergrund (Rizzi und Mikucka 2014; Myrskylä und Margolis 2014; Keizer

et al. 2010). Im Mittelpunkt stehen hier somit der Entwicklungsverlauf der Lebenszufriedenheit von Eltern und, wie bereits beschrieben, der Effekt der Elternschaft auf das subjektive Wohlbefinden an sich. Betrachtet wird die Lebenszufriedenheit, zumeist ausgehend vom vorgeburtlichen Niveau, bis über einen Zeitraum von ein- bis zwei Jahren nach der Geburt. In aller Regel werden dabei nicht-kindbezogene Einflussfaktoren analysiert, von denen die Forscher und Forscherinnen ausgehen, dass sie Unterschiede des subjektiven Wohlbefindens vor und nach der Geburt oder den Entwicklungsverlauf mitbestimmen.

Psychisches und physisches Wohlbefinden in der Postpartum Period sowie vor und während der Schwangerschaft

Neben diesem eher soziologisch geprägten Forschungszugang liefern psychologisch und medizinisch ausgerichtete Studien, einen dezidierten Einblick in weitere Veränderungsprozesse auf Individualebene am Übergang zur Elternschaft. Die Forschungsbestrebungen beziehen sich dabei auf die Postpartum Period, die bis zu etwa sechs Monate nach der Geburt andauern kann (Romano et al. 2010). Oft wird aber auch ein erweiterter Studienzeitraum betrachtet, der den Zeitraum während oder schon vor der Schwangerschaft umfasst und/oder über diese ersten Monate nach der Geburt hinausreicht. Wie bereits skizziert, wurde das Kind unter diesem Forschungszugang stärker mit in die Analysen einbezogen. Im Folgenden soll noch einmal ein gezielter Fokus auf einzelne Wirkmechanismen individuellen Wohlbefindens im Spannungsfeld des Übergangs zur Elternschaft gelegt werden.

In einer Stichprobe mit Müttern einer niedrigen Einkommensschicht zeigte sich etwa, dass ein allgemein erhöhtes Stresslevel während der Schwangerschaft, welches mit einer subjektiven Stress- als auch hormonellen Stressmessung erfasst wurde, prädiktiv für eine postpartale Depression nach der Geburt des Kindes war (Scheyer und Urizar 2016). In einer finnischen Studie fielen untersuchte Mütter, die ein niedriges Familienklima berichteten und unter Insomnia (Schlafstörungen), erhöhten Stress- und Angstsymptomen und einer schon vor der Schwangerschaft diagnostizierten Depression litten, mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Gruppe von Frauen, die im Studienzeitraum von der 32. Schwangerschaftswoche bis 24 Monate nach der Geburt, leicht bis deutlich erhöhte Depressionswerte aufwiesen. Für Väter erhöhten dieselben Faktoren die Wahrscheinlichkeit, in diese zwei Risikogruppen zu fallen (Kiviruusu et al. 2020). Reid und Taylor (2015) legten den Fokus bei ihrer Untersuchung von Risikofaktoren für eine postpartale Depression stärker auf die Differenzierung von langzeit- und kurzfristig durch die Schwangerschaft und Geburt einsetzenden Stressoren. Zentrale Forschungsfragen sind, inwiefern bereits vor der Schwangerschaft bestehende Langzeitstressoren einen eigenen Einfluss auf ein Depressionsrisiko nach der Geburt haben, im Gegensatz zu akut, im Zeitraum

nach der Geburt auftretenden Belastungen, und welcher Stressorentyp, ob chronisch oder akut, besonders prädiktiv ist. Die Analysen veranschaulichen, dass chronische Stressoren, die unabhängig von Schwangerschaft und Geburt bereits vorher bestanden, einen eigenen, nicht zu vernachlässigenden Effekt auf die Wahrscheinlichkeit der Entstehung einer postpartalen Depression hatten, neben dem Entstehungsrisiko, das von den akuten Belastungsfaktoren ausging. Das deutet darauf hin, dass nicht nur proximale Stressoren relevant sind, sondern frühere Belastungen, unabhängig vom akuten Geschehen, einen Langzeiteffekt entfalten können (Reid und Taylor 2015). Gleichzeitig erwiesen sich in einigen Studien eine schon während der Schwangerschaft bestehende Depression oder eine depressive bzw. psychopathologische Vorgeschichte (neben anderen Faktoren) als zentrale Depressionsrisiken im Zeitraum nach der Geburt (z. B. Field 2011; O'Hara und Swain 1996; Robertson et al. 2004; Beck 2001; Guintivano et al. 2018; Milgrom et al. 2008). Davon ausgehend lässt sich ableiten, dass der Gemütszustand vor der Geburt einen relevanten Einfluss darauf hat, wie sich Mütter und Väter nach der Geburt fühlen und wie sie diese neue Situation meistern. Die Geburt muss daher als Ereignis in den Ausgangslebenskontext der Paare und Eltern gestellt werden.

Elterneffekte – elterliche Merkmale als Ausgangspunkt für die kindliche Entwicklung

Es liegen einige Studien vor, die sich mit Auswirkungen einer psychischen Beeinträchtigung oder Stress, vor allem bei Müttern, am Übergang zur Elternschaft, auf die kindliche Entwicklung und auf kindliches Verhalten befasst haben (z. B. Glasheen et al. 2010; Slomian et al. 2019; Kurth et al. 2010; Hentges et al. 2019). Korja et al. (2017) fassen unterschiedliche Studien zusammen und zeigen, dass Mütter, die erhöhte pränatale Angstsymptome aufwiesen, das Temperament des Kindes, vier bis 18 Monate nach der Geburt als schwieriger einschätzten und häufiger über Regulationsschwierigkeiten und vermehrtes Schreien des Babys berichteten. In einigen, von ihnen rezipierten Studien erwies sich zudem erhöhter subjektiv erlebter Stress vor der Geburt als Prädiktor für vermehrtes Schreien und eine höhere kindliche Irritabilität in den ersten nachgeburtlichen Monaten. Obwohl die Autorinnen zu bedenken geben, dass die Effektstärken in den Studien, wenn sie berichtet wurden, insgesamt moderat bis schwach ausfielen, kommen sie dennoch zu dem Schluss, dass eine pränatale Stressexposition oder Angstsymptome, aber auch weniger einschneidende Stressoren (*Minor Stressors*), Auswirkungen auf die Selbstregulationsfähigkeiten und langfristig auf die kindliche Entwicklung haben können. Dafür berücksichtigten die Autorinnen Studien, die kindliche Verhaltens- und Entwicklungsaspekte nicht nur über Elterninformationen, sondern auch über Beobachtungsdaten erfassen und zugleich auf eine postnatale emotionale Befindlichkeit (*Postnatal Emotional State*)

kontrollieren (ebd.). Dies lässt einen Rückschluss auf zwei wichtige Aspekte zu. Einerseits, dass sich der Zusammenhang zwischen elterlichen Stressoren und kindlichen Auffälligkeiten auch im Hinblick auf objektive kindliche Verhaltens- und Entwicklungsmessungen bestätigen lässt (Korja et al. 2017). Studien verwenden zumeist Einschätzungen der Mütter über das kindliche Verhalten und kommen dabei relativ zuverlässig zu dem Schluss, dass Mütter mit einer depressiven Symptomatik das kindliche Verhalten als schwieriger einschätzen (siehe z. B. Orhon et al. 2007; Kerstis et al. 2013; McGrath et al. 2008; Edhborg et al. 2000). Beziehungsweise führt ein hohes Stresslevel eines Elternteils nicht nur zu dessen eigener Einschätzung des kindlichen Temperaments als schwieriger, der Stress eines Elternteils kann sich auf den anderen Elternteil übertragen und bei diesem zu einer negativeren Einschätzung des kindlichen Verhaltens führen (Räikkönen et al. 2006). Klären lässt sich dabei allerdings nicht, ob das Kind tatsächlich Auffälligkeiten aufweist, oder ob es sich vor allem um ein negatives Berichtsbias handelt. Die dahinterliegende Annahme ist, dass Eltern, die oftmals auch schon vor der Geburt und dann postnatal depressive oder Angstsymptome aufweisen, das Verhalten ihres Kindes deshalb als schwieriger einschätzen, da ihre psychische Verfassung zu diesem Wahrnehmungsbias führt, unabhängig davon, ob das Kind bei einer objektiven Diagnostik tatsächlich Auffälligkeiten zeigen würde. Studien, die objektive Messungen kindlichen Verhaltens berücksichtigen (etwa anderer Beobachter) und im Kontext erhöhter elterlicher Stress-, Angst- oder Depressionssymptome ein schwierigeres kindliches Temperament feststellen können, lassen einen differenzierteren Rückschluss zu. Auf Basis dieser Befunde lässt sich eindeutiger schließen, dass Kinder mit höherer Wahrscheinlichkeit tatsächlich Auffälligkeiten entwickeln, wenn die geschilderten ungünstigen, elterlichen Symptome pränatal und postnatal bestehen. In einer etwas älteren Studie, die Einschätzungen von depressiven Müttern zugleich aber auch von unabhängigen Beobachtern in Bezug auf die kindliche Verhaltensanpassung vergleicht, kam heraus, dass zwar die unabhängigen Rater das Verhalten des Kindes der symptomatischen Mütter ebenfalls als schwieriger einschätzten, die Wahrnehmung der Mütter durch die depressive Symptomatik jedoch zusätzlich getrübt war. Sie schätzten das Verhalten ihres Kindes als noch schwieriger ein (Field et al. 1993). Insgesamt ist damit zu rechnen, dass vorgeburtliche Einschränkungen elterlichen Wohlbefindens nicht nur dazu führen, dass das Verhalten des Kindes mit höherer Wahrscheinlichkeit subjektiv als belastender eingeschätzt wird, sondern dass sich elterliche Belastungen auch auf das Kind übertragen.

Bidirektionale Beeinflussung elterlichen und kindlichen Verhaltens und Kindeffekte auf die Elternebene
Im Rahmen von Untersuchungen zum kindlichen und elterlichen Schlafverhalten wurde der gegenseitigen Beeinflussung kindlicher und elterlicher Merkmale nachgespürt. Ausgangspunkt ist ein transaktionales Modell der Schlaf-Wach-Regulation, dass von sich bidirektional bedingenden, unterschiedlichen kindlichen und elterlichen Merkmalen ausgeht (Cattarius und Schlarb 2016; Sadeh und Anders 1993). Dieses Modell unterstreicht damit, ähnlich wie Familien- und Elternstressmodelle, den bidirektionalen Charakter zwischen kindlichen und elterlichen Merkmalen. In einem Literaturreview veranschaulichen Cattarius und Schlarb (2016), dass Schlafunterbrechungen und reduzierter Schlaf, vor allem der Mütter, maßgeblich durch die Anforderungen des Kindes (Pflege des Babys in der Nacht) bedingt sind. Sinai und Tikotzky (2012) bestätigen zusätzlich, dass, neben den tatsächlichen Schlafunterbrechungen, bei vielen Säuglingen Schrei-, Fütter- und Schlafprobleme auftreten, zwar eher nur vorübergehend, die aber dennoch einen Einfluss auf das psychische Wohlbefinden der Eltern nehmen können (Cattarius und Schlarb 2016). Auf der anderen Seite führen die Autorinnen an, dass Elterneinflüsse wie elterliche Kognitionen und Wahrnehmungsprozesse, das Bettarrangement (ob das Baby im Elternbett oder im eigenen Bettchen schläft), sowie die Berufstätigkeit der Eltern einen Einfluss darauf haben können, wie sich der Schlaf des Kindes entwickelt und einpendelt (ebd.). Eine Studie von Sadeh et al. (2007) beispielsweise weist darauf hin, dass sich Durchschlafprobleme des Kindes verstärken, wenn Eltern ihr Erziehungsverhalten als wenig konsequent einschätzen und Schwierigkeiten haben, Grenzen zu setzen oder den Anforderungen des Kindes nicht nachzugeben.

Wie dieser bidirektionale Blick auf kindliches und elterliches Schlafverhalten andeutet, beschäftigten sich einige Studien am Übergang zur Elternschaft zugleich mit der anderen Wirkrichtung. Ausgangspunkt ist, dass bestimmte, für diese Entwicklungs- und Altersphase typische Anforderungen des Kindes, z. B. das Schreien oder das Nachtschlafverhalten, den Lebensrhythmus und bestehende Routinen unterbrechen und damit eine erhöhte Anpassungsleistung an die Eltern nach der Geburt stellen.

Schreiverhalten des Babys
Es wurden beispielsweise Anforderungen durch das Schreiverhalten, z. B. sogenannte Säuglingskoliken (Hofacker et al. 1999), also Anforderungen durch sonst gesunde Säuglinge, die ohne ersichtlichen Grund über längere Phasen schreien und sich schwer beruhigen lassen, untersucht. Exzessives Schreien wurde als ein Prädiktor für eine postpartale Depression bei Müttern identifiziert (Vik et al. 2009). Dabei stellen vor allem Zeitphasen, die länger als 20 Minuten andauern, in denen

sich das schreiende Baby nicht beruhigen lässt, einen höheren Risikofaktor für eine postpartale Depression dar als die Auftretenshäufigkeit des Schreiens selbst (Radesky et al. 2013). Dieser Zusammenhang erwies sich in dieser Studie, selbst unter Berücksichtigung der Vorgeschichte depressiver Symptome vor und während der Schwangerschaft, als signifikant. Das deutet daraufhin, dass untröstliches Schreien über eine Zeitspanne von mehr als 20 Minuten am Stück, einen eigenständigen Belastungsfaktor für Eltern darstellen kann, und nicht nur dann auftritt, wenn bei Eltern schon früher eine Psychopathologie bestand (Radesky et al. 2013). Zugleich wurden diese kindlichen Verhaltensanforderungen mit erhöhtem elterlichem Stresserleben (Beebe et al. 2016), Gefühlen der Inkompetenz (*Maternal Self-Efficacy*) (Stifter und Bono 1998), *Family Strain* (Brand et al. 2014) und letztlich Gefühlen der Hilflosigkeit (Kaley et al. 2011) in Zusammenhang gebracht. Das gilt insbesondere dann, wenn das Schreien des Babys als exzessiv und untröstbar erlebt wird. Das heißt, nicht nur die objektive kindliche Verhaltensebene (z. B. die Häufigkeit des Schreiens), sondern auch das subjektive Erleben der Eltern, das Kind nicht adäquat beruhigen zu können, egal was sie unternehmen, ist belastend (Radesky et al. 2013; Zeifman und St James-Roberts 2017).

Kindliches Temperament

Ein schwieriges kindliches Temperament[1] wurde ebenfalls mit Einschränkungen des vorrangig mütterlichen Wohlbefindens in Verbindung gesetzt. Zum Beispiel als Prädiktor einer Postpartalen Depression (Beck 2001), elterlicher Belastung (Parenting Stress) (Oddi et al. 2013; Solmeyer und Feinberg 2011; Moe et al. 2018; Saisto et al. 2009) sowie als Prädiktor von Angstsymptomen (Britton 2011), zumeist unter Kontrolle der psychopathologischen Vorgeschichte oder anderer relevanter psychologischer Variablen. In einer Studie speziell zur Postnatalen Depression bei Vätern waren weniger ein schwieriges kindliches Temperament und kindliche Schlafprobleme Risikofaktoren, sondern kindliche Fütterprobleme (Cockshaw et al. 2014). Die Autorinnen und Autoren begründen diesen Befund damit, dass Väter für andere Probleme des Babys, wie etwa Schlafschwierigkeiten, direkt einspringen und helfen können, sich bei Fütterproblemen jedoch als besonders hilflos erleben. Werden Säuglinge von den Müttern gestillt und lassen sich nicht richtig füttern, können Väter keine direkte instrumentelle Hilfestellung geben. Nicht erfüllte Vorstellungen und Erwartungen über die Vaterrolle (ein Vater sollte in der Lage sein, kindliche Regulationsprobleme in den Griff zu bekommen) können in dieser Situation das väterliche Belastungsgefühl verstärken (Cockshaw et al. 2014).

---

[1] Häufig handelt es sich dabei um die Dimension des negativen Affekts.

Die Temperamentsforschung am Übergang zur Elternschaft und in der Postpartum Periode betont ebenfalls den bidirektionalen Charakter mütterlichen Befindens und kindlichen Temperaments (Agrati et al. 2015; Pesonen et al. 2008; Takács et al. 2019; Rode und Kiel 2016). Agrati et al. (2015) stellen in ihren Analysen fest, dass Mütter, mit eigener problematischer Kindheit [mit emotionalen oder physischen Vernachlässigungserfahrungen (*Early Adversity*)], erhöhte Angstsymptome in der Schwangerschaft erlebten[2]. Dies wiederum führte dazu, dass die Babys im Alter von 18 Monaten, aus Mütterperspektive, schwierigere kindliche Temperamentseigenschaften aufwiesen, wie eine höhere Frustration, Reaktivität oder sich schwerer beruhigen ließen (*Negative Affectivity*). Im Weiteren waren die kindlichen Merkmale dann prädiktiv für relativ stabile erhöhte Angsttrajektorien der Mütter. In einer anschließenden Subgruppenanalyse wurden diese Effekte noch einmal differenzierter betrachtet. Dabei stellte sich heraus, dass bei den Müttern ohne Vernachlässigungserfahrungen in der Kindheit, erhöhte Werte des Kindes auf der *Negative Affectivity Skala* zwar auch zu erhöhten mütterlichen Angstsymptomen im Zeitraum nach der Geburt führten, die Angstsymptome jedoch über die Zeit abflachten und sich dann legten. Bei Müttern mit Vernachlässigungserfahrungen in der Kindheit und hohen Werten des Kindes auf der Negative Affectivity Skala wiederum bestanden stabil hohe Angsttrajektorien von der Schwangerschaft über die Postpartum Periode hinweg. Hier deutet sich einerseits an, dass das Zusammenspiel von ungünstigen mütterlichen Faktoren (z. B. Vernachlässigungserfahrungen in der eigenen Kindheit) und kindlichen Anforderungen (schwierige kindliche Temperamentseigenschaften) das mütterliche Wohlbefinden nachhaltig einschränken kann. Dabei schien es zu einem Verstärkungseffekt zu kommen, da es sich offenbar um eine ungünstige Kombination mütterlicher und kindlicher Merkmale handelte. Andererseits können schwierige kindliche Temperamentsanforderungen das mütterliche Wohlbefinden für einen bestimmten Zeitraum beeinträchtigen, selbst dann, wenn Mütter keine pränatalen Risikofaktoren aufweisen, die aber nach einer gewissen Zeit wieder abklingen.

Rode und Kiel (2016) veranschaulichen ebenfalls das Zusammenspiel kindlicher und mütterlicher Merkmale. Sie zeichnen in einer Untersuchung mit Müttern nach, dass eine pränatal bestehende Depression ein Risikofaktor für eine Postpartale Depression darstellte. Die psychische Befindlichkeit dieser Mütter führte zu negativeren Einschätzungen des kindlichen Temperaments im Zeitraum nach der Geburt und wirkte sich letztlich ungünstig auf das Erleben der Mutterrolle zu diesem Zeitpunkt aus (Rode und Kiel 2016). Diese Wirkkette kann auch insgesamt das Erziehungsverhalten negativ beeinflussen (Fernandes et al. 2020).

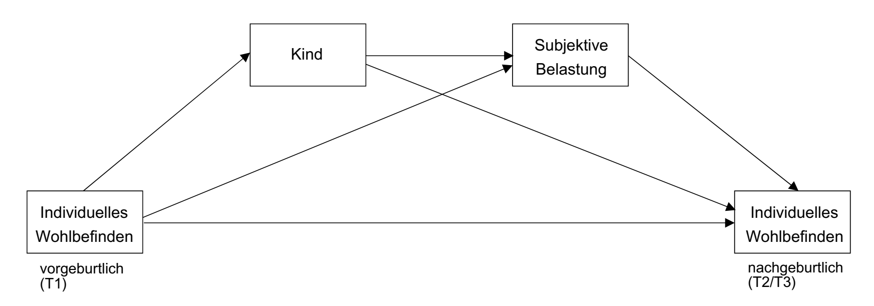
---

[2] Dieser Zusammenhang wurde auch für Parenting Stress festgestellt (Moe et al. 2019).

Elterliche Kognitionen – subjektive Bewertung der Anforderungssituation
In den vorherigen Abschnitten deutete sich teilweise an, dass nicht nur objektiv beobachtbares kindliches Verhalten Einschränkungen des Wohlbefindens hervorruft, sondern auch der subjektiv erlebte Belastungsgrad durch das kindliche Verhalten. In Grundzügen hatte das transaktionale Stressmodell diesen Mechanismus vorgeschlagen. Das Parenting Stress Model übertrug die Idee dann auf die spezifischen Rahmenbedingungen von Elternschaft. Daneben findet sich die zentrale Rolle der Einschätzung bzw. Bewertung von Anforderungen in anderen Stressmodellen. Das ABC-X Model of Family Stress unterstellt etwa, dass die Bewertung oder Wahrnehmung des Stressors durch die Familie darüber mitentscheidet, inwiefern es im Rahmen einer Anforderungssituation zu Einschränkungen des Wohlbefindens kommt (Rosino 2016). Insgesamt wurde diese Wirkkette jedoch bisher nicht systematisch in einem Modell untersucht, das speziell den Übergang zur Elternschaft anspricht. Bislang konzentrieren sich Studien eher auf den abmildernden oder verstärkenden Effekt positiver oder negativer Kognitionen (z. B. Selbstwirksamkeitserwartungen in der Elternrolle) auf das subjektive Wohlbefinden (Bolten et al. 2012; Gross und Marcussen 2017).

Die Forschungsbefunde demonstrieren eindrücklich, dass in dieser sensiblen Phase viel Forschung betrieben wurde, um herauszufinden, welche Faktoren Eltern vulnerabilisieren oder stärken. Dabei wurden unterschiedliche Zusammenhänge betrachtet und viele Einzelbefunde generiert. Das zentrale Anliegen der Untersuchung individueller Wohlbefindensaspekte am Übergang zur Elternschaft der vorliegenden Teilstudie besteht darin, die Einzelbefunde in einem theoretischen Modell zusammenzuführen, um die angenommenen Variablenzusammenhänge gleichzeitig, empirisch prüfen zu können. Folgendes theoretisches Modell wurde daher abgeleitet (Abbildung 5.2):

Ziel der Teilstudie
In Ergänzung zu bisher bestehenden Forschungsergebnissen, zielt die vorliegende Teilstudie darauf ab, die Rolle des Kindes (operationalisiert über Verhaltenscharakteristika des Kindes; im Rahmen der Partnerschaft zusätzlich über eine ängstliche Überfürsorge) für das partnerschaftsrelevante sowie individuelle Wohlbefinden von Müttern und Vätern zu untersuchen. Für die Analysen hinsichtlich der Partnerschaft wird somit auf eine zusätzliche Operationalisierung der Rolle des Kindes, über das Konstrukt *ängstliche Überfürsorge*, zurückgegriffen. Entscheidungshilfe für dieses Vorgehen lieferten vor allem Befunde von Ahlborg und Strandmark (2001). Sie wiesen darauf hin, dass nicht nur teilweise unbekannte Verhaltensanforderungen des Babys Herausforderungen für die Paarbeziehung darstellen, sondern eben



Anmerkungen. Ausgangsmodell für die Analysen zu Anpassungsleistungen am Übergang zur Elternschaft im Rahmen des individuellen Wohlbefindens und zur Rolle des Kindes.

Abbildung 5.2 Vereinfachte Darstellung des aus dem Forschungsstand abgeleiteten theoretischen Modells für das individuelle Wohlbefinden im ersten und zweiten Jahr nach der Geburt

auch eine größere Ängstlichkeit und Überfürsorge hinsichtlich des Babys (Fokusverschiebung). Die Partnerschaftsqualität wird dabei als partnerschaftsrelevante Dimension subjektiven Wohlbefindens betrachtet. Als Gradmesser individuellen subjektiven Wohlbefindens finden drei Globalindikatoren Anwendung: die allgemeine Lebenszufriedenheit, ein Indikator für Depressivität und das allgemein empfundene Stresslevel.

Übergeordnete Fragestellung der vorliegenden Teilstudie ist vor diesem Hintergrund, inwiefern das Kind relevant für das partnerschaftsrelevante als auch individuelle Wohlbefinden von Müttern und Vätern am Übergang zur Elternschaft ist, und welche zentralen vermittelnden Variablen dabei eine Rolle spielen.

5.3 Forschungsfragen und Forschungshypothesen

Ausgehend von den theoretischen Überlegungen und bisherigen empirischen Befunden, werden im folgenden Abschnitt die zentralen Forschungsfragen und zu überprüfenden Annahmen abgeleitet. Dies erfolgt in zwei Schritten: Zunächst für die Variablenzusammenhänge im Rahmen der Partnerschaft und anschließend in Bezug auf individuelle Anpassungsleistungen subjektiven Wohlbefindens am Übergang zur Elternschaft. Analog zum Vorgehen in Teilstudie I werden nur dann Forschungshypothesen aufgestellt, wenn einschlägige empirische Ergebnisse

oder eindeutige theoretische Modellannahmen für eine gerichtete Annahme bestehen. Fehlt es jedoch an hinreichend einschlägigen Befunden, werden stattdessen Forschungsfragen formuliert (Döring und Bortz 2016).

Die Annahmen, Forschungshypothesen und -fragen stützen sich auf die Zusammenhänge der Variablen im ersten Jahr nach der Geburt des ersten Kindes, unter Kontrolle zentraler Einflussfaktoren elterlichen Wohlbefindens zu diesem Zeitpunkt und der Berücksichtigung des Ausgangsniveaus im Wohlbefinden. Damit werden die Zusammenhänge der interessierenden Variablen vorrangig im selben Jahr untersucht, was grundsätzlich voraussetzt, die Ergebnisse vorsichtig zu interpretieren, da keine Kausalitätsannahmen getroffen werden können (Acock 2013). Dennoch macht es Sinn, zunächst die Zusammenhänge im ersten Jahr nach der Geburt zu betrachten. Während der ersten Lebensmonate hat das Kind in rasantem Entwicklungstempo, erhebliche Entwicklungsaufgaben zu meistern, wie die Fähigkeit zur Selbstregulation. Dabei weisen Säuglinge und Babys eine große Vielfalt und intraindividuelle Unterschiede in ihrer Entwicklung auf. Das verlangt von Eltern, sich immer wieder neu an die Bedürfnisse und Anforderungen des Kindes anzupassen. Gleichzeitig kommt es zu normalen Entwicklungskrisen, die sich in phasenweisen Zuspitzungen bemerkbar machen (z. B. vermehrtes Schreien in den ersten Lebensmonaten) (Benz und Scholtes 2015). Die kindliche Verhaltensanpassung ist demnach hoch zeitvariabel und manche Eltern erleben daher besonders in den ersten Monaten Schwierigkeiten. Im zweiten Jahr kann sich die Situation schon deutlich entspannt haben, weil Eltern und Kind nun ein eingespieltes Team sind. Zugleich fällt es manchen Eltern zu diesem Zeitpunkt leichter, die Bedürfnisse des Kindes zu deuten, weil es mehr und mehr beginnt sich zu artikulieren und zu kommunizieren. Deshalb ist davon auszugehen, dass erhöhte Verhaltensanforderungen des Kindes vor allem im ersten Jahr auftreten und einen unmittelbaren Einfluss auf das elterliche Wohlbefinden nehmen, während sich diese Zuspitzung im zweiten Jahr unter Umständen in vielen Familien wieder aufgelöst hat. Aus diesem Grund liegt der Analysefokus zunächst auf den Zusammenhängen im ersten Jahr nach der Geburt.

In einem zweiten Schritt soll anschließend geprüft werden, inwiefern auch nachgelagerte Effekte bestehen. Für manche Eltern kann sich diese erste Zeit als besonders herausfordernd darstellen, etwa, wenn das Baby viel schreit, Eltern wenig Schlaf bekommen und eine hohe subjektive Belastung besteht. Manche Eltern funktionieren in dieser Situation, werden sich der erhöhten Belastung aber erst zu einem späteren Zeitpunkt bewusst. Vor diesem Hintergrund wäre davon auszugehen, dass bei manchen Eltern eine als besonders schwierig erlebte erste Phase, zu einem nachgelagerten Zeitpunkt (im zweiten Jahr nach der Geburt),

Effekte auf das Wohlbefinden hat. Besonders bei Vermittlungs- bzw. Mediationsannahmen ist davon auszugehen, dass sich die Mechanismen erst über die Zeit entfalten (Maxwell et al. 2011). Inwiefern das Kind relevant ist für das elterliche Wohlbefinden im darauffolgenden zweiten Jahr, soll unter Kontrolle der veränderten Lebenssituation zu diesem Zeitpunkt überprüft werden. Ausgangspunkt ist, dass sich die Lebenssituation der Eltern vom ersten bis zum zweiten Jahr verändern kann und damit ebenfalls zeitvariabel ist. Einige Mütter steigen beispielsweise wieder in den Beruf ein, erwarten das zweite Kind oder haben in diesem Zeitraum beschlossen, zu heiraten. Diese möglichen Veränderungen der Lebenssituation, die einen Einfluss auf das subjektive Wohlbefinden der Eltern haben können, sollen mitberücksichtigt werden.

Forschungsfragen und -hypothesen: Partnerschaftsrelevante Wohlbefindensdimensionen am Übergang zur Elternschaft und die Rolle des Kindes

Die Annahmen werden ausgehend vom theoretischen Modell formuliert, das zuvor aus dem Forschungsstand abgeleitet wurde. Im Rahmen der Paarstressforschung wurde allgemein gezeigt, dass die Partnerschaftszufriedenheit oder -qualität in belastungsreichen Phasen zunächst abnehmen. Bestimmte in der Partnerschaft selbst liegende Negativdynamiken oder ausgelöste dysfunktionalere Umgangsformen (verschlechterte partnerschaftliche Kommunikation) verstärken die Abnahme dabei. Implizite Annahme ist, das Kind als Auslöser dieser negativen Dynamiken zu verstehen. Ohne spezifischen Bezug zum Übergang zur Elternschaft, konnten Zemp et al. (2017) untermauern, dass sich erhöhte Anforderungen oder Stress in Bezug auf das Kind, über eine verschlechterte Paarkommunikation, negativ auf die Partnerschaftsqualität übertragen können und damit über die von der Paarstressforschung identifizierten Paarvariablen mediiert werden. Wie Kluwer (2010) anführt, werden diese Prozesse allerdings in vielen Fällen nicht erst durch die Geburt des ersten Kindes angestoßen, vielmehr kommt es zu einer Verschlechterung negativer Merkmale der Paarbeziehung, die bereits vor der Geburt bestanden. Das spricht dafür, dass es Paaren mit hoher Partnerschaftsqualität schon vor dem Übergang zur Elternschaft leichter fällt, diese turbulente Statuspassage zu meistern, während eine niedrigere Partnerschaftsqualität mit schon vorher bestehenden Konflikten einen negativen Ausgangspunkt für diese Phase schafft.

Vor diesen Überlegungen werden folgende Annahmen für das erste Jahr nach der Geburt getroffen, die im Rahmen der Datenanalyse überprüft werden sollen. Die Annahmen zur Wirkrichtung der einzelnen Pfade gelten stets unter Kontrolle aller weiteren Variablen im Modell. Begonnen wird mit der Auflistung der direkten, gefolgt von den indirekten Effekten:

I) *Die Partnerschaftsqualität im Ausgangsjahr vor der Geburt des ersten Kindes ist prädiktiv für die Partnerschaftsqualität nach dem Übergang zur Elternschaft. Es besteht ein positiver Zusammenhang, das bedeutet, wenn die Partnerschaftsqualität im Ausgangsjahr hoch ist, bleibt sie auch im Jahr nach der Geburt hoch.*

II) *Hohe Partnerschaftsqualität im Ausgangsjahr vor der Geburt des ersten Kindes verhindert eine Zunahme negativer Konflikt- und Kommunikationsstrategien nach dem Übergang zur Elternschaft, daher wird von einem negativen Zusammenhang zwischen den zwei Variablen ausgegangen. Je höher die Partnerschaftsqualität im Ausgangsjahr ist, umso geringer fällt die negative Paarkommunikation*[3] *im Jahr nach der Geburt aus.*

III) *Erhöhte negative Paarkommunikation im Jahr nach der Geburt ist verknüpft mit einer reduzierten Partnerschaftsqualität nach dem Übergang zur Elternschaft, so dass von einem negativen Zusammenhang ausgegangen wird.*

IV) *Erhöhte verhaltensbedingte Anforderungen des Kindes/eine höhere ängstliche Überfürsorge, stehen in Zusammenhang mit höheren dysfunktionalen Konflikt- und Kommunikationsstrategien der Eltern im Jahr nach dem Übergang zur Elternschaft. Es wird davon ausgegangen, dass hier ein positiver Zusammenhang besteht.*

V) *Erhöhte verhaltensbedingte Anforderungen des Kindes/ eine erhöhte ängstliche Überfürsorge sind mit geringerer Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt assoziiert. Es besteht ein negativer Zusammenhang.*

VI) *Die Paarkommunikation im Jahr nach der Geburt des ersten Kindes vermittelt den Zusammenhang zwischen der Paarqualität im Ausgangsjahr und der Paarqualität im Jahr nach der Geburt. Wenn die Partnerschaftsqualität im Ausgangsjahr hoch ist, ist das mit einer geringeren Dynamisierung negativer Verhaltensweisen dem Partner/der Partnerin gegenüber in Konfliktsituationen verknüpft, was mit einer höheren Partnerschaftsqualität im Jahr nach dem Übergang zur Elternschaft verbunden ist. Der indirekte Effekt sollte positiv ausfallen.*

VII) *Die Paarkommunikation im Jahr nach der Geburt mediiert den Effekt kindlicher Verhaltensanforderungen/der ängstlichen Überfürsorge auf die Partnerschaftsqualität, in dem erhöhte kindliche Verhaltensanforderungen/ die ängstliche Überfürsorge mit einer Störung und schlechteren Kommunikation in der Partnerschaft zusammenhängen, was wiederum mit einer*

[3] Der Begriff der Paarkommunikation dient im Folgenden als Abkürzung, umfasst jedoch stets ungünstige Konflikt- und Kommunikationsstrategien dem Partner oder der Partnerin gegenüber, im Kontext von Meinungsverschiedenheiten oder Auseinandersetzungen.

geringeren Partnerschaftsqualität verbunden ist. Der indirekte Effekt sollte negativ sein.

Unter diesem Forschungszugang fehlen bislang einschlägige Befunde, die einen Hinweis darauf geben, inwiefern die Partnerschaftsqualität im Ausgangsjahr vor der Geburt mit der Verhaltensanpassung des Kindes/dem Grad der ängstlichen Überfürsorge im Jahr nach der Geburt verknüpft ist. Deshalb soll zudem folgende Forschungsfrage untersucht werden:

VIII) *Steht die Paarqualität im Ausgangsjahr vor der Geburt des Kindes in Zusammenhang mit der von den Eltern eingeschätzten Verhaltensanpassung des Kindes/dem Ausmaß der ängstlichen Überfürsorge im ersten Jahr nach der Geburt?*

Insgesamt stützen sich die getroffenen Annahmen bisher primär auf den querschnittlichen Zusammenhang der Variablen untereinander im Jahr nach der Geburt. Jedoch ist diese Phase und insbesondere das Konflikt- und Kommunikationsverhalten oftmals Veränderungen unterlegen. So hat sich vor allem die Intensivierung ausgewählter Paarvariablen vom vorgeburtlichen zum nachgeburtlichen Niveau als Stellgröße für die Partnerschaftsqualität nach der Geburt des ersten Kindes erwiesen. Daher soll noch einmal genauer betrachtet werden, inwiefern sich die Variablenzusammenhänge zwischen den erfassten Eltern vor den erlebten Veränderungen im Konflikt- und Kommunikationsverhalten unterscheiden. Davon ausgehend wird folgende Forschungsfrage aufgestellt:

IX) *Unterscheiden sich die theoretisch angenommenen Variablenzusammenhänge zwischen der Irritabilität des Kindes/ängstlichen Überfürsorge, der Paarkommunikation und der Partnerschaftsqualität im ersten Jahr nach der Geburt, je nachdem wie sich das Kommunikationsverhalten aus Sicht der Eltern von vor der Geburt bis zum ersten Messzeitpunkt verändert hatte?*

Forschungsfragen und -hypothesen: Individuelles elterliches Wohlbefinden am Übergang zur Elternschaft und die Rolle des Kindes

Die Annahmen werden ausgehend vom theoretischen Modell formuliert, das zuvor aus dem Forschungsstand abgeleitet wurde. Der Übergang zur Elternschaft bringt für frischgebackene Mütter und Väter, neben Veränderungen im Rahmen der Partnerschaft, neue Herausforderungen und tiefgreifende Veränderungen auf Individualebene mit sich und erfordert eine Anpassung der gesamten Lebenssituation (Fthenakis et al. 2002). Folgende zentrale Variablenzusammenhänge wurden am

Übergang zur Elternschaft, hinsichtlich des individuellen elterlichen Wohlbefindens, in der bisherigen Forschung identifiziert: Kinder von Eltern mit schlechterem Ausgangsniveau individuellen Wohlbefindens, zeigen in der Tendenz häufiger Anpassungsschwierigkeiten (z. B. vermehrtes Schreien, höhere Irritabilität) (Petzoldt et al. 2016; Petzoldt et al. 2014; Korja et al. 2017). Zugleich neigen Eltern vor einer ungünstigen Ausgangssituation (z. B. erhöhten Stress- oder Angstsymptomen) dazu, die Verhaltensanpassung des Kindes als subjektiv schwieriger und belastender einzuschätzen (Field et al. 1993). Weiterhin hat sich die vorgeburtliche, elterliche Befindlichkeit als zentraler Prädiktor für das Wohlergehen nach diesem kritischen Lebensereignis herausgestellt (Swendsen und Mazure 2000). Neigt das Kind im Zeitraum nach der Geburt wiederum dazu, gehäuft zu schreien und stellt insgesamt erhöhte, verhaltensbedingte Anforderungen an die Eltern, kann das elterliche Wohlbefinden eingeschränkt sein und steht z. B. in Zusammenhang mit höherer Depressivität im Zeitraum nach der Geburt (Beck 2001; Britton 2011). Ausgehend vom zentralen Gedanken der Stressforschung, ist zugleich davon auszugehen, dass die Anforderungen des Kindes das Wohlbefinden eben nicht nur auf direktem Wege beeinflussen, sondern Einschränkungen vor allem dann zustande kommen, wenn das Verhalten als belastend empfunden wird. Nicht zuletzt sollen diese unterschiedlichen Mechanismen in Bezug auf die Lebenszufriedenheit geprüft werden. Forschungsleitendes Interesse ist unter diesem Zugang in bisherigen Studien, inwiefern sich Elternschaft (operationalisiert über die Anzahl der Kinder) auf das Wohlbefinden von Eltern auswirkt. Nach der Geburt des ersten Kindes erhöht sich die Lebenszufriedenheit meist. Im zweiten Jahr nach der Geburt kommt es jedoch zu einer Abnahme, zur Rückkehr zum Ausgangsniveau oder sogar zu einem Abfall unter das vorgeburtliche Level (Roeters et al. 2016; Clark und Georgellis 2013). Inwiefern das Kind ebenfalls eine Rolle für die Lebenszufriedenheit der Eltern am Übergang zur Elternschaft spielt, wurde bisher allerdings nicht systematisch untersucht.

Vor diesen Überlegungen werden folgende Annahmen für das erste Jahr nach der Geburt getroffen, die im Rahmen der Datenanalyse überprüft werden. Die Annahmen zur Wirkrichtung der einzelnen Pfade gelten stets unter Kontrolle aller weiteren Variablen im Modell. Begonnen wird mit der Auflistung der direkten, gefolgt von den indirekten Effekten:

I) *Das Wohlbefinden im Ausgangsjahr vor der Geburt des ersten Kindes ist prädiktiv für das Wohlbefinden nach dem Übergang zur Elternschaft. Es wird von einem positiven Zusammenhang ausgegangen, in dem ein hohes/niedrigeres Ausgangsniveau des Wohlbefindens zu einem hohen/niedrigeren Wohlbefinden im Folgejahr führt.*

II) *Das Wohlbefinden im Ausgangsjahr vor der Geburt ist prädiktiv für die aus Elternsicht eingeschätzte kindliche Verhaltensanpassung im Jahr nach der Geburt. Ein höheres positives Wohlbefinden (Lebenszufriedenheit) ist verknüpft mit geringeren Schwierigkeiten in der Verhaltensanpassung des Kindes aus Perspektive der Eltern (negativer Zusammenhang), während Eltern mit größeren Einschränkungen subjektiven Wohlbefindens (mit höheren Stress- oder Depressionssymptomen) zum Ausgangszeitpunkt vor der Geburt, über eine größere Irritabilität des Kindes im Jahr nach der Geburt berichten (positiver Zusammenhang).*

III) *Das Wohlbefinden im Ausgangsjahr vor der Geburt ist prädiktiv für die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten im Jahr nach der Geburt. Ein höheres positives Wohlbefinden (Lebenszufriedenheit) ist relevant für eine geringere Belastung durch das kindliche Verhalten (negativer Zusammenhang), während größere Einschränkungen subjektiven Wohlbefindens (höhere Stress- oder Depressionssymptome) relevant für eine größere subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten sind (positiver Zusammenhang).*

IV) *Erhöhte verhaltensbedingte kindliche Anforderungen schränken das subjektive Wohlbefinden ein (negativer Zusammenhang) bzw. stehen in Zusammenhang mit einer höheren Negativität des elterlichen Wohlergehens im ersten Jahr nach der Geburt (positiver Zusammenhang).*

V) *Erhöhte verhaltensbedingte kindliche Anforderungen sind assoziiert mit einer größeren subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten im ersten Jahr nach der Geburt. Es besteht ein positiver Zusammenhang.*

VI) *Die erlebte Belastung durch das kindliche Verhalten im Jahr nach der Geburt schränkt das subjektive Wohlbefinden ein (negativer Zusammenhang) bzw. ist verbunden mit einer höheren Negativität in Aspekten des elterlichen Wohlergehens (positiver Zusammenhang).*

VII) *Die Belastung durch das kindliche Verhalten im Jahr nach der Geburt mediiert den Effekt kindlicher Verhaltensanforderungen auf das Wohlbefinden, in dem erhöhte kindliche Verhaltensanforderungen mit einer größeren Belastung durch die kindlichen Verhaltensanforderungen verbunden sind, was mit einer Einschränkung des subjektiven Wohlbefindens bzw. mit einer höheren Negativierung in Aspekte des elterlichen Wohlergehens assoziiert ist. Für die Lebenszufriedenheit besteht ein negativer indirekter Effekt. Für die negativ skalierten Wohlbefindensdimensionen (Depressiveness, Stress) besteht ein positiver indirekter Effekt.*

Für alle Analysen, besonders im Rahmen der Analysen zur Partnerschaft, wäre es spannend, auch die Sicht des jeweiligen Partners oder der jeweiligen Partnerin in

die Berechnungen zu integrieren, wie dies beispielsweise Zemp et al. (2017) in ihren Analysen zur Partnerschaft und der Rolle des Kindes vornehmen. In der vorliegenden Studie muss darauf verzichtet werden, da insbesondere die Einschätzung zur kindlichen Verhaltensanpassung und der ängstlichen Überfürsorge nur aus Perspektive des jeweils beantwortenden Elternteils vorliegt, nicht aber aus Sicht des jeweiligen Partners oder der jeweiligen Partnerin. Fragen zum jeweils seit der Vorwelle neu geborenen Kind, werden ausschließlich innerhalb der Ankerbefragung gestellt (siehe dazu die Ausführungen zu den Kindermodulen in den Ankerinterviews von Wilhelm und Walper 2020), im Partnerfragebogen liegt der Fokus dahingegen auf anderen Frageinhalten.

5.4 Methode

5.4.1 Stichprobe

Die hier zugrundeliegende Ausgangsstichprobe mit insgesamt $N = 595$ Befragungspersonen aus dem Erhebungsprogramm des Beziehungs- und Familienpanels pairfam, setzt sich aus $n = 288$ (48.4 %) Müttern und $n = 308$ (51.6 %) Vätern zusammen. Für die Stichprobe relevante Ankerpersonen sind Mütter und Väter, die nach der Geburt des ersten Kindes in einem gemeinsamen Haushalt mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin lebten und seit der jeweils letzten Befragung im Vorjahr, den Übergang zur Elternschaft vollzogen hatten. Es mussten über die befragten Mütter und Väter belastbare Informationen zu insgesamt drei aufeinanderfolgenden Erhebungszeitpunkten vorliegen. Ausgeschlossen wurden jeweils Fälle, die mindestens zu einem Zeitpunkt angegeben hatten, in keiner Partnerschaft zu leben. Diese Befragten würden, im Rahmen der Analysen zu Anpassungsleistungen in der Partnerschaft, aus der Stichprobe fallen, da Ankerpersonen ohne Partner oder Partnerin keine Angaben zur Partnerschaft machen. Gleichzeitig ist die Lebenssituation von Müttern oder Vätern, die den Übergang zur Elternschaft zumindest zu einem Befragungszeitpunkt alleine ohne Partner oder Partnerin meistern müssen, nicht vergleichbar mit Müttern und Vätern, die in dieser vulnerablen Phase in einer Partnerschaft leben. Alleinerziehende stellen eine besondere Risikogruppe dar und weisen beispielsweise öfter eine schlechtere psychische und physische Gesundheit auf als verheiratete Paare (Keim-Klärner 2020). Insgesamt betraf dieses Kriterium $n = 32$ (4.7 %) Fälle. Diese Einzelfälle könnten die Ergebnisse substanziell beeinflussen und wurden daher ausgeschlossen.

Es wurden weitere $n = 34$ (5.0 %) Mütter und Väter aus der Ausgangsstichprobe ausgeschlossen, da sie nach dem Übergang zur Elternschaft nicht mit dem Partner oder Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt lebten. Der Ausschluss dieser Fälle wurde vor dem Hintergrund entschieden, dass es sich um eine zu kleine Gruppe für separate Subanalysen handelte. Zugleich ist davon auszugehen, dass sich die Ausgangssituationen zwischen Paaren, die nach dem Übergang zur Elternschaft in einem gemeinsamen Haushalt leben und jenen, die nicht zusammenleben, substanziell unterscheiden. So hat etwa das Ausmaß der Unterstützung des Partners für Mütter einen positiven Einfluss auf das Wohlbefinden. Eine schwedische Studie konnte belegen, dass eine höhere Arbeitsplatzflexibilität von Vätern, im Zeitraum nach der Geburt des ersten Kindes, direkte positive Auswirkungen auf das psychische und physische Wohlbefinden von Müttern hatte. Die größere Flexibilität erlaubte es den Vätern offenbar, ihre Partnerin in diesem Zeitraum in größerem Maße zu unterstützen (Persson und Rossin-Slater 2019). Auch Ergebnisse der LBS-Familien-Studie veranschaulichen eindrücklich, dass Frauen dann geringere Depressivitätswerte, eine geringere Frustration und mehr Freude am Umgang mit dem Kind aufwiesen, je zufriedener sie mit dem Ausmaß waren, in dem sich ihr Partner an den Versorgungsaufgaben, aber auch spaßbezogenen Aktivitäten mit dem Kind beteiligte. Für Väter zeigte sich in diesen Analysen zudem, dass sie dann eine höhere Zufriedenheit in der Vaterrolle und Freude im Umgang mit dem Kind erlebten, je stärker sie sich an der Fürsorge des Kindes beteiligen konnten (Fthenakis et al. 2002). Für den Elternteil, der die Hauptfürsorge für das Kind trägt (nach der Geburt sind das überwiegend Mütter), fallen unter Umständen, wenn der Partner oder die Partnerin nicht mit im Haushalt lebt und greifbar ist, wichtige Potenziale der Entlastung und Unterstützung weg. Für den anderen Elternteil (häufig die Väter), fallen wiederum wichtige gemeinsame Momente mit dem Kind weg, aufgrund der räumlichen Trennung. Das kann, wie Fthenakis et al. (2002) beschreiben, mit einem Gefühl einhergehen, etwas Wichtiges zu verpassen oder eigene Vorstellungen oder Erwartungen über die Beteiligung an der Betreuung und Fürsorge des Kindes untergraben. Leben die Partner nicht im selben Haushalt, ist aus beiden Perspektiven daher davon auszugehen, dass das negative Auswirkungen auf das Wohlbefinden in dieser sensiblen Phase hat und die Ergebnisse substanziell verzerren könnte. Zugleich wurden nur Kernfamilien berücksichtigt. Das heißt, das Kind war das leibliche Kind der befragten Mütter oder der befragten Väter, mit dem jeweiligen Partner oder der jeweiligen Partnerin. Insgesamt wurden so vorab $n = 56$ (8.3 %) Fälle ausgeschlossen, auf die das Kriterium der Kernfamilie nicht zutraf. Der Ausschluss dieser Fälle liegt darin begründet, dass Pflege-, Adoptiv- oder Stieffamilien noch einmal andersgelagerte Herausforderungen erleben als Kernfamilien

(z. B. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2013c zur Lebenssituation von Stieffamilien in Deutschland) und diese Fälle die Ergebnisse ebenfalls verzerren könnten.

Im Folgenden soll die so entstandene, vorab von etwaigen Störeinflüssen bereinigte, Ausgangsstichprobe von $n = 595$ Müttern und Vätern, differenziert nach dem Geschlecht dargestellt werden. Da zwei, für die Analysen relevante Konstrukte (allgemeines Stressempfinden, ängstliche Überfürsorge) nicht in allen Wellen erhoben wurden, ergeben sich ausgehend von der Ausgangsstichprobe zusätzlich zwei Substichproben. Tabelle 5.1 stellt die Logik dar, auf Basis derer sich die Substichproben und damit die jeweils reduzierten Fallzahlen ergeben. Das Konstrukt des allgemeinen Stressempfindens wurde erst ab Welle 4 und dann für alle folgenden Erhebungszeitpunkte erfasst. Für die Analysen ist es jedoch relevant, dass Informationen zum allgemeinen Stresslevel zu allen drei Erhebungszeitpunkten vorliegen. Aus diesem Grund verkleinert sich diese Substichprobe im Vergleich zur Ausgangsstichprobe, da alle Fälle der gepaarten Wellensets 2–3-4 und 3–4-5 für die Berechnungen nicht berücksichtigt werden können. Das Konstrukt der ängstlichen Überfürsorge muss für die Analysen wiederum jeweils zum ersten Befragungszeitpunkt nach dem Übergang zur Elternschaft vorliegen. Das trifft nur für die in Tabelle 5.1 aufgeführten Wellensets zu und erklärt daher die reduzierte Stichprobe.

Tabelle 5.1 Schematische Darstellung der Konstruktion des Ausgangsdatensatzes und der Subdatensätze

Konstruktion des Datensatzes	**Ausgangsdatensatz: Wellen 2 - 11**	**Subdatensatz I: Stress Wellen 4 - 11**	**Subdatensatz II: Überfürsorge Wellen 3, 5, 7, 9**
	Gepoolte Daten	Gepoolte Daten	Gepoolte Daten
	2 - 3 - 4		2 - 3 - 4
	3 - 4 - 5		
	4 - 5 - 6	4 - 5 - 6	4 - 5 - 6
	5 - 6 - 7	5 - 6 - 7	
	6 - 7 - 8	6 - 7 - 8	6 - 7 - 8
	7 - 8 - 9	7 - 8 - 9	
	8 - 9 - 10	8 - 9 - 10	8 - 9 - 10
	9 - 10 - 11	9 - 10 - 11	
Stichprobenumfang	$N = 595$	$n = 414$	$n = 310$

In den Substichproben I und II ließen sich, hinsichtlich der zentralen soziodemographischen Merkmale keine systematischen Abweichungen im Vergleich

Tabelle 5.2 Zentrale soziodemographische Merkmale der Elternstichprobe

		Eltern			Substichproben	
	Kategorie	Mütter	Väter	Gesamt Teilstichprobe Eltern	Substichprobe I (Stress)	Substichprobe II (Überfürsorge)
					Mütter Väter	Mütter Väter
Geschlecht	n (%)	288 (48.4%)	307 (52.6%)	595 (100%)	197 (47.5%) 217 (52.5%)	152 (49.0%) 158 (51.0%)
Alter bei der Geburt des ersten Kindes	M (SD)	30.01 (4.72)	32.36 (5.00)	31.22 (5.00)	31.54 (4.86)	31.00 (5.02)
Familienstand	Verheiratet COHAB	173 (60.1%)	200 (65.2%)	373 (62.7%)	255 (61.6%)	185 (59.7%)
	Nicht-verheiratet COHAB	115 (39.9%)	107 (34.8%)	222 (37.3%)	159 (38.4%)	125 (40.3%)
Bildungsniveau	Hohe Bildung	141 (48.9%)	155 (50.5%)	296 (49.7%)	222 (53.6%)	156 (50.3%)
	Mittlere Bildung	131 (45.5%)	143 (46.6%)	274 (46.1%)	175 (42.3%)	141 (45.5%)
	Niedrige Bildung	16 (5.6%)	9 (2.9%)	25 (4.2%)	17 (4.1%)	13 (4.2%)
Nettoäquivalenzeinkommen	M (SD)	1676.63 (732.54)	1773.34 (696.65)	1726.78 (715.16)	1790.74 (753.31)	1754.65 (740.19)
Erwerbstätigkeit	Vollzeit	17 (5.9%)	275 (89.6%)	292 (49.1%)	208 (50.2%)	151 (48.7%)
	Teilzeit oder in geringerem Stundenumfang	7 (2.4%)	14 (4.6%)	21 (3.5%)	14 (3.4%)	7 (2.3%)
	Nicht erwerbstätig	264 (91.7%)	18 (5.8%)	282 (47.4%)	192 (46.4%)	152 (49.0%)
Geschlechtsspezifische Erwerbsaufteilung	Beide erwerbstätig	17 (5.9%)	23 (7.5%)	40 (6.7%)	27 (6.5%)	21 (6.8%)
	Mann erwerbstätig/Frau nicht erwerbstätig[A]	231 (80.2%)	252 (82.1%)	257 (43.2%)	183 (44.2%)	131 (42.3%)
	Frau erwerbstätig/Mann nicht erwerbstätig[B]	5 (1.7%)	4 (1.3%)	235 (39.5%)	159 (38.4%)	124 (40.0%)
	Beide nicht erwerbstätig	35 (12.2%)	28 (9.1%)	63 (10.6%)	45 (10.9%)	34 (10.9%)
Durchschnittliche Partnerschaftsdauer	M (SD)	85.72 (53.97)	82.11 (53.19)	83.85 (53.51)	83.89 (53.88)	77.47 (49.98)

Anmerkungen. Häufigkeitsverteilungen, Mittelwerte und zugehörige Standardabweichungen beziehen sich auf das erste Jahr nach der Geburt. Ungewichtete Daten.

[A]Die Häufigkeitsangaben der Gesamtstichprobe beziehen sich auf die Gruppe, in der die Ankerperson berufstätig ist, während der Partner oder die Partnerin nicht erwerbstätig ist.

[B]Die Häufigkeitsangaben der Gesamtstichprobe beziehen sich auf die Gruppe, in der die Ankerperson nicht berufstätig ist, während der Partner oder die Partnerin einer beruflichen Tätigkeit nachgeht.

zur Ausgangsstichprobe erkennen. Das liegt daran, dass hier keine selbstselektiven Prozesse zu einer verkleinerten Stichprobe geführt haben, sondern fehlende Informationen auf den Konstrukten (Stress, ängstliche Überfürsorge) aufgrund der Programmatik der Erhebung selbst zustande kamen. Deshalb konzentriert sich die Stichprobenbeschreibung auf die Ausgangsstichprobe (vgl. Tabelle 5.2). In Tabelle 5.2 können jedoch als Ergänzung in den letzten zwei Spalten die Verteilungen und Mittelwerte der zentralen soziodemographischen Merkmale in den Substichproben I und II nachvollzogen werden.

Mütter und Väter waren im Jahr nach der Geburt des ersten Kindes im Schnitt 31.22 Jahre alt ($SD = 5.00$), wobei befragte Mütter ($M = 30.01$, $SD = 4.72$) durchschnittlich 2.35 Jahre und damit signifikant jünger waren, als die befragten Väter ($M = 32.36$, $SD = 5.00$), $t(593) = -.89$, $p < .001$. Lediglich ein kleiner Anteil der befragten Mütter und Väter hatte zum dritten Befragungszeitpunkt und damit im zweiten Jahr nach der Geburt des ersten Kindes ein weiteres Kind bekommen ($n = 29$, 4.8 %). In der Stichprobe zeigte sich erwartungsgemäß, dass der Großteil der Ankerpersonen im Jahr nach dem Übergang zur Elternschaft verheiratet war ($n = 373$, 62.7 %) und im Vergleich dazu ein kleinerer Anteil in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft lebte ($n = 222$, 37.3 %). Unter den erwarteten Häufigkeiten waren Mütter und Väter gleichwertig auf diese zwei Gruppen nach dem Familienstand verteilt, χ^2 (1, $N = 595$) = 1.63, $p =$ .20. Interessant ist, dass sich für einige Personen zwischen den Befragungszeitpunkten nichts am Familienstand änderte. So waren insgesamt $n = 288$ (48.4 %) Ankerpersonen zum Zeitpunkt vor der Geburt verheiratet und verblieben es über den erfassten Erhebungszeitraum. $N = 139$ (23.4 %) befragte Mütter und Väter lebten über den gesamten relevanten Studienzeitraum nicht-verheiratet zusammen. Einige andere Mütter und Väter ($n = 168$, 28.2 %) verhandelten bestimmte Eckpfeiler in der Partnerschaft wiederum neu. So gab es $n = 68$ (11.4 %[4]) Mütter und Väter, die vor der Geburt des Kindes noch nicht mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt lebten, ihre Wohn- und Partnerschaftssituation dann aber neu strukturierten, da sie zum ersten Zeitpunkt nach der Geburt des Kindes angegeben hatten, nun mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin verheiratet oder nicht-verheiratet zusammenzuleben. $N = 62$ (10.4 %) Mütter und Väter, lebten zu allen Befragungszeitpunkten mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin zusammen, hatten im Verlauf der ersten beiden Befragungszeitpunkte jedoch geheiratet und waren auch noch zwei Jahre nach der Geburt des ersten

[4] Die Prozentzahl ergibt sich aus der Relativierung der n = 68 Mütter und Väter, die zum Zeitpunkt vor der Geburt des ersten Kindes mit dem Partner oder der Partnerin noch nicht in einem gemeinsamen Haushalt lebten, an der Gesamtstichprobe (n = 595).

Kindes verheiratet. Schließlich lebte ein kleiner prozentualer Anteil der befragten Eltern (n = 38, 6.4 %) im Jahr vor und im Jahr nach der Geburt unverheiratet zusammen, hatte dann jedoch zum dritten Befragungszeitpunkt geheiratet. Mit Blick auf Rahmenbedingungen, die die Lebenssituation und die finanziellen und sozialen Handlungsspielräume von Personen mitdefinieren, zeigte sich zum einen, dass Mütter, im Vergleich zu Vätern, zu gleichen Anteilen ein hohes, mittleres und niedriges Bildungsniveau aufwiesen, χ^2 (2, N = 595) = 2.54, p = .28. Auffällig ist, dass insgesamt sehr wenige Mütter (n = 16, 5.6 %) und Väter (n = 9, 2.9 %) der Kategorie eines niedrigen Bildungsniveaus angehörten. Somit herrschte auch hier, ähnlich wie in der Stichprobe der AID:A II Daten, ein Trend zu mittel- bis höhergebildeten Eltern, die an der Befragung teilgenommen hatten. Zum anderen wird deutlich, dass die befragten Mütter und Väter zum zweiten Erhebungszeitpunkt über einen vergleichbaren finanziellen Spielraum verfügten, $t(563) = -1.60$, $p = .10$. Das spiegelt sich im ähnlich hohen monatlichen Nettoäquivalenzeinkommen wider, das bei weiblichen Ankerpersonen im Durchschnitt bei 1 676.63 € (SD = 732.54) rangierte. Bei den männlichen Ankerpersonen lag es im monatlichen Schnitt bei 1 773.34 € (SD = 696.65). Insgesamt reduzierte sich das Nettoäquivalenzeinkommen der befragten Mütter und Väter primär im Verlauf des Übergangs zur Elternschaft (von T1 zu T2), verblieb in den beiden Jahren nach der Geburt des ersten Kindes jedoch auf ähnlich hohem Niveau (erster Befragungszeitpunkt: M = 2 182.38 €, SD = 1 311.93; zweiter Befragungszeitpunkt: M = 1 726.78 €, SD = 715.16; dritter Befragungszeitpunkt: M = 1 800.74 €, SD = 839.47). Erklären lässt sich die deutliche Abnahme der Summe zwischen T1 und T2 in der Gesamtstichprobe im Hinblick auf zwei Aspekte. Einerseits bedeuten Mutterschutz und Elternzeit Gehaltseinbußen für Paare aufgrund des damit verbundenen (zeitlich befristeten) Ausstiegs aus dem Beruf eines Partners. Andererseits wird das neugeborene Kind nach dem Übergang zur Elternschaft in die Berechnungsformel für das Haushaltsnettoäquivalenzeinkommen miteingerechnet.

In dieser Stichprobe zeichnete sich darüber hinaus noch einmal stärker die Zäsur in der Müttererwerbstätigkeit mit der Geburt des ersten Kindes ab als in der Elternstichprobe der AID:A II Daten. Dies lässt sich für Mütter insbesondere an der veränderten Erwerbssituation zum zweiten Befragungszeitpunkt festmachen. Im Jahr unmittelbar vor der Geburt des ersten Kindes arbeitete die Mehrheit der Frauen in Vollzeit (n = 201, 69.8 %), ein etwas kleinerer Anteil war nicht erwerbstätig (n = 52, 18.1 %) oder in Teilzeit beschäftigt (n = 35, 12.1 %). Nach dem Übergang zur Elternschaft schieden vor allem Mütter zeitweise aus dem Erwerbsleben aus, denn der Großteil von ihnen war im Jahr nach

dem Übergang zur Elternschaft nicht erwerbstätig (n = 264, 91.7 %). Erwartungsgemäß bestand die Nichterwerbstätigkeit für $n = 258$ (97.7 %) der Mütter aufgrund von Elternzeit bzw. Mutterschutz, sechs Frauen (2.3 %) hatten angegeben, Hausfrau zu sein. Zu diesem Zeitpunkt waren nur einige wenige in einer Vollzeitbeschäftigung (n = 17, 5.9 %) oder respektive in einer Teilzeitbeschäftigung (n = 7, 2.4 %) tätig. Im zweiten Jahr nach der Geburt hatte ein größerer Anteil der Mütter wieder begonnen zu arbeiten. Nur noch rund 40.9 % ($n = 118$) der Mütter waren zu diesem Zeitpunkt nicht berufstätig, der andere Teil ($n = 170$, 59.1 %) hatte wieder eine Berufstätigkeit in Voll- oder Teilzeit aufgenommen. Für viele Väter veränderte die Geburt des ersten Kindes hingegen kaum etwas an der Erwerbssituation. Sowohl im Jahr vor der Geburt (n = 286, 93.7 %) als auch in den beiden Jahren danach (zweiter Befragungszeitpunkt: n = 275, 89.6 %; dritter Befragungszeitpunkt: $n = 281$, 91.5 %) waren jeweils annähernd 90 % der Väter in Vollzeit erwerbstätig. Dementsprechend blieb die Zahl jener Väter, die in einem Teilzeitumfang beschäftigt war, prozentual gesehen, zu allen Zeitpunkten auf vergleichsweise niedrigem Niveau (erster Befragungszeitpunkt: n = 14, 4.6 %; zweiter Befragungszeitpunkt: n = 14, 4.6 %; dritter Befragungszeitpunkt: n = 16, 5,2 %). Im direkten Vergleich der Geschlechter offenbarte sich erwartungsgemäß, dass, obwohl die Erwerbssituation zwischen den befragten Frauen und Männern vor der Geburt des ersten Kindes zunächst ausgeglichener erschien, zu allen Zeitpunkten eine signifikante Ungleichverteilung auf die Erwerbstätigkeitskategorien herrschte. Väter waren dabei stets überdurchschnittlich häufig in der Kategorie der Vollzeiterwerbstätigen vertreten [erster Befragungszeitpunkt: χ^2 (2, N = 593) = 62.15, p < .001; zweiter Befragungszeitpunkt: χ^2 (2, N = 595) = 444.73, p < .001; dritter Befragungszeitpunkt: χ^2 (2, N = 595) = 298.91, p < .001]. Der veränderte Erwerbsumfang der Mütter nach dem Übergang zur Elternschaft schlug sich, im Umkehrschluss, vor allem in einer Verschiebung der geschlechtsspezifischen Erwerbsaufteilung nieder. Das Erwerbsmodell wurde aus Perspektive der jeweiligen Ankerperson konstruiert. Im Jahr vor der Geburt war die geschlechtsspezifische Arbeitsaufteilung zunächst insgesamt weniger traditionell aufgeteilt. Über die Hälfte aller Ankerpersonen (unabhängig vom Geschlecht) hatten ein Erwerbsmodell gewählt, in dem beide Partner arbeiteten (n = 455, 76.5 %) (unabhängig des Erwerbsumfangs). Ein deutlich kleinerer Teil der Stichprobe verteilte sich auf die weiteren Erwerbsmodelle, z. B. auf ein Arrangement, in dem die befragte Ankerperson berufstätig war, die Partnerin oder der Partner wiederum nicht (n = 69, 11.6 %), die Ankerperson nicht erwerbstätig, während der Partner oder die Partnerin berufstätig war (n = 43, 7.2 %) oder beide nicht erwerbstätig waren (n = 28, 4.7 %). Im Jahr nach der Geburt hatte sich dieses Bild deutlich verschoben. Aus Sicht der Mütter bedeutete das, dass sie

zeitweise aus dem Berufsleben ausgeschieden waren, während der jeweilige Partner berufstätig war ($n = 231$, 80.2 %). Komplementär dazu hatten die befragten Väter angegeben, dass sie berufstätig waren, während ihre jeweilige Partnerin zuhause blieb ($n = 252$, 82.1 %). Zum dritten Befragungszeitpunkt ließ sich in den Verteilungen des Erwerbsmodells erkennen, dass viele Eltern, in der Regel die Mütter, nur ein Jahr Elternzeit in Anspruch nahmen. Im direkten Vergleich zum Jahr nach der Geburt, hatte nun ein deutlich kleinerer prozentualer Anteil der Mütter angegeben, dass sie keiner Erwerbstätigkeit nachgingen, während der jeweilige Partner berufstätig war ($n = 103$, 35.8 %). Auch aus Sicht der Väter ließ sich diese Veränderung in der Aufteilung der bezahlten Arbeit erkennen. Nur noch 42,4 % ($n = 130$) der befragten Väter hatten zu diesem Zeitpunkt berichtet, dass sie allein erwerbstätig waren, während die Partnerin nicht erwerbstätig war. Viele Mütter hatten ihre Berufstätigkeit (ungeachtet des Stundenumfangs) daher im zweiten Jahr nach der Geburt wiederaufgenommen. Dementsprechend war der Anteil der Auskunftspersonen, die jeweils mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin ein Arrangement gewählt hatten, in dem beide berufstätig waren (ebenfalls ungeachtet des Stundenumfangs), deutlich angestiegen (beide erwerbstätig: Mütter $n = 158$, 54.9 %; Väter $n = 155$, 50.5 %). Insgesamt waren Frauen, erwartungskonform, zu allen Befragungszeitpunkten überhäufig im Erwerbsmodell vertreten, in dem sie selbst keiner Erwerbstätigkeit nachgingen, während der jeweilige Partner den Hauptverdienst leistete. Väter hingegen waren komplementär dazu signifikant häufiger in der Erwerbsmodellgruppe vertreten, in der sie selbst die Erwerbstätigkeit ausführten und die Partnerin zuhause blieb [erster Befragungszeitpunkt: χ^2 $(2, N = 595) = 81.24$, $p < .001$; zweiter Befragungszeitpunkt: χ^2 $(2, N = 595) = 458.19$, $p < .001$; dritter Befragungszeitpunkt: χ^2 $(2, N = 595) = 212.83$, $p < .001$]. Die erfassten Mütter und Väter waren, ausgehend von den Angaben zum Zeitpunkt nach dem Übergang zur Elternschaft, im Durchschnitt 83.89 Monate ($SD = 53.88$) mit dem jeweiligen Partner oder der jeweiligen Partnerin zusammen. Das entspricht einer durchschnittlichen Partnerschaftsdauer von etwa sieben Jahren. Differenziert nach dem Geschlecht unterschied sich die durchschnittliche Partnerschaftsdauer nicht bedeutend, $t(592) = 0.82$, $p = .41$.

5.4.2 Instrumente

Allgemeine Lebenszufriedenheit

Die allgemeine Lebenszufriedenheit wird in pairfam, ebenfalls in Anlehnung an die Single-Item-Skala der allgemeinen Lebenszufriedenheit des Sozioökonomischen Panels (SOEP) (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung und SOEP 2013),

erfasst. Die Antwortskala ist elfstufig und reicht von *Sehr unzufrieden* (0) bis *Sehr zufrieden* (10).

Depressiveness

Depressiveness wird als *Trait-Variable,* mittels einer deutschen Version der *State-Trait-Depression Scales* (Spaderna et al. 2002) erfasst. Fünf Items der Trait-Skala messen dabei depressions-positive Aspekte (Dysthymia-Items z. B. „Meine Stimmung ist schwermütig"). Die restlichen Items der Trait-Skala (depressions-negative Aspekte) erfassen eine generell positive Stimmung (*Positive Mood*) (Euthymia-Items z. B. „Ich fühle mich gut") (Thönnissen et al. 2020). Die Antwortskala reicht von *Fast nie* (1) bis *Fast immer* (4). Es wurde ein Gesamtsummenscore aus allen zehn Items gebildet. Dazu wurden die positiv formulierten Items umkodiert, so dass sie eine Abwesenheit positiver Affekte widerspiegeln (Spaderna et al. 2002). Die Gesamtsumme aller Items kann dann einen Minimalwert von 10 und einen Maximalwert von 40 annehmen, wobei hohe Werte stets für ein hohes Ausmaß erlebter Depressivität stehen. Insgesamt weist die Skala in der Gesamtstichprobe, aber auch getrennt nach dem Geschlecht, durchweg eine gute Reliabilität auf (erster Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha = .84$; Mütter: $\alpha = .86$; Väter: $\alpha = .82$; zweiter Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha = .86$; Mütter: $\alpha = .88$; Väter: $\alpha = .85$; dritter Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha = .88$; Mütter: $\alpha = .90$; Väter: $\alpha = .83$).

Allgemeines Stresslevel

Das subjektiv erlebte Stresslevel wurde über eine Skala bestehend aus drei Items erfasst („Wie haben Sie sich in den letzten vier Wochen überwiegend gefühlt? – gestresst, überlastet, unter Druck"). Die drei Items wurden in Anlehnung an das Originalinstrument des *Perceived Stress Questionnaires* (Levenstein et al. 1993) und die deutsche Übersetzung des Instruments (vgl. Fliege et al. 2001) formuliert. Die Items sollten dabei jeweils auf einer endpunktbenannten fünfstufigen Skala von *Trifft überhaupt nicht zu* (1) bis *Trifft voll und ganz zu* (5) von den Befragten bewertet werden (Thönnissen et al. 2020). Insgesamt weist die Skala in der Gesamtstichprobe, aber auch getrennt nach dem Geschlecht, durchweg eine gute Reliabilität auf (erster Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha = .84$; Mütter: $\alpha = .82$; Väter: $\alpha = .87$; zweiter Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha = .84$; Mütter: $\alpha = .81$; Väter: $\alpha = .86$; dritter Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha = .85$; Mütter: $\alpha = .85$; Väter: $\alpha = .86$).

Partnerschaftsqualität

Die Erfassung der Partnerschaftsqualität stützt sich auf zwei Skalen, die in Anlehnung an das *Network of Relationships Inventory* (NRI) (Furman und Buhrmester 1985) formuliert wurden. Relevante Indikatoren für die Qualität der Partnerschaft sind die Subdimensionen *Intimität* und *Wertschätzung*. Im Gegensatz zum Originalinstrument beziehen sich die hier vorliegenden adaptierten Items speziell auf die Beziehung zum Partner oder zur Partnerin. Dabei umfasst jede der Dimensionen insgesamt zwei Items und nicht wie im Originalinstrument drei (Thönnissen et al. 2020). Im Rahmen der Ankermodule gaben die Befragten auf einer fünfstufigen Häufigkeitsskala von *Nie* (1) bis *Immer* (5) an, wie häufig bestimmte Dinge im Rahmen der Partnerschaft vorkommen. Für die Dimension der *Intimität* etwa, wie häufig sie dem Partner oder der Partnerin erzählen was sie beschäftigt oder Geheimnisse und die innersten Gefühle teilen. Es wurde ein Gesamtmittelwert gebildet, der insgesamt eine positive Beziehungsqualität der Partnerschaft wiedergibt. Diese Vorgehensweise stützt sich auf Analysen abgeänderter Versionen des Originalinstruments in früheren Studien[5], die zeigen, dass die positiv formulierten Subskalen eine positive Beziehungsdimension widerspiegeln, während die negativen Subskalen eine negative Beziehungsdimension zum Ausdruck bringen (z. B. Kouwenberg et al. 2013; Wang 2014). Mit Blick auf die vier Items zusammengenommen bewegten sich die Reliabilitäten im akzeptablen Bereich (erster Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha = .73$; Mütter: $\alpha = .75$; Väter: $\alpha = .70$; zweiter Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha = .71$; Mütter: $\alpha = .66$; Väter: $\alpha = .77$; dritter Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha = .75$; Mütter: $\alpha = .71$; Väter: $\alpha = .80$).

[5] Die Zusammenfassung der zwei Subskalen zu einem Gesamtmittelwert stützt sich deshalb auf Studienbefunde zur Faktorenstruktur des Instruments aus der Literatur, da die Subskalen aus forschungsökonomischen Gründen im vorliegenden Erhebungsprogramm jeweils um ein Item gekürzt wurden. Dies hatte zur Folge, dass die theoretisch annehmbare Faktorenstruktur in der vorliegenden Stichprobe nicht reproduziert werden konnte. Das wurde anhand einer konfirmatorischen Faktorenanalyse in der Gesamtstichprobe als auch in den Substichproben der befragten Mütter und Väter überprüft. Die hier angegebenen Modellfits stützen sich auf die Gesamtstichprobe, waren aber in den genannten Substichproben ähnlich inakzeptabel. Es ergab sich sowohl für das Zwei-Faktoren-Modell mit korrelierten latenten Variablen (Two factor first order model) [Model Fit: χ^2 (1) = 10.92, p < .001, RMSEA = 0.13, CFI = 0.98, TLI = 0.89, n = 593], das Ein-Faktor-Modell (One factor first oder model) [Model Fit: χ^2 (2) = 164.97, p < .001, RMSEA = 0.37, CFI = 0.72, TLI = 0.17, n = 593] und ein Ein-Faktoren-Modell zweiter Ordnung (One factor second order model) [Modell konvergiert nicht] ein schlechter Modellfit. Aus diesem Grund wurde darauf verzichtet ein Messmodell (Konfirmatorische Faktorenanalyse) zu spezifizieren, das dann den Ausgangspunkt für ein Strukturgleichungsmodell bildet (Backhaus et al. 2016).

Kindliches Temperament – kindbezogener Stress

In pairfam werden, analog zum Befragungsprogramm aus AID:A II, verhaltensbezogene Anforderungen des Kindes anhand der vier bereits beschriebenen Items zum kindlichen Temperament erfasst, die auf Basis des *Infant Behavior Questionnaires* (IBQ) (Rothbart 1981; Rothbart et al. 2001; deutsche Version überprüft von Pauli-Pott et al. 2003) angepasst und entwickelt wurden. Die drei Items der Skala *Affect* (vgl. Richter et al. 2017) wiesen in der vorliegenden Elternstichprobe ebenfalls schlechte Reliabilitäten auf (zweiter Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha =$ .65; Mütter: $\alpha = .70$; Väter: $\alpha = .60$; dritter Befragungszeitpunkt: Gesamtstichprobe: $\alpha = .60$; Mütter: $\alpha = .60$; Väter: $\alpha = .53$). Aus diesem Grund wurden insgesamt drei verhaltensbasierte Items aus dem Modul für Babys und Kleinkinder (Wilhelm und Walper 2020) ausgewählt, die erhöhte Anforderungen in Bezug auf das Kind zum Ausdruck bringen. Dies betrifft die zwei negativ formulierten Items der Skala *Affect* (z. B. „Mein Kind ist leicht erregbar und weint häufig") sowie ein Einzelitem, in dem Eltern angeben mussten, wie häufig sich das Kind in den letzten zwei Woche tatsächlich beruhigen ließ, wenn es schrie oder quengelte. Da die drei ausgewählten Items jeweils eine fünfstufige Skala aufwiesen, mit dem Minimalwert 1, der überhaupt keine Schwierigkeiten des jeweiligen kindlichen Verhaltensaspekts indizierte und dem Maximalwert 5, der eine hohe oder häufige Schwierigkeit des Verhaltens abbildete, wurde ein Gesamtmittelwert aus den drei Items gebildet. Im ersten Jahr nach der Geburt ergab sich für die Anforderungen durch das kindliche Verhalten ein Gesamtmittelwert von $M = 1.80$ ($SD = 0.62$). Insgesamt schätzten die Eltern das kindliche Verhalten zu diesem Zeitpunkt damit im Schnitt als selten bis manchmal irritabel ein. Mit einem genaueren Blick auf die Häufigkeitsverteilung des Gesamtmittelwerts in der Stichprobe zeigte sich, dass 21.0 % ($n = 125$) der Eltern im ersten Jahr nach der Geburt angegeben hatten, dass ihr Kind nicht irritabel war. Sie hatten alle drei Items mit dem Wert eins bewertet. 34.3 % ($n = 99$) der Eltern hatten mindestens einen Verhaltensaspekt des Kindes als eher schwierig bewertet. Das heißt, sie hatten z. B. angegeben, dass sich das Kind zwar häufig beruhigen ließ, aber nicht immer oder auch mal schrie oder weinte. Die restlichen 44.7 % ($n = 265$) Mütter und Väter hatten hinsichtlich mindestens eines Verhaltensaspekts angegeben, dass es häufig zutraf, dass ihr Kind irritabler war und sich beispielsweise seltener beruhigen ließ, wenn es schrie oder quengelte. In der Gesamtschau erlebten zwar äußerst wenige Eltern besonders hohe Anforderungen durch das Kind und nur wenige hatten sehr große Schwierigkeiten in der Verhaltensanpassung des Kindes angegeben, dennoch schätzten fast die Hälfte der Eltern mindestens einen oder zwei verhaltensbedingte Anforderungen des Kindes häufiger als irritabel ein. Zum dritten Zeitpunkt hatte dieser Wert etwas abgenommen ($M = 1.70$, $SD = 0.56$). Väter wiesen zu beiden Zeitpunkten (zweiter Befragungszeitpunkt: $M = 1.82$, $SD =$

0.62; dritter Befragungszeitpunkt: $M = 1.75$, $SD = 0.56$) einen etwas höheren Wert des eingeschätzten kindlichen Verhaltens als irritabel auf als die befragten Mütter (zweiter Befragungszeitpunkt: $M = 1.70$, $SD = 0.61$; dritter Befragungszeitpunkt: $M = 1.64$, $SD = 0.55$), [zweiter Befragungszeitpunkt: $t(592) = -2.22$, $p = .03$; dritter Befragungszeitpunkt: $t(593) = -2.37$, $p = .02$].

Ängstliche Überfürsorge

Die ängstliche Überfürsorge wurde anhand der Skala *Überfürsorge* erfasst und auf Basis eines Erhebungsinstruments zur Erfassung von Einstellungen von Müttern mit Kindern im Kleinkindalter erstellt (Thönnissen et al. 2020). Die Skala besteht aus drei Items (z. B. „Ich bin ständig in Sorge, dass meinem Kind etwas zustoßen könnte; Manchmal kann ich nachts nicht schlafen, weil ich mir vorstelle, meinem Kind könnte etwas zustoßen."), die jeweils auf einer endpunktbenannten Skala von 1 *Trifft überhaupt nicht zu* bis 5 *Trifft voll und ganz zu* eingeschätzt wurden. Diese Skala soll in der vorliegenden Untersuchung als Indikator verwendet werden, der eine größere Ängstlichkeit um das Kind und eine starke Orientierung auf das Kind zum Ausdruck bringt. Insgesamt weist die Skala eine akzeptable Reliabilität auf (zweiter Befragungszeitpunkt Gesamtstichprobe: $\alpha = .72$; Mütter: $\alpha = .74$; Väter: $\alpha = .65$). Der Gesamtmittelwert lag im Jahr nach der Geburt des ersten Kindes bei $M = 2.16$ ($SD = 0.82$), wobei Mütter ($M = 2.30$, $SD = 0.91$) einen höheren Durchschnittswert auf der Skala der ängstlichen Überfürsorge erzielten als Väter ($M = 2.03$, $SD = 0.69$), $t(306) = 2.92$, $p = .002$. Es lässt sich erkennen, dass ein gewisser Anteil der Eltern keinerlei Tendenz zur ängstlichen Überfürsorge zeigte ($n = 33$, 10.7 %). 27.2 % ($n = 84$) hatten mindestens bei einem Item eingeschätzt, dass es (eher) zutraf, dass sie sich um das Baby sorgten und etwa 62.1 % ($n = 191$) hatten mindestens bei zwei Aussagen berichtet, dass dies zutraf. Insgesamt erlebten daher einige der Eltern eine milde bis moderate ängstliche Überfürsorge.

Kommunikations- und Konfliktverhalten in der Partnerschaft – Relationship Behaviors

Das Kommunikations- und Konfliktverhalten, im Rahmen von Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Paarbeziehung, wurde über die zwei Subskalen *verbale Aggression* und *konstruktives Verhalten* gemessen, die jeweils zwei Items umfassen (z. B. „Den Partner beleidigen oder beschimpfen"; „Sich bemühen, dem anderen das eigene Anliegen wirklich verständlich zu machen", Skala von (1) *Fast nie oder nie* bis (5) *Sehr oft*) (Thönnissen et al. 2020). Die Items wurden in Anlehnung an den *KOMQUAL Questionnaire* (*Questionnaire for the Measurement of Communication Quality*) (vgl. Bodenmann 2000) formuliert. Die zwei positiven Items der

Skala konstruktives Verhalten wurden umkodiert, so dass hohe Werte einen schlechteren Kommunikationsstil der Paare in Konfliktsituationen zum Ausdruck bringen. Für die Analysen wurde ein Gesamtmittelwert der vier Items verwendet, der im Zeitgeschehen eine Zunahme negativer Kommunikations- und Konfliktstrategien abbildet, da hohe Werte stets eine schlechtere Umgangsform der Ankerpersonen mit dem jeweiligen Partner oder der jeweiligen Partnerin indizieren. Mit Blick auf die Gesamtstichprobe hatte sich das Kommunikationsverhalten, vor allem zwischen dem zweiten und dritten Messzeitpunkt verschlechtert (Gesamtstichprobe erster Befragungszeitpunkt: $M = 1.85$, $SD = 0.58$; zweiter Befragungszeitpunkt: $M = 1.89$, $SD = 0.57$; dritter Befragungszeitpunkt: $M = 2.02$, $SD = 0.59$). Zwischen den Geschlechtern bestand zu den ersten zwei Befragungszeitpunkten kein bedeutender Unterschied in der Einschätzung des Kommunikations- und Konfliktverhaltens. Zum dritten Messzeitpunkt wiesen Mütter etwas höhere Werte auf als Väter und hatten damit angegeben, dass es in ihrer Partnerschaft in Konfliktsituationen oder bei Meinungsverschiedenheit etwas häufiger zu weniger konstruktivem Verhalten im Umgang miteinander kam (erster Befragungszeitpunkt Mütter: $M = 1.88$ $SD = 0.61$; Väter: $M = 1.81$, $SD = 0.54$, $t(565) = -1.31$, $p = .18$; zweiter Befragungszeitpunkt: Mütter: $M = 1.91$, $SD = 0.61$; Väter: $M = 1.88$, $SD = 0.52$, $t(592) = -0.53$, $p = .59$; dritter Befragungszeitpunk: Mütter: $M = 2.07$, $SD = 0.65$; Väter: $M = 1.96$, $SD = 0.52$, $t(590) = -2.07$, $p = .04$). Insgesamt zeigt sich auch hier die Tendenz, dass viele Eltern nur leicht erhöhte Werte in negativen Konflikt- und Kommunikationsstrategien aufwiesen.

Belastung durch das kindliche Verhalten

Die Belastung durch das kindliche Verhalten wurde über zwei Items, jeweils mittels einer fünfstufigen Skala erfasst (z. B. „Wie oft fühlen Sie sich durch das Schreien oder Quengeln des Kindes belastet?“). Beide Aspekte wurden zu einem Durchschnittswert zusammenfasst, der dann das Ausmaß der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten widerspiegelt (Gesamtstichprobe zweiter Befragungszeitpunkt: $M = 2.36$, $SD = 0.84$; dritter Befragungszeitpunkt: $M = 2.38$, $SD = 0.90$). Im ersten Jahr nach der Geburt des ersten Kindes hatten Mütter ($M = 2.46$, $SD = 0.88$) eine etwas höhere Belastung durch das kindliche Verhalten angegeben als die befragten Väter ($M = 2.28$, $SD = 0.84$), $t(592) = 2.61$, $p = .009$. Zum dritten Befragungszeitpunkt hatte sich die Differenz minimal reduziert, bestand aber fort [Mütter: $M = 2.46$, $SD = 0.92$, Väter: $M = 2.30$, $SD = 0.88$), $t(592) = 2.19$, $p = .03$].

Alter der Befragten, durchschnittlicher Nachtschlaf
Das Alter der Befragungspersonen liegt zu jedem Befragungszeitpunkt in Jahren vor und ist zum zweiten Befragungszeitpunkt gleichzeitig auch das Alter bei der Geburt des ersten Kindes. Die durchschnittliche Stundenanzahl des Schlafs pro Nacht der befragten Ankerpersonen in einer normalen Woche wurde mittels einer offenen Antwortvorgabe erfasst, (Gesamtstichprobe erster Befragungszeitpunkt: $M = 7.16$, $SD = 1.04$; zweiter Befragungszeitpunkt: $M = 6.62$, $SD = 1.09$; dritter Befragungszeitpunkt: $M = 6.87$, $SD = 0.99$). Die durchschnittliche Anzahl des Schlafs in Stunden pro Nacht in einer normalen Woche nahm damit über die Gesamtstichprobe hinweg, vor allem am Übergang zur Elternschaft, ab. Geschlechterunterschiede fanden sich im Jahr vor der Geburt, in dem Männer im Durchschnitt eine halbe Stunde weniger pro Nacht schliefen als die befragten Frauen. Im zweiten Jahr nach der Geburt war der Mittelwertunterschied tendenziell signifikant. Väter schliefen zu diesem Zeitpunkt pro Nacht minimal kürzer als die befragten Mütter (erster Befragungszeitpunkt Mütter: $M = 7.45$, $SD = 1.12$; Väter: $M = 6.89$, $SD = 0.87$, $t(564) = 6.66$, $p < .001$; zweiter Befragungszeitpunkt: Mütter: $M = 6.55$, $SD = 1.22$; Väter: $M = 6.68$, $SD = 0.95$, $t(588) = -1.35$, $p = .17$; dritter Befragungszeitpunkt: Mütter: $M = 6.96$, $SD = 1.05$; Väter: $M = 6.80$, $SD = 0.94$, $t(589) = 1.94$, $p = .05$).

Bildungsniveau
Die Bestimmung des Bildungsniveaus basiert grundsätzlich auf dem international anerkannten Klassifizierungssystem CASMIN (König et al. 1988). Die Einteilung der Bildungsgruppen erfolgte jedoch auch hier auf Basis des angepassten CASMIN-Schemas, das einige der ursprünglichen Kategorien weiter ausdifferenziert (Brauns und Steinmann 1997). Analog zur Vorgehensweise in der AID:A II Stichprobe wurde in der vorliegenden Ausgangsstichprobe eine Aufteilung in nur zwei Bildungsgruppen favorisiert. In Relation zur Gesamtstichprobe wiesen nur vergleichsweise wenige Mütter und Väter ein niedriges Bildungsniveau auf. In den geschlechterdifferenzierten Analysen wären diese Bildungskategorien, ohne Zusammenführung der niedrigen und mittleren Bildungsgruppen, zu gering besetzt. In den Analysen bildet daher jeweils die Gruppe der mittel- bis niedriggebildeten die Referenzkategorie zu hochgebildeten Befragten.

Erwerbsmodell
Die Variable des Erwerbsmodells wurde aus Perspektive der Ankerperson konstruiert. Sie erfasst jeweils, wie sich die Befragungsperson die bezahlte Erwerbsarbeit mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin aufteilt, unabhängig vom Stundenumfang.

Aufgrund der ungleichen Häufigkeitsverteilungen auf die einzelnen Erwerbsmodelle wurde eine Dummy-Variable gebildet, die das Modell, in dem einer arbeitet und der jeweils andere zuhause bleibt, mit allen anderen Kombinationen vergleicht.

Ökonomische Situation des Haushalts

Die objektive ökonomische Situation des Haushalts wird mittels des Nettoäquivalenzeinkommens berücksichtigt (vgl. Ausführungen des Abschnitts zur ökonomischen Situation des Haushalts in Teilstudie I). Daneben wurden auch hier zwei, nach Schwarz et al. (1997) formulierte und adaptierte, Items zur Knappheit finanzieller Mittel im Haushalt miteinbezogen (z. B. „Wir müssen häufig auf etwas verzichten, weil wir uns finanziell einschränken müssen.“; Antwortskala 1 *Stimmt überhaupt nicht* bis 5 *Stimmt voll und ganz).* Aus beiden Items wurde ein Gesamtmittelwert gebildet, auf dem hohe Werte eine hohe finanzielle Belastung bedeuten. Insgesamt nahm die finanzielle Belastung des Haushalts über die Zeit zu (erster Befragungszeitpunkt: $M = 2.04$, $SD = 0.96$; zweiter Befragungszeitpunkt: $M = 2.15$, $SD = 1.03$; dritter Befragungszeitpunkt: $M = 2.31$, $SD = 1.07$). Mütter wiesen besonders im Jahr vor der Geburt, als auch zum dritten Befragungszeitpunkt höhere Werte auf der finanziellen Belastung auf als die befragten Väter (erster Befragungszeitpunkt Mütter: $M = 2.16$, $SD = 0.98$; Väter: $M = 1.94$, $SD = 0.92$, $t(496) = 2.54$, $p = .01$; zweiter Befragungszeitpunkt: Mütter: $M = 2.22$, $SD = 1.05$; Väter: $M = 2.08$, $SD = 1.00$, $t(592) = 1.68$, $p = .09$; dritter Befragungszeitpunk: Mütter: $M = 2.46$, $SD = 1.12$; Väter: $M = 2.15$, $SD = 0.99$, $t(592) = 3.56$, $p = .0004$).

Partnerschaftsstatus, Dauer der Partnerschaft, Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs

Als letzte Bedingungen subjektiven Wohlbefindens wurden Indikatoren der Partnerschaft berücksichtigt. Dazu zählt der Familienstand. Für einen bestimmten Teil der befragten Mütter und Väter veränderten sich, vor allem am Übergang zur Elternschaft, zentrale Eckpfeiler der Partnerschaft. Einige lebten im Ausgangsjahr noch nicht zusammen, waren dann mit der Geburt des ersten Kindes in einen gemeinsamen Haushalt gezogen, während andere mit der anstehenden Geburt des ersten Kindes beschlossen hatten zu heiraten. Zwar eignen sich für beide Gruppen keine Subanalysen, da sie für sich genommen jeweils einen sehr kleinen Teil der Stichprobe ausmachten [$n = 62$ (10,4 %) der befragten Mütter und Väter hatten über die ersten zwei Erhebungszeitpunkte hinweg geheiratet; $n = 68$ (11,4 %) Ankerpersonen zogen zusammen in einen gemeinsamen Haushalt]. Dennoch soll die Veränderung dieser wichtigen Eckpfeiler in der Partnerschaft, in Form von gebildeten Kontrollvariablen, mitberücksichtigt werden. Für das erste Jahr nach der Geburt soll diesem Umstand Rechnung getragen werden, indem *k-1* Dummy-Variablen nach dem Grad

der Veränderung in der Institutionalisierung der Partnerschaft gebildet wurden. In den Analysen im Jahr nach der Geburt wird daher in diese zwei Gruppen unterschieden. In Ankerpersonen, die im Verlauf des Ausgangsjahres bis zum Jahr nach der Geburt beschlossen hatten zu heiraten ($n = 62$, 10,4 %), und in Ankerpersonen, die im Ausgangsjahr nicht zusammenlebten, dann jedoch zusammengezogen waren ($n = 68$, 11,4 %). Diese zwei Gruppen werden mit jenen befragten Müttern und Vätern verglichen, an deren Familienstand sich nichts änderte (die also zu beiden Zeitpunkten verheiratet oder nicht verheiratet zusammenlebten, $n = 465$, 78,2 %). Die Berücksichtigung dieser Veränderungen wurde vor dem Hintergrund entschieden, dass der Zusammenzug, neben der Geburt des ersten Kindes, einen weiteren Meilenstein in der Partnerschaftsentwicklung darstellt, der zusätzliche Anforderungen und Aushandlungsleistungen aufwirft (Schneewind und Wunderer 2013; Solomon 2015). Zugleich verändert auch eine Heirat das Gefüge in der Partnerschaft und kann einen Anstieg des Wohlbefindens bedeuten, insbesondere, wenn es sich um eine glückliche Partnerschaft handelt (Chapman und Guven 2016), aber auch eine stärkere Traditionalisierung der geschlechtsspezifischen Arbeitsaufteilung nach sich ziehen (Grunow et al. 2007). Für die Betrachtung der Partnerschaftsqualität wird zusätzlich die Dauer der Partnerschaft berücksichtigt, die in Monaten vorliegt, sowie die Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs. Diese wurde auf die durchschnittliche Häufigkeit im Monat umgerechnet. Besonders die Geburt des Kindes bedeutete einen Einschnitt in der Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs (erster Befragungszeitpunkt Gesamtstichprobe: $M = 7.85$, $SD = 7.99$; zweiter Befragungszeitpunkt Gesamtstichprobe: $M = 4.24$, $SD = 7.44$; dritter Befragungszeitpunkt Gesamtstichprobe: $M = 4.31$, $SD = 7.08$). Mütter und Väter unterschieden sich zu keinem Zeitpunkt in der durchschnittlich angegebenen Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs mit dem jeweiligen Partner oder der Partnerin (erster Befragungszeitpunkt Mütter: $M = 7.54$, $SD = 7.96$; Väter: $M = 8.13$, $SD = 8.02$, $t(560) = –0.67$, $p = .50$; zweiter Befragungszeitpunkt: Mütter: $M = 4.47$, $SD = 9.54$; Väter: $M = 4.04$, $SD = 4.77$, $t(560) = 0.87$, $p = .38$; dritter Befragungszeitpunkt: Mütter: $M = 3.96$, $SD = 5.73$; Väter: $M = 4.63$, $SD = 8.11$, $t(562) = 1.12$, $p = .26$).

5.4.3 Methodisches Vorgehen

Im vorliegenden Analyseteil wird der Pfadanalyse mit ausschließlich manifesten Variablen, gegenüber Strukturgleichungsmodellen, der Vorzug gewährt. Strukturgleichungsmodelle bestehen in der Regel aus einem Mess- und Strukturmodell (Aichholzer 2017). Das Messmodell operationalisiert ein latentes Konstrukt über

spezifisch dafür ausgewählte Indikatoren (Faktorenanalyse) (Aichholzer 2017). Das Strukturmodell verbindet dann die latenten Konstrukte miteinander (Arzheimer 2016). Wie sich in der Beschreibung der Instrumente bereits angedeutet hat, hatte die Veränderung der Skalen aus forschungsökonomischen Gründen jedoch zur Folge, dass sich keine latente Faktorstruktur nachbilden ließ (Konfirmatorische Faktorenanalyse, Messmodell im Strukturgleichungsmodell). Um Mess- und Spezifikationsfehler zu vermeiden, wurde daher beschlossen, die theoretisch aufgestellten Modelle ausschließlich manifest zu modellieren.

Pfadanalysen sind eng mit der Regressionsanalyse verbunden und machen es als statistische Methode möglich, die Zusammenhänge verschiedener Variablen gleichzeitig in einem Modell zu prüfen. Die Variablenbeziehungen werden als linear vorausgesetzt. Zudem ist es möglich, die Effekte zu zerlegen (Effektzerlegung), um nicht nur direkte Effekte, sondern auch indirekte Zusammenhänge zwischen mehreren unabhängigen Variablen und der abhängigen Variable prüfen zu können. Der totale Effekt stellt dabei die Summe des direkten und aller indirekten Pfade auf die abhängige Variable dar (Bortz und Schuster 2010). Vor dem formulierten Erkenntnisinteresse der vorliegenden Teilstudie bietet sich diese statistische Methode an, da die theoretisch aufgestellten, komplexen Variablenbeziehungen am Übergang zur Elternschaft untersucht werden können. Gleichzeitig besteht mit dieser statistischen Analysemethode die Möglichkeit, die indirekten Mechanismen, über die die kindlichen Anforderungen auf das Wohlbefinden der Eltern wirken, zu prüfen. Bei den aufgestellten Modellen handelt es sich ausschließlich um rekursive Modelle, da keine Feedbackschleifen enthalten sind und alle Pfade in dieselbe Richtung weisen (Acock 2013). Umgesetzt wurden die Analysen mit dem SEM-Packet des Statistikprogramms Stata [Structural Equation Modeling in Stata (StataCorp 2019)].

Die Modelle werden mittels Maximum Likelihood Methode geschätzt (Kline 2011), bei der Fälle listenweise ausgeschlossen werden. Sie stellt ein sehr robustes Schätzverfahren dar, sogar gegen Verletzungen der Normalverteilung (Acock 2013), die bei sozialwissenschaftlichen Analysen und insbesondere bei, über Ratingskalen erhobenen Daten nie vollständig gegeben ist (Weiber und Mühlhaus 2010). Der listenweise Ausschluss wurde zugelassen, da die fehlenden Werte als *Missing completely at Random* (MCAR) (Weiber und Mühlhaus 2010) eingestuft werden können. Dies wurde anhand des Little's Test überprüft, der unterstellt, dass die fehlenden Werte reinzufällig zustande gekommen sind und weder von den beobachteten noch von unbeobachteten Variablen abhängen (Li 2013), $\chi^2 - distance$ $(N = 595) = 238.78$, $df = 225$, $p = .25$. Ein nicht

signifikantes Ergebnis des Tests indiziert, dass die fehlenden Werte auf allen untersuchten Variablen rein zufällig entstanden sind[6].

Vor Schätzung und Interpretation der interessierenden Modelle wird in jedem Analyseschritt zunächst getestet, ob sich bestimmte Variablenzusammenhänge differenziert nach dem Geschlecht signifikant voneinander unterscheiden. Dazu wird eine Multigruppenanalyse durchgeführt. In einem ersten Schritt werden die Parameter jeweils frei in der Substichprobe der Mütter und Väter geschätzt (*Unconstrained Model*). Dieses Vorgehen unterstellt, dass sich die Modelle grundsätzlich nicht in ihrer Struktur zwischen Müttern und Vätern unterscheiden, aber unterschiedliche Pfade je nach Substichprobe ein unterschiedliches Gewicht haben können. Mehrere Wald-Tests geben im Anschluss Hinweise darauf, ob sich Modellparameter signifikant zwischen den Gruppen unterscheiden. Dazu wird jeder einzelne, im Modell vorliegende Pfad auf eine statistisch signifikante Differenz zwischen den befragten Müttern und Vätern getestet. Unterscheiden sich die Parameter nicht signifikant zwischen den Geschlechtern, werden alle Pfade gleichgesetzt (*Constrained Model*) und interpretiert, insofern sich dadurch keine Verschlechterung des Modellfits ergibt[7]. Die Effektzerlegung in direkte, indirekte und totale Effekte erfolgt dann ebenfalls auf Basis des so berechneten Modells in der Gesamtstichprobe. Bestehen hingegen Unterschiede, werden sich nicht statistisch bedeutsam voneinander unterscheidende Pfade gleichgesetzt (*Constrained*

[6] Der Test wurde simultan für alle relevanten und in den vorherigen Abschnitten beschriebenen Variablen durchgeführt. Da sich im Zuge dieser Überprüfung gezeigt hat, dass vergleichsweise hohe Missings auf dem Nettoäquivalenzeinkommen zu T2 und T3 bestanden ($n = 55$) wird in den Analysen darauf verzichtet, diese Variable mit zu berücksichtigen. Die ökonomische Situation des Haushalts wird daher nur über die eingeschätzte Knappheit finanzieller Ressourcen berücksichtigt. Diese Entscheidung lässt sich mit Rückblick auf die Analysen in Teilstudie I begründen, da das Wohlbefinden weniger von der objektiven finanziellen Situation des Haushalts als vielmehr vom, als begrenzt wahrgenommenen, finanziellen Spielraum beeinflusst war. Zugleich wurden die Modelle mit und ohne dieser Hintergrundvariable berechnet, dabei ergaben sich keine bedeutenden Unterschiede.

[7] *Selbst wenn sich alle Pfade nicht signifikant zwischen den Gruppen unterscheiden, wird das Modell nicht einfach in der Gesamtstichprobe geschätzt, sondern es werden alle Pfade gleichgesetzt. Dadurch wird die Unterscheidung der* Gruppen grundsätzlich noch beibehalten, denn die Berechnung der gleichgesetzten Koeffizienten erfolgt auf Basis der vorher separat ermittelten Gruppenkoeffizienten. Das heißt, im ersten Schritt lagen für einen Pfad zwei Koeffizienten vor, einer für Väter und der andere für Mütter. Unterscheidet sich die Höhe dieser zwei berechneten Koeffizienten nicht signifikant voneinander, werden die im ersten Schritt berechneten Regressionsgewichte sozusagen als Startwerte verwendet, um davon ausgehend das Regressionsgewicht zu ermitteln das über beide Geschlechter hinweg gilt. Dieser so geschätzte Koeffizient würde daher nicht vollständig mit dem Regressionskoeffizienten übereinstimmen, der auf Basis der Gesamtstichprobe ermittelt würde.

Model). Das heißt, für bestimmte Parameter wird angenommen, dass sie sich in den beiden Gruppen nicht bedeutsam voneinander unterscheiden. Die sich unterscheidenden Parameter dürfen wiederum frei geschätzt werden. Anschließend wird geprüft, ob sich der Modellfit bedeutsam verschlechtert oder sogar verbessert, durch Gleichsetzung einzelner Pfade und der freien Schätzung anderer. Liefert das so berechnete Modell einen guten Modellfit, kann es inhaltlich interpretiert und die direkten und indirekten Effekte können berechnet werden (Vorgehen beschrieben nach Acock 2013; siehe zur Umsetzung des Vorgehens auch Forsman 2020). Bei der Testung von Unterschieden ist es möglich zu prüfen, ob sich die Stärke der indirekten Effekte zwischen Müttern und Vätern unterscheidet (Institute for Digital Research & Education Statistical Consulting (UCLA) 2021). Auf diese Möglichkeit wird bei Bedarf zurückgegriffen.

Alle Analysen werden nach diesem beschriebenen Multigruppenvorgehen durchgeführt. Für die im Rahmen der partnerschaftsrelevanten Wohlbefindensdimension aufgestellte letzten Forschungsfrage (IX) werden ebenfalls die geschilderten Berechnungsschritte des Multigruppenvergleichs vorgenommen, in diesem Fall jedoch nicht auf Basis des Differenzkriteriums Geschlecht, sondern eingeteilt nach dem Veränderungsausmaß des Kommunikations- und Konfliktverhaltens von T1 (vorgeburtlich) zu T2 (nachgeburtlich). Dazu wurden die erfassten Eltern in zwei Vergleichsgruppen eingeteilt: In Mütter und Väter, deren negative Paarkommunikation über diese zwei Erhebungszeitpunkte zugenommen hatte oder stabil hoch geblieben war (*Gruppe mit Intensivierung in Paarkommunikation).* Die Vergleichsgruppe bilden Mütter und Väter, deren Paarkommunikation sich im Verlauf des Übergangs zur Elternschaft verbessert hatte oder zumindest auf einem gleichbleibend niedrigen Level verweilt war (die zu beiden Zeitpunkten angegeben hatten, dass die erfassten Konflikt- und negativen Kommunikationsverhaltensweisen nie oder fast nie vorkamen, *Vergleichsgruppe*).

Hinsichtlich der Ergebnisdarstellung ist es in Multigruppenanalysen üblich, neben der standardisierten, zusätzlich auch die unstandardisierte Lösung zu betrachten (Acock 2013). In wissenschaftlichen Publikationen wird für die endgültigen Modelle wiederum die standardisierte Lösung bevorzugt[8]. Deshalb werden für alle Schritte die standardisierten und unstandardisierten Parameter ausgegeben. Die Güte der Modelle wird über die nachfolgenden vier Indikatoren geprüft. Um von einem guten Fit ausgehen zu können, gilt für diese Indikatoren: *Absolute/Predictive Fit:* Chi-Square (sollte nicht signifikant sein);

[8] In der standardisierten Lösung des fixierten Modells differieren die Parameter in der Regel minimal, trotz Gleichsetzung über die Vergleichsgruppen hinweg. Für eine ausführliche Erklärung warum das der Fall ist siehe (Acock 2013). Standardisierte Parameter werden analog zu den Regressionsgewichten im Rahmen der Multiplen Regression interpretiert.

Comparative Fit: TLI ($\geq$ 0.95), CFI ($\geq$ 0.95); *Other Goodness-of-Fit-Index:* RMSEA < 0.06) (vgl. Schreiber et al. 2006). Im Rahmen des SEM-Packets zur Berechnung von Pfadmodellen mit Stata (StataCorp 2019), ist es möglich zu prüfen, ob bestimmte Pfade im Modell durch andere Hintergrundvariablen moderiert werden (siehe hierzu z. B. Acock 2013). Mithilfe dieser vertiefenden Analysemöglichkeit kann untersucht werden, ob eine Potenzierung von Anforderungen, im Sinne des *Pile-Up-Effekts,* wie es das doppelte ABXC-Model (McCubbin und Patterson 1983a) vorgeschlagen hat, vorliegt. Beispielsweise lässt sich testen, ob der Zusammenhang zwischen der Irritabilität des Kindes und der dadurch erlebten subjektiven Belastung vom Ausmaß der erlebten finanziellen Deprivation abhängig ist. Gleichzeitig besteht die Möglichkeit, Annahmen hinsichtlich einer moderierten Mediation (*Moderated Mediation*) zu prüfen (Preacher et al. 2007; Hayes 2018). Eine moderierte Mediation liegt dann vor, wenn ein indirekter Effekt von der Ausprägung einer anderen Variable abhängt (Preacher et al. 2007). In den vorliegenden Modellen könnte beispielsweise die Übertragung der Irritabilität des Kindes, über die dadurch tatsächlich empfundene Belastung auf das Wohlbefinden der Eltern, stärker oder schwächer ausfallen, je nach Alter oder Bildungsstand der Eltern. Diesen zusätzlichen Zusammenhängen soll im Ergebnisteil nachgespürt werden.

Insgesamt werden die Modelle zunächst für das erste Jahr nach der Geburt berechnet. Im Anschluss wird untersucht, inwiefern sich auch noch nachgelagerte Effekte auf die Indikatoren individuellen sowie partnerschaftsrelevanten Wohlbefindens im zweiten Jahr nach der Geburt (dritter Messzeitpunkt) zeigen.

Bedingungen elterlichen Wohlbefindens

Gestützt auf die Erkenntnisse des Abschnitts 3.2 „Bedingungen elterlichen Wohlbefindens“ werden in den Analysen die zentralen Hintergrundvariablen mitberücksichtigt, die Einfluss auf das subjektive elterliche Wohlbefinden nehmen können. Es handelt sich dabei um das Alter der Befragungspersonen, das Bildungsniveau, die ökonomische Situation des Haushalts, das Erwerbsmodell und den Familienstand. Als ein individuelles Einflussmerkmal soll zudem in allen Analysen der durchschnittliche nächtliche Schlaf der befragten Mütter und Väter berücksichtigt werden, da weniger Schlaf ein zentrales Merkmal des Übergangs zur Elternschaft darstellt und nicht nur ein individueller Belastungsfaktor sein (Cooklin et al. 2011; Elek et al. 2002; Lee und DeJoseph 1992; Pollock et al. 2005), sondern ebenso Einfluss auf die Partnerschaft nehmen kann (DeJudicibus und McCabe 2002). Diese Baselinevariablen werden für jede abhängige Variable des subjektiven Wohlbefindens, sowie

die ängstliche Überfürsorge[9] und die Mediatorvariablen (Paarkommunikation, subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten) berücksichtigt.

Im Rahmen der Untersuchungen zur Partnerschaftsqualität soll zusätzlich zu diesem Set an Kontrollvariablen, die durchschnittliche Dauer der Partnerschaft mitberücksichtigt werden, sowie die Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs. Insbesondere nach dem Übergang zur Elternschaft kann die Sexualbeziehung einen Bereich der Partnerschaft darstellen, der Schwierigkeiten unterliegt. Ähnlich wie die Partnerschaftszufriedenheit, erleben die Intimität zwischen den Paaren und die Sexualbeziehung eine Verschiebung nach der Ankunft eines Babys (Mickelson und Joseph 2012). So nehmen die Häufigkeit, das Verlangen nach Geschlechtsverkehr und die Zufriedenheit mit der Sexualbeziehung insbesondere bei Müttern ab (Fischman et al. 1986; DeJudicibus und McCabe 2002; Ahlborg et al. 2005; Hackel und Ruble 1992; Rosen et al. 2020a), jedoch steigt die sexuelle Aktivität im Verlauf des ersten Jahres wieder an (Pacey 2004). Für die Einschätzung des kindlichen Verhaltens wird, gestützt auf die empirischen Befunde aus Abschnitt 3.2 „Bedingungen elterlichen Wohlbefindens“, auf folgende Variablen kontrolliert: Bildung der Eltern, ökonomische Situation des Haushalts, Erwerbstätigkeit der Eltern, Familienstand und schließlich die durchschnittliche Schlafdauer pro Nacht der befragten Mütter/Väter. Insbesondere fehlender Schlaf kann sich auf die Stimmung und psychische Verfassung der Eltern auswirken (Meltzer und Mindell 2007). Vor diesem Hintergrund ist davon auszugehen, dass der elterliche Schlaf das Verhalten des Kindes beeinflussen kann. Zur Überprüfung der letzten Forschungsfrage (IX) des Teils zum partnerschaftsrelevanten Wohlbefinden (inwiefern sich die Variablenzusammenhänge nach dem Ausmaß der Veränderung in der Paarkommunikation von T1 zu T2 unterscheiden) werden dieselben genannten Kontrollvariablen berücksichtigt. Da in diesem Gruppenvergleich allerdings eine Unterscheidung nach dem Geschlecht entfällt, wird für die Irritabilität des Kindes/ängstlichen Überfürsorge, die Paarkommunikation und die Partnerschaftsqualität zusätzlich auf das Geschlecht der erfassten Ankerpersonen kontrolliert.

Da sich im zweiten Jahr nach der Geburt viele dieser Bedingungen im Vergleich zum Vorjahr verändert haben konnten, werden für die nachgelagerten Berechnungen des Wohlbefindens im zweiten Jahr nach dem Übergang zur Elternschaft, für

[9] Die ängstliche Überfürsorge wird als eine elterliche und nicht als kindliche Variable behandelt, da sie eine Selbsteinschätzung des eigenen Verhaltens dem Kind gegenüber ist und keine Einschätzung des Kindes oder kindlicher Verhaltensweisen. Aus diesem Grund wird davon ausgegangen, dass der Grad der ängstlichen Überfürsorge ebenfalls von individuellen Merkmalen der befragten Mütter und Väter (z. B. dem durchschnittlichen Nachtschlaf) beeinflusst ist, wie auch die Dimensionen des Wohlbefindens.

die zeitveränderlichen Variablen (z. B. ökonomische Situation, Nachtschlaf, Häufigkeit Geschlechtsverkehr), jeweils die Informationen des dritten Messzeitpunktes verwendet.

5.5 Interkorrelationen der Einzelaspekte subjektiven Wohlbefindens und deskriptive Ergebnisse

Analog zur Vorgehensweise in der AID:A II Stichprobe, wurde in einem ersten Set an Korrelationsanalysen die Höhe der Zusammenhänge zwischen den einzelnen Wohlbefindensdimensionen, differenziert nach dem Geschlecht und für alle drei Messzeitpunkte geprüft. Wie sich erkennen lässt, ergaben sich erwartungsgemäß die höchsten Zusammenhänge innerhalb der Konstrukte (vgl. Tabelle 5.3). So korrelierte das Depressionsniveau der Väter des ersten Messzeitpunkts hoch mit dem väterlichen Wert zum zweiten Befragungszeitpunkt ($r = .70$, $p < .001$). Mit Blick auf Zusammenhänge zwischen den erfassten Einzelaspekten bestand bei den Vätern vor allem zu T2 ein starker Zusammenhang zwischen der Lebenszufriedenheit und dem Depressionsniveau ($r = 0.55$, $p < .001$). Da dieser Zusammenhang jedoch in dieser Stärke nicht über alle Erhebungszeitpunkte bestand, wurde letztlich nicht weitergehend geprüft, ob diese zwei Aspekte ein gemeinsames latentes Konstrukt messen. Da sich die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Konstrukten in der Stichprobe der Mütter, als auch der Väter im gesamten als moderat einschätzen lassen, wurden auch für die restlichen Wohlbefindensaspekte keine weiteren Prüfschritte eingeleitet. Alle genannten Dimensionen subjektiven Wohlbefindens werden als Einzelaspekte betrachtet, die jeweils eine eigene Stimmungslage widerspiegeln.

Deskriptive Ergebnisse zu den Wohlbefindensdimensionen und Veränderungen des Wohlbefindens über die Zeit

Tabelle 5.4 gibt die Mittelwerte und Standardabweichungen der Einzelaspekte subjektiven Wohlbefindens über die Zeit aus. Insgesamt lässt sich auf einen ersten deskriptiven Blick erkennen, dass es bei den meisten negativ formulierten Aspekten in der Tendenz, über alle drei Messzeitpunkte hinweg, zu einer Erhöhung kam. Klinische Symptome einer Depression, ab einem Wert von 25, wiesen im Jahr vor der Geburt insgesamt $n = 20$ (3.8 %) der Eltern auf, im Jahr nach der Geburt betraf dies $n = 28$ (5.4 %) und im Folgejahr $n = 38$ (7.3 %) Befragte. Damit traten bei sehr wenigen Befragten klinische Symptome einer Depression auf, allerdings gab es Eltern mit leicht erhöhten Werten auf der Skala. Rund 22.7 % ($n = 118$) der

Tabelle 5.3 Paarweise Korrelationen der einzelnen Wohlbefindensdimensionen über die drei Befragungszeitpunkte hinweg

Paarweise Korrelationen	(1)	(2)	(3)	(4)	(5)	(6)	(7)	(8)	(9)	(10)	(11)	(12)
(1) Lebenszufriedenheit$_{T1}$	…	0.31***	0.26***	-0.47***	-0.25***	-0.21***	-0.16**	-0.05	-.0.07	0.28***	0.15**	0.22***
		(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.03)	(0.53)	(0.31)	(0.00)	(0.02)	(0.00)
(2) Lebenszufriedenheit$_{T2}$	0.42***	…	0.39***	-0.33***	-0.54***	-0.40***	-0.03	-0.37***	-0.18**	0.26***	0.30***	0.30***
	(0.00)		(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.70)	(0.00)	(0.01)	(0.00)	(0.00)	(0.00)
(3) Lebenszufriedenheit$_{T3}$	0.23***	0.45***	…	-0.31***	-0.32***	-0.59***	-0.13*	-0.34***	-0.44***	0.10	0.11*	0.21***
	(0.00)	(0.00)		(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.09)	(0.00)	(0.00)	(0.10)	(0.07)	(0.00)
(4) Depressiveness$_{T1}$	-0.42***	-0.48***	-0.31***	…	0.60***	0.52***	0.26***	0.18**	0.16**	-0.31***	-0.26***	-0.30***
	(0.00)	(0.00)	(0.00)		(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.01)	(0.02)	(0.00)	(0.00)	(0.00)
(5) Depressiveness$_{T2}$	-0.36***	-0.55***	-0.34***	0.70***	…	0.65***	0.13	0.49***	0.33***	-0.24***	-0.39***	-0.38***
Mütter	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)		(0.00)	(0.08)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)
(6) Depressiveness$_{T3}$	-0.28***	-0.51***	-0.44***	0.64***	0.75***	…	0.19**	0.42***	0.50***	-0.17**	-0.24***	-0.39***
	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)		(0.01)	(0.00)	(0.00)	(0.01)	(0.00)	(0.00)
(7) Stress$_{T1}$	-0.15**	-0.31***	-0.24***	0.32***	0.30***	0.30***	…	0.17**	0.33***	0.13	0.06	0.03
Väter	(0.03)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)		(0.02)	(0.00)	(0.08)	(0.46)	(0.68)
(8) Stress$_{T2}$	-0.20***	-0.29***	-.0.27***	0.22***	0.36***	0.32***	0.52***	…	0.40***	-0.12*	-0.18**	-0.19**
	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)		(0.00)	(0.05)	(0.01)	(0.01)
(9) Stress$_{T3}$	-0.07	-0.21***	-0.29***	0.20***	0.26***	0.37***	0.41***	0.52***	…	-0.15*	-0.05	-0.24***
	(0.32)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)		(0.04)	(0.48)	(0.00)
(10) Partnerschaftsqualität$_{T1}$	0.16**	0.21***	0.15**	-0.15**	-0.18***	-0.13**	-0.02	-0.02	-0.00	…	0.57***	0.62***
	(0.01)	(0.00)	(0.01)	(0.01)	(0.00)	(0.03)	(0.78)	(0.79)	(0.98)		(0.00)	(0.00)
(11) Partnerschaftsqualität$_{T2}$	0.17**	0.36***	0.28***	-0.20***	-0.32***	-0.26***	-0.04	-0.06	-0.11	0.52***	…	0.61***
	(0.01)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.55)	(0.36)	(0.11)	(0.00)		(0.00)
(12) Partnerschaftsqualität$_{T3}$	0.06	0.32***	0.33***	-0.20***	-0.31***	-0.37***	-0.06	-0.10	-0.10	0.53***	0.64***	…
	(0.30)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.00)	(0.38)	(0.14)	(0.13)	(0.00)	(0.00)	

Anmerkungen. Paarweise Korrelationen der zentralen abhängigen Variablen in der Elternstichprobe (n = 521) getrennt ausgegeben nach dem Geschlecht. Paarweise Korrelationen der Väter (n = 273-201) werden unterhalb der Diagonalen ausgegeben. Paarweise Korrelationen der Mütter (n = 248-176) werden oberhalb der Diagonalen abgebildet. Das jeweilige Signifikanzniveau steht in Klammern. Die Abweichungen der Stichprobenumfänge ergaben sich, da die Paarweisenkorrelationen für das Konstrukt *Stress* jeweils in der kleineren Substichprobe I berechnet wurden. Ungewichtete Daten
* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Eltern erreichten zum Beispiel zu T2 auf der Depressiveness-Skala einen Wert von 19 oder mehr Punkten. Die Depressivitätswerte unterschieden sich im Jahr vor und zwei Jahre nach der der Geburt statistisch signifikant zwischen den Geschlechtern (Tabelle 5.4, vorletzte Spalte: Ergebnisse der t-Tests). Auch das Stresserleben war für die meisten Eltern leicht erhöht und stieg im Zeitverlauf an. Die Partnerschaftsqualität als positiv skalierte Dimension nahm sowohl in der Stichprobe der Mütter als auch Väter über die Zeit ab, bewegte sich aber dennoch im mittleren Bereich. Die väterliche Partnerschaftsqualität war zu T1 und T2 signifikant niedriger als die der Mütter. In der Lebenszufriedenheit erfolgte für beide Geschlechter im ersten Jahr nach der Geburt zunächst ein minimaler Anstieg, im zweiten Jahr fiel die Lebenszufriedenheit dann jedoch unter das vorgeburtliche Niveau.

Tabelle 5.4 Mittelwerte und Standardabweichungen der abhängigen Variablen für die Gesamtstichprobe

Variablen	Range	Mütter	Väter	t-Test	Gesamtstichprobe
	min; max	M (SD)	M (SD)	t(df)	M (SD)
(1) Lebenszufriedenheit$_{T1}$	min 0; max 10	8.17 (1.40)	8.17 (1.21)	t(519) = 0.01, p = .98	8.17 (1.30)
(2) Lebenszufriedenheit$_{T2}$	min 0; max 10	8.52 (1.15)	8.37 (0.97)	t(519) = -1.61, p = .10	8.44 (1.06)
(3) Lebenszufriedenheit$_{T3}$	min 0; max 10	7.82 (1.53)	7.89 (1.33)	t(519) = 0.56, p = .57	7.85 (1.43)
(4) Depressiveness$_{T1}$	min 10; max 40	16.45 (4.17)	15.46 (3.63)	t(519) = -2.98, p = .004**	15.93 (3.93)
(5) Depressiveness$_{T2}$	min 10; max 40	16.00 (4.59)	15.96 (3.87)	t(519) = -0.09, p = .92	15.98 (4.23)
(6) Depressiveness$_{T3}$	min 10; max 40	17.46 (5.22)	16.42 (3.93)	t(519) = -2.58, p = .01**	16.91 (4.61)
(7) Stress$_{T1}$	min 1; max 5	2.87 (1.02)	2.96 (1.03)	t(375) = 0.08, p = .39	2.91 (1.02)
(8) Stress$_{T2}$	min 1; max 5	2.91 (0.98)	3.06 (0.96)	t(375) = 1.43, p = .15	2.99 (0.97)
(9) Stress$_{T3}$	min 1; max 5	3.17 (1.00)	3.11 (0.99)	t(375) = -0.52, p = .59	3.14 (0.99)
(10) Partnerschaftsqualität$_{T1}$	min 1; max 5	4.11 (0.54)	3.97 (0.52)	t(519) = -2.67, p = .007**	4.03 (0.53)
(11) Partnerschaftsqualität$_{T2}$	min 1; max 5	3.96 (0.59)	3.83 (0.51)	t(519) = -2.62, p = .008**	3.89 (0.55)
(12) Partnerschaftsqualität$_{T3}$	min 1; max 5	3.79 (0.61)	3.70 (0.57)	t(519) = -1.77, p = .07	3.74 (0.59)

Anmerkungen. Gesamtstichprobe Eltern *n* = 521, Väter *(n* = 273-201*)* , Mütter *(n* = 248-176). Die Abweichungen der Stichprobenumfänge ergaben sich, da die Mittelwerte und Standardabweichungen für das Konstrukt *Stress* jeweils in der kleineren Substichprobe I berechnet wurden. Ungewichtete Daten.
* p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001

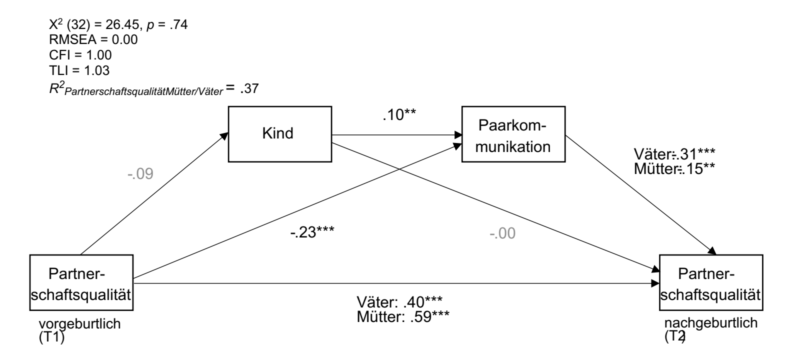
5.6 Ergebnisse Forschungslücke II: Partnerschaftsrelevantes Wohlbefinden

Die Ergebnisdarstellung folgt einer festen Struktur. In den Analysen zur Partnerschaftsqualität werden zunächst die Ergebnisse unter Berücksichtigung der Irritabilität des Kindes beschrieben, im nächsten Abschnitt unter Berücksichtigung der ängstlichen Überfürsorge. Der Analyseteil zum individuellen Wohlbefinden

umfasst wiederum einen eigenen Unterpunkt für jede zentrale abhängige Variable. In allen berichteten Analyseteilen wird stets zunächst auf die direkten, dann auf die indirekten Effekte eingegangen. Dabei werden ausgewählte Ergebnisse zu den berücksichtigten Hintergrundvariablen mitberichtet.

5.6.1 Irritabilität des Kindes

Abbildung 5.3 zeigt die unstandardisierten Regressionsgewichte des finalen Pfadmodells für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt des ersten Kindes, ohne extra Darstellung der Kontrollvariablen, die jedoch im berechneten Modell berücksichtigt wurden und in Tabelle 5.5 detailliert nachvollzogen werden können.



Anmerkungen. Nicht standardisierte Regressionsgewichte; nicht signifikante Koeffizienten wurden ausgegraut; freigeschätzte Pfade werden jeweils separat für Mütter und Väter ausgegeben, fixierte Pfade wiederum für die Gesamtstichprobe. N = 521; $n_{Väter}$ = 273; $n_{Mütter}$ = 248;
* p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001

Abbildung 5.3 Vereinfachtes finales Pfadmodell der direkten Zusammenhänge zwischen der vorgeburtlichen Partnerschaftsqualität, der durch die Eltern eingeschätzten Irritabilität des Kindes, der negativen Paarkommunikation und der Partnerschaftsqualität zum Befragungszeitpunkt im Jahr nach der Geburt

In einem ersten Schritt wurde hierzu das Modell jeweils für die Stichprobe der befragten Mütter und Väter frei geschätzt. Nach einzeln durchgeführten Wald-Tests wurden sich voneinander statistisch signifikant unterscheidende Pfade identifiziert und anschließend in einer zweiten Modellberechnung frei geschätzt. Die sich zwischen den Vergleichsgruppen nicht unterscheidenden Parameter wurden wiederum gleichgesetzt und entsprechend ermittelt. Das Ausgangsmodell, als

auch das finale Modell wiesen einen äquivalent guten Fit auf [Ausgangsmodell: χ^2 (6) = 3.74, p = .71, *RMSEA* = 0.00, *CFI* = 1.00, *TLI* = 1.08; finales Modell: χ^2 (32) = 26.45, p = .74, *RMSEA* = 0.00, *CFI* = 1.00, *TLI* = 1.03]. Dennoch wird hier das finale Modell mit frei geschätzten und fixierten Parametern berichtet (Constrained Model), da damit dem sparsameren Modell Vorzug gewährt wird. Zugleich eröffnet sich damit die Möglichkeit, sich zwischen Müttern und Vätern statistisch bedeutsam unterscheidende Pfade inhaltlich interpretieren zu können. Das finale Modell weist einen sehr guten Gesamtfit auf und spiegelt die Daten damit gut wider. Mit Blick auf die Partnerschaftsqualität können alle Prädiktoren zusammengenommen einen hohen Teil an Varianz aufklären (R^2 = .37).

Direkte Effekte

Die Partnerschaftsqualität im Ausgangsjahr vor der Geburt erwies sich als kein relevanter Prädiktor für die Einschätzung der kindlichen Irritabilität. Für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt spielte sie jedoch eine bedeutende Rolle. War das Ausgangsniveau im Jahr vor der Geburt höher, war die Partnerschaftsqualität auch im Jahr nach der Geburt höher. Für die erfassten Mütter fiel der Effekt dabei noch einmal stärker aus als für Väter, mit Blick auf die standardisierten Regressionsgewichte, die einen direkten Vergleich der Höhe des Einflusses erlauben (vgl. Tabelle 5.5, rechte Spalte Modell mit fixierten Parametern). Das Ausgangsniveau war aber nicht nur eine wichtige Stellgröße für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt, sondern ebenfalls für die Paarkommunikation zu diesem Zeitpunkt. Je höher die befragten Mütter und Väter in der Partnerschaftsqualität im Jahr vor der Geburt starteten, desto geringer war die Dynamisierung in der negativen Paarkommunikation im Folgejahr.

Unter Konstanthaltung aller anderen Variablen im Modell zeigte sich ein direkter negativer Effekt, ausgehend von der Paarkommunikation, auf die Partnerschaftsqualität. Bestanden bei Ankerpersonen im Jahr nach der Geburt des ersten Kindes höhere Werte in der negativen Paarkommunikation, stand das in dämpfendem Zusammenhang mit der Intimität und Wertschätzung der Paare (Partnerschaftsqualität) zueinander. Dieser Effekt war bei den Vätern bedeutend stärker ausgeprägt als bei den Müttern (vgl. Tabelle 5.5 standardisierte Beta-Koeffizienten, rechte Spalte im Modell mit fixierten Parametern). Interessanterweise standen erhöhte Anforderungen des Kindes in keinem erkennbaren direkten Zusammenhang mit der Partnerschaftsqualität. In Bezug auf die Paarkommunikation lässt sich hingegen ein kleiner bis moderater Effekt ausmachen (vgl. ebenfalls Tabelle 5.5, standardisierte Beta-Koeffizienten, rechte Spalte im Modell mit fixierten Parametern). War das kindliche Verhalten im Jahr nach der Geburt insgesamt irritabler, wiesen Mütter und Väter zu diesem Zeitpunkt, selbst unter Berücksichtigung der erwartungsgemäß

hohen Vorhersagekraft der Partnerschaftsqualität im Ausgangsjahr, höhere Werte in der negativen Paarkommunikation auf.

Bedingungen elterlichen Wohlbefindens
Die Ergebnisse zu den einzelnen Merkmalen, die das subjektive elterliche Wohlbefinden in diesem Zeitfenster rahmen, können in Tabelle 5.5 nachvollzogen werden (rechte Spalte im Modell mit fixierten Parametern). Mit Blick auf die berücksichtigten Bedingungen elterlichen Wohlbefindens traten Geschlechterunterschiede vor allem hinsichtlich der Veränderungen des Grades der Institutionalisierung der Partnerschaft auf. Väter, die ihre Partnerin im Zeitraum der ersten zwei Messzeitpunkte geheiratet hatten, wiesen eine geringere negative Kommunikation innerhalb der Partnerschaft auf als jene befragten Väter, bei denen es keine Verschiebung in der Partnerschaft gab, weder hinsichtlich einer Heirat noch eines Zusammenzugs (vgl. Tabelle 5.5). Für Mütter erwies sich dahingegen die Höhe der erlebten finanziellen Knappheit als nachteilig für das Konflikt- und Kommunikationsverhalten. Je höher die finanziellen Sorgen der Mütter ausfielen, desto höher war auch das Ausmaß in der Intensivierung der negativen Paarkommunikation. Für Väter ließ sich dieser Effekt nicht erkennen.

Für die Paarkommunikation bestand darüber hinaus, sowohl in der Stichprobe der Mütter als auch Väter, ein positiver Zusammenhang hinsichtlich der Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs. Je mehr Mütter und Väter zu diesem Zeitpunkt mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin schliefen, desto öfter kam es vor, dass sie ihm oder ihr gegenüber in ein negatives Kommunikations- und Konfliktverhalten verfielen. Zudem erwies sich in diesem Zeitfenster für alle Eltern ein Zusammenzug mit dem Partner oder der Partnerin als nachteilig für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt im Vergleich zu jenen Müttern und Vätern, für die sich keine Veränderungen im Gefüge der Partnerschaft ergeben hatte, die also auch schon vor der Geburt des ersten Kindes in einem gemeinsamen Haushalt lebten (vgl. Tabelle 5.5, rechte Spalte). Schließlich hatten befragte Eltern mit größeren finanziellen Sorgen, ihrer Einschätzung zufolge, insgesamt etwas irritablere Kinder als Befragte, die geringere finanzielle Sorgen angegeben hatten.

Indirekte Effekte
Mit Blick auf die indirekten Effekte in Tabelle 5.6 tritt vor allem das Zusammenwirken der Paarvariablen untereinander hervor (Tabelle 5.6, dritte Zeile). Starteten Mütter und Väter auf einem hohen Ausgangsniveau der Partnerschaftsqualität im Jahr vor der Geburt, wirkte das einer Zunahme in der negativen Paarkommunikation entgegen, was wiederum in positivem Zusammenhang mit der Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt stand. Für die Väter fiel der indirekte Effekt etwas höher

Tabelle 5.5 Ergebnisse des pfadanalytischen Multigruppenvergleichs für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt und die Rolle des Kindes operationalisiert über die Irritabilität des Kindes

Variablen	Modell mit freigeschätzten Parametern				Wald-Tests	Modell mit fixierten Parametern			
	Väter		Mütter			Väter		Mütter	
	B	β	B	β		B	β	B	β
Irritabilität des Kindes									
Partnerschaftsqualität$_{vorgeburtlich}$	-.10	-.09	-.06	-.05	n.s.	-.09	-.08	-.09	-.08
Bildung	.06	.05	.01	.01	n.s.	.04	.03	.04	.03
Erwerbstätigkeitsmodell	-.05	-.02	.16	.09	n.s.	.04	.02	.04	.02
Subjektive ökonomische Belastung	.04	.07	.10**	.18**	n.s.	.07**	.11**	.07**	.13**
Heirat	.06	.03	.01	.00	n.s.	.05	.02	.05	.02
Zusammenzug	.13	.07	.11	.05	n.s.	.12	.06	.12	.06
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.00	-.00	-.08**	-.16**	n.s.	-.04	-.07	-.04	-.09
Negative Paarkommunikation									
Irritabilität des Kindes	.13**	.15**	.06	.06	n.s.	.10**	.13**	.10**	.10**
Partnerschaftsqualität$_{vorgeburtlich}$	-.24***	-.24***	-.23***	-.20***	n.s.	-.23***	-.24***	-.23***	-.20***
Alter	-.00	-.07	-.00	-.06	n.s.	-.00	-.07	-.00	-.06
Bildung	-.08	-.08	-.06	-.05	n.s.	-.08	-.08	-.08	-.06
Erwerbstätigkeitsmodell	.05	.03	.09	.04	n.s.	.06	.03	.06	.03
Subjektive ökonomische Belastung	-.03	-.06	.10**	.17**	sig.**	-.03	-.06	.10**	.17**
Heirat	-.22*	-.13*	.13	.05	sig.*	-.22*	-.14*	.12	.05
Zusammenzug	.00	.00	.17	.09	n.s.	.07	.04	.07	.03
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.04	-.08	-.01	-.03	n.s.	-.02	-.05	-.02	-.05
Dauer der Partnerschaft in Jahren	.00	.10	-.00	-.00	n.s.	.00	.05	.00	.04
Häufigkeit Geschlechtsverkehr	.01	.09	.00	.08	n.s.	.01*	.06*	.01*	.10*
Partnerschaftsqualität$_{im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$									
Negative Paarkommunikation	-.31***	-.32***	-.15**	-.15**	sig.*	-.31***	-.31***	-.15**	-.16**
Irritabilität des Kindes	.00	.00	.01	.01	n.s.	.00	.00	.00	.00
Partnerschaftsqualität$_{vorgeburtlich}$	.39***	.40***	.59***	.54***	sig.*	.40***	.41***	.59***	.54***
Alter	-.00	-.02	-.00	-.04	n.s.	-.00	-.03	-.00	-.02
Bildung	.05	.05	.05	.04	n.s.	.05	.05	.05	.05
Erwerbstätigkeitsmodell	.09	.05	-.04	-.02	n.s.	.04	.02	.04	.02
Subjektive ökonomische Belastung	-.05*	-.10*	.00	.00	n.s.	-.02	-.04	-.02	-.04
Heirat	.01	.01	-.09	-.04	n.s.	-.02	-.01	-.02	-.01
Zusammenzug	-.09	-.05	-.33**	-.18**	n.s.	-.18**	-.11**	-.18**	-.10**
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.05	-.09	.01	.03	n.s.	-.01	-.01	-.01	-.02
Dauer der Partnerschaft in Jahren	-.00	-.04	-.00	-.04	n.s.	-.00	-.05	-.00	-.04
Häufigkeit Geschlechtsverkehr	.00	.06	.00	.08	n.s.	.00	.04	.00	.08
N	273		248			273		248	
$R^2_{Irritabilität}$	.01		.07			.02		.03	
$R^2_{Paarkommunikation}$	.15		.13			.13		.14	
$R^2_{Partnerschaftsqualität\ im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$	.39		.39			.37		.37	
$\chi^2_{nach\ Gruppe}$	$\chi^2(3) = 2.72, p = 0.43$		$\chi^2(3) = 1.02, p = 0.79$			…[A]		….	
χ^2_{Gesamt}	$\chi^2(6) = 3.74, p = 0.71$					$\chi^2(32) = 26.45, p = 0.74$			
RMSEA	0.00					0.00			
TLI	1.00					1.00			
CFI	1.08					1.03			

Anmerkungen. Unstandardisierte (B) und standardisierte (β) Regressionsgewichte des Gruppenvergleichs zwischen Müttern und Vätern für die abhängige Variable Partnerschaftsqualität. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*Vater erwerbstätig - Mutter nicht*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); subjektive ökonomische Belastung: 1 (*keine subjektive ökonomische Belastung*), 5 (*starke subjektive ökonomische Belastung*); Familienstand: 1 (*Paar hat geheiratet*), 2 (*Paar zog in gemeinsamen Haushalt*), Referenz: *zu beiden Zeitpunkten verheiratet/nicht-verheiratet zusammenlebend*. Zugrundeliegende Gesamtstichprobe *N* = 521. Ungewichtete Daten.

[A] Ergebnisse des Chi-Quadrat-Tests werden nicht differenziert nach den Gruppen ausgegeben, aufgrund der fixierten Parameter über die zwei Vergleichsgruppen hinweg.

* p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001

aus als für die erfassten Mütter. Das ergab die statistische Prüfung des Unterschieds der direkten Effekte zwischen den Geschlechtern, $\beta = .03$, $p = .03$. Rund 7 % des Effekts der Partnerschaftsqualität im Ausgangsjahr auf die Partnerschaftsqualität

im Jahr nach der Geburt der Väter war dabei indirekt[10]. Während ein deutlich größerer Anteil des Effekts direkter Natur war, unter Kontrolle aller weiteren Variablen im Modell. Für die Mütter machte der indirekte Effekt insgesamt rund 19 % des gesamten Effekts aus. Schließlich übertrug sich eine höhere Irritabilität des Kindes auf die Paarkommunikation der Väter und Mütter, die dann wiederum zu einer niedrigeren Partnerschaftsqualität beitrug (Tabelle 5.6, letzte Zeile). Forderte das Kind viel Aufmerksamkeit, weil es sich schlecht beruhigen ließ, wenn es schrie oder insgesamt häufiger weinte, war die Kommunikation dem Partner oder der Partnerin in Konfliktsituationen gegenüber ungünstiger. Das stand wiederum in dämpfendem Zusammenhang mit der Partnerschaftsqualität im Jahr nach dem Übergang zur Elternschaft[11]. Der Effekt ist insgesamt jedoch als sehr klein einzustufen, mit Blick auf den standardisierten Beta-Koeffizienten des indirekten Effekts in Tabelle 5.6. Die Stärke dieses indirekten Effekts unterschied sich nicht statistisch bedeutsam zwischen den Geschlechtern, $\beta = -.01, p = .07$.

Im berechneten Modell ergaben sich überdies indirekte Effekte zwischen den zentralen Studienvariablen und den berücksichtigten Hintergrundvariablen. In der Stichprobe der Väter trat für die einzelnen Bedingungen elterlichen Wohlbefindens ein relevanter indirekter Effekt hervor. So schlug sich der positive Heiratseffekt über die Paarkommunikation in der väterlichen Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt nieder. Väter, die geheiratet hatten, im Gegenzug zu jenen, deren Partnerschaftsgefüge sich nicht verändert hatte, wiesen eine geringere Zunahme ungünstiger Verhaltensweisen in der Paarkommunikation auf. Dies hatte wiederum einen positiven Effekt auf die Partnerschaftsqualität im selben Jahr, indirekter Effekt: $\beta = .06$, $p = .02$. Für Mütter bestand dieser Effekt nicht, bei ihnen hatte sich dahingegen die erlebte finanziellen Knappheit über das Konflikt- und Kommunikationsverhalten auf die Partnerschaftsqualität übertragen. Mütter, die sich größere finanzielle Sorgen machten, wiesen ungünstigere Kommunikations- und

[10] Der prozentuale Anteil des indirekten und direkten Effekts am totalen Effekt kann ermittelt werden, indem jeweils der direkte als auch indirekte Effekt am Totaleffekt relativiert wird (siehe Acock 2013).

[11] In Tabelle 5.6 ist ersichtlich, dass für den Zusammenhang zwischen Irritabilität des Kindes, Paarkommunikation und nachgeburtlicher Partnerschaftsqualität sowohl der direkte als auch der totale Effekt keine Signifikanz erreichten. Der indirekte Effekt war trotzdessen statistisch signifikant. Solche Phänomene treten in Studien häufiger auf, wie Rucker et al. 2011 in einer Simulationsstudie zeigen. Sie erläutern unterschiedliche Gründe, die zu dieser Situation führen können, insgesamt rüttelt diese Sachlage allerdings nicht an der Richtigkeit des indirekten Effekts. Für sie stellt das Vorliegen eines signifikanten totalen Effekts keine Voraussetzung dar, um einen statistisch bedeutsamen indirekten Effekt identifizieren zu können.

Tabelle 5.6 Ergebnisse der Mediationsanalyse für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt, die Paarkommunikation und die Irritabilität des Kindes

Variablen	Direkter Effekt (β)		Indirekter Effekt (β)		Totaler Effekt (β)	
	Väter	Mütter	Väter	Mütter	Väter	Mütter
Partnerschaftsqualität$_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> negative Paarkommunikation -> Partnerschaftsqualität$_{\text{im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.41***	.54***	.00	.00	.41***	.54***
Partnerschaftsqualität$_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> Partnerschaftsqualität$_{\text{im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.41***	.54***	-.00	-.00	.41***	.54***
Partnerschaftsqualität$_{\text{vorgeburtlich}}$ -> negative Paarkommunikation -> Partnerschaftsqualität$_{\text{im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.41***	.54***	.07***	.03**	.49***	.57***
Partnerschaftsqualität$_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> negative Paarkommunikation	-.24***	-.20***	-.01	-.00	-.25***	-.21***
Irritabilität des Kindes -> negative Paarkommunikation -> Partnerschaftsqualität$_{\text{im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.00	.00	-.04**	-.01*	-.03	-.01

Anmerkungen. Direkte, indirekte und totale Effekte zwischen der Partnerschaftsqualität, der Irritabilität des Kindes und der negativen Paarkommunikation für die befragten Väter (n = 273) und Mütter (n = 248), standardisierte Regressionsgewichte (β). Ungewichtete Daten * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Konfliktstrategien dem Partner gegenüber auf. Das war reduzierend mit der Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt verknüpft, indirekter Effekt: $\beta = -.01$, $p = .03$. Es wurden ausgewählte moderierende Effekte geprüft, etwa ob der Einfluss der Irritabilität des Kindes auf die Kommunikationsqualität vom durchschnittlichen Nachtschlaf der Mütter und Väter abhing und dementsprechend ein moderierter indirekter Effekt auf die Partnerschaftsqualität vorlag. Es erwies sich kein getesteter Moderationseffekt als statistisch bedeutsam.

Unterschiede in den Variablenzusammenhängen nach dem Veränderungsausmaß im Konflikt- und Kommunikationsverhalten

Das zuvor geprüfte Modell wurde im nächsten Analyseschritt analog geschätzt. Diesmal allerdings nicht getrennt in den Stichproben der Mütter und Väter, sondern in zwei vorab identifizierten Vergleichsgruppen, je nach Veränderungsausmaß in der Paarkommunikation vom vorgeburtlichen zum nachgeburtlichen Niveau. Da in diesem Multigruppenvergleich die Berücksichtigung des Geschlechts entfallen wäre, wurde die Variable Geschlecht entsprechend in den Modellberechnungen als Kontrollvariable mitberücksichtigt. Mit Blick auf die gebildeten Gruppen zeigte sich zunächst, dass 45.6 % ($n = 238$) der befragten Mütter und Väter im Zeitraum des Übergangs zur Elternschaft von einer Intensivierung in der negativen Paarkommunikation betroffen waren oder das negative Kommunikations- und Konfliktverhalten zu beiden Messzeitpunkten auf erhöhtem Niveau war (*Gruppe mit Intensivierung*

in Paarkommunikation). Für die verbleibenden 54.4 % ($n = 283$) der Eltern hatte sich eine leichte Verbesserung ergeben. Das heißt, über diese Transitionsphase hinweg kam es seltener zu negativen Kommunikations- und Konfliktverhaltensweisen (*Vergleichsgruppe*).

Das Modell wurde zunächst in beiden Vergleichsgruppen frei geschätzt und wies einen guten Modellfit auf, χ^2 (6) = 3.99, $p = .67$, *RMSEA* = 0.00, *CFI* = 1.00, *TLI* = 1.08, $N_{\text{Gesamt}} = 521$. Hinsichtlich der Zusammenhänge der zentralen Studienvariablen ergaben sich allerdings keine signifikanten Unterschiede. Das heißt, die Höhe der Regressionsgewichte der einzelnen Pfade unterschied sich nicht signifikant zwischen den Gruppen nach Veränderungsausmaß der Paarkommunikation vom vor- zum nachgeburtlichen Niveau. Hinsichtlich der Kontrollvariablen bestand im Gruppenvergleich lediglich ein signifikanter Geschlechterunterschied in der Paarkommunikation, *Wald-Test*(1) = 5.73 $p = .01$. In der Gruppe der Eltern, deren Paarkommunikation sich im Zuge des Übergangs zur Elternschaft verschlechtert hatte, wiesen Väter noch einmal zusätzlich ein höheres Niveau im ungünstigen Konflikt- und Kommunikationsverhalten auf als die Mütter in dieser Gruppe, $\beta = .13$, $p = .02$. Dieser Höhenunterschied in der negativen Paarkommunikation nach dem Geschlecht trat in der Vergleichsgruppe der Eltern, deren negative Paarkommunikation keine zusätzliche Verschlechterung erfahren hatte, nicht auf. Im finalen Modell mit diesem frei geschätzten Pfad und den restlichen fixierten Parametern [χ^2 (38) = 29.95, $p = .82$, *RMSEA* = 0.00, *CFI* = 1.00, *TLI* = 1.05, $N_{\text{Gesamt}} = 521$.] spiegelten sich, bis auf den Geschlechterunterschied in der Paarkommunikation, dieselben Variablenzusammenhänge wider, die sich auch im finalen Modell des Geschlechtervergleichs gezeigt hatten.

Unabhängig davon, wie sich die Paarkommunikation im Zuge des Übergangs zur Elternschaft verändert hatte, wiesen diejenigen Eltern, deren Kind im ersten Lebensjahr insgesamt irritabler war, auch höhere Werte in der ungünstigen Paarkommunikation in diesem Zeitraum auf, *Gruppe mit Intensivierung in Paarkommunikation*: $\beta = .10, p < .001$, *Vergleichsgruppe*: $\beta = .11, p < .001$. Es bestand kein direkter Effekt der kindlichen Irritabilität auf die Partnerschaftsqualität, $\beta = .00$, $p = .95$. Zugleich bestand auch kein Zusammenhang zwischen der vorgeburtlichen Partnerschaftsqualität und der Irritabilität des Kindes im ersten Lebensjahr, *Gruppe mit Intensivierung in Paarkommunikation*: $\beta = .07$, $p = .06$, *Vergleichsgruppe*: $\beta = .08$, $p = .06$. Auch das Ausgangsniveau in der Partnerschaftsqualität war, ungeachtet des Ausmaßes der Veränderung im Konflikt- und Kommunikationsverhalten, prädiktiv für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt, $\beta = .50$, $p < .001$, sowie für die Paarkommunikation zu diesem Zeitpunkt, *Gruppe mit Intensivierung in Paarkommunikation*: $\beta = .25, p < .001$, *Vergleichsgruppe*: $\beta = .29$, $p < .001$. Das heißt, das Veränderungsausmaß in der Paarkommunikation machte

keinen Unterschied für die Zusammenhänge der zentralen Studienvariablen im Jahr nach der Geburt. Egal, ob sich ungünstige Konflikt- und Kommunikationsaspekte über die zwei Messzeitpunkte hinweg verschlechtert oder sogar etwas verringert hatten, ließ sich in beiden Gruppen nachzeichnen, dass, wenn das Kind in diesem ersten Jahr insgesamt irritabler war, dadurch ein intensivierender Zusammenhang mit der negativen Paarkommunikation bestand. Gleiches gilt für den zentralen interessierenden indirekten Effekt. In beiden Gruppen galt, unabhängig des Veränderungsausmaßes in der Paarkommunikation im Zeitraum des Übergangs zur Elternschaft: Wenn das Kind zum zweiten Messzeitpunkt erhöhte Anforderungen an die Eltern stellte, hatte das einen eigenen intensivierenden Einfluss auf die Negativität im Konflikt- und Kommunikationsverhalten, was relevant für eine Reduzierung in der Partnerschaftsqualität zu diesem Zeitpunkt war, indirekter Effekt: $\beta = .01$, $p = .02$. Das heißt, selbst unter Einbeziehung des Veränderungsausmaßes in der Paarkommunikation in diesem Zeitfenster und unter Kontrolle der vorgeburtlichen Paarqualität bestand ein Zusammenhang zwischen einer höheren Irritabilität des Kindes und den Variablen der Partnerschaft im ersten Jahr nach der Geburt. Daneben ließ sich für beide Gruppen der indirekte Effekt zwischen den Paarvariablen untereinander ausmachen. Unabhängig davon, wie sich die Paarkommunikation verändert hatte, bestätigte sich: Je höher die vorgeburtliche Paarkommunikation ausfiel, desto niedriger war die Negativität in der Paarkommunikation nach der Geburt, was sich positiv auf die Partnerschaftsqualität zu diesem Zeitpunkt übertrug, indirekter Effekt: $\beta = .04$, $p < .001$. Die eben beschriebenen Ergebnisse des finalen Modells sind in Anhang 1 einsehbar.

Nachgelagerte Effekte

In einem zweiten, vertiefenden Analyseschritt wurde abschließend geprüft, ob die Irritabilität des Kindes über die Paarkommunikation im ersten Lebensjahr des Kindes auch noch einen längerfristig bestehenden Einfluss auf die Partnerschaftsqualität im Folgejahr hatte. Nach dem ursprünglichen Vorgehen des Multigruppenvergleichs wurde das Modell nun mit der Partnerschaftsqualität zu T3 in beiden Subgruppen (Mütter, Väter) frei geschätzt. Die Messungen zur Irritabilität des Kindes und zum Kommunikations- und Konfliktverhalten zu T2, also aus dem Jahr direkt nach der Geburt, wurden beibehalten[12]. Zwischen den befragten Müttern und Vätern unterschieden sich der Pfad zwischen dem Familienstand und der Paarkommunikation im

[12] Das Modell für die Partnerschaftsqualität zu T3 wurde zunächst unter Kontrolle weiterer Kinder und einer möglichen Schwangerschaft zu T3 berechnet. Da sich keine Effekte ergaben und das Weglassen der Variablen keinen Einfluss auf das Endergebnis hatte, wurde das schlankere Modell, mit den zuvor festgelegten Kontrollvariablen, bevorzugt.

Jahr nach der Geburt sowie der Zusammenhang zwischen der subjektiven finanziellen Belastung und der Paarkommunikation. Bis auf diese zwei Pfade wurden alle anderen über die zwei Vergleichsgruppen hinweg gleichgesetzt. Das so ermittelte finale Modell wies einen hinreichenden Modellfit auf, χ^2 (65) = 75.59, p = .17, *RMSEA* = 0.02, *CFI* = .96, *TLI* = .95.

Besonders interessant sind nun die Ergebnisse im Hinblick auf die Partnerschaftsqualität im zweiten Jahr nach dem Übergang zur Elternschaft im finalen Modell (siehe Tabelle 5.7 rechte Spalte, standardisierte Regressionskoeffizienten im Modell mit fixierten Parametern). Die Paarkommunikation nach dem Übergang zur Elternschaft erwies sich als bedeutender Prädiktor für die Paarqualität im zweiten Jahr nach der Geburt. War die Paarkommunikation im Jahr nach der Geburt des ersten Kindes ungünstiger, stand das noch längerfristig in direktem negativen Zusammenhang mit der Partnerschaftsqualität im Folgejahr. Das Ausgangsniveau der Partnerschaftsqualität von vor dem Übergang zur Elternschaft erwies sich überdies als prädiktiv für die Qualität der Partnerschaft zwei Jahre nach der Geburt des ersten Kindes. Die Irritabilität des Kindes im ersten Lebensjahr spielte keine direkte Rolle für die Partnerschaftsqualität im Jahr darauf.

Indirekte Effekte im nachgelagerten Modell: Tabelle 5.8 rundet die Ergebnisse dieser vertiefenden Analyse ab und gibt alle signifikanten indirekten Effekte aus. Wie dargestellt, spielte das Zusammenwirken der Paarvariablen aus den zwei vorangegangenen Jahren nach wie vor eine Rolle für die Partnerschaftsqualität zum dritten Messzeitpunkt. Starteten Mütter und Väter auf einem höheren Ausgangsniveau in der Partnerschaftsqualität, war das mit einer geringeren Dynamisierung ungünstiger Verhaltensweisen in der Kommunikation dem Partner oder der Partnerin gegenüber assoziiert, was sich nachgelagert positiv auf die Partnerschaftsqualität ein Jahr später (zu T3) übertrug. In diesem Analyseschritt trat zudem, sowohl für Mütter als auch Väter, ein sehr kleiner, aber statistisch signifikanter indirekter Effekt zwischen der Irritabilität des Kindes im ersten Lebensjahr, der Paarkommunikation zu diesem Zeitpunkt und der Partnerschaftsqualität im Folgejahr zu Tage. Im ersten Jahr nach dem Übergang zur Elternschaft übertrug sich eine höhere Irritabilität des Kindes, über höhere Werte in ungünstigen Kommunikations- und Konfliktstrategien in diesem Zeitfenster, negativ auf die Paarqualität ein Jahr später und dämpfte diese, insgesamt ist dieser indirekte Effekt jedoch als sehr klein einzustufen.

Tabelle 5.7 Ergebnisse des pfadanalytischen Multigruppenvergleichs für die Partnerschaftsqualität im zweiten Jahr nach der Geburt und der Rolle des Kindes operationalisiert über die Irritabilität des Kindes

Variablen	Modell mit freigeschätzten Parametern				Wald-Tests	Modell mit fixierten Parameterm			
	Väter		Mütter			Väter		Mütter	
	B	β	B	β		B	β	B	β
Irritabilität des Kindes$_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$									
Partnerschaftsqualität$_{\text{vorgeburtlich}}$	-.10	-.09	-.06	-.05	n.s.	-.09	-.08	-.09	-.08
Bildung	.06	.05	.01	.01	n.s.	.04	.03	.04	.03
Erwerbstätigkeitsmodell	-.05	-.02	.16	.09	n.s.	.04	.02	.04	.02
Subjektive ökonomische Belastung	.04	.07	.10**	.18**	n.s.	.07**	.11**	.07**	.13**
Heirat	.06	.03	.00	.00	n.s.	.05	.02	.05	.02
Zusammenzug	.13	.07	.11	.05	n.s.	.12	.06	.12	.06
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.00	-.00	-.08**	-.16**	n.s.	-.04	-.07	-.04	-.09
Negative Paarkommunikation$_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$									
Irritabilität des Kindes$_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.13**	.15**	.06	.06	n.s.	.10**	.13**	.10**	.10**
Partnerschaftsqualität$_{\text{vorgeburtlich}}$	-.24***	-.24***	-.23***	-.20***	n.s.	-.23***	-.24***	-.23***	-.20***
Alter	-.00	-.07	-.00	-.06	n.s.	-.00	-.07	-.00	-.06
Bildung	-.08	-.08	-.06	-.05	n.s.	-.08	-.08	-.08	-.06
Erwerbstätigkeitsmodell	.05	.03	.09	.04	n.s.	.06	.03	.06	.03
Subjektive ökonomische Belastung	-.03	-.06	.10**	.17**	sig.**	-.03	-.06	.10**	.17**
Heirat	-.22*	-.13*	.13	.05	sig.*	-.22*	-.14*	.12	.05
Zusammenzug	.00	.00	.17	.09	n.s.	.07	.04	.07	.03
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.04	-.08	-.01	-.03	n.s.	-.02	-.05	-.02	-.05
Dauer der Partnerschaft in Jahren	.00	.10	-.00	-.00	n.s.	.00	.05	.00	.04
Häufigkeit Geschlechtsverkehr	.01	.09	.00	.08	n.s.	.01*	.06*	.01*	.10*
Partnerschaftsqualität$_{\text{Im zweiten Jahr nach der Geburt}}$									
Negative Paarkommunikation$_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$	-.17**	-.15**	-.10*	-.10*	n.s.	-.13***	-.12***	-.13***	-.14***
Irritabilität des Kindes$_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.00	.00	.00	.00	n.s.	.00	.00	.00	.00
Partnerschaftsqualität$_{\text{vorgeburtlich}}$	.50***	.45***	.66***	.59***	n.s.	.59***	.52***	.59***	.53***
Alter	-.00	-.05	.00	.06	n.s.	.00	.01	.00	.01
Bildung	.04	.04	.02	.02	n.s.	.04	.03	.04	.03
Erwerbstätigkeitsmodell	-.02	-.02	-.12*	-.10*	n.s.	-.08	-.06	-.08	-.06
Subjektive ökonomische Belastung	-.04	-.06	.01	.01	n.s.	-.00	-.00	-.00	-.01
Verheiratet[B]	.09	.07	.07	.06	n.s.	.08	.06	.08	.06
Durchschnittlicher Nachtschlaf	.00	.01	.02	.04	n.s.	.02	.03	.02	.03
Dauer der Partnerschaft in Jahren	-.00	-.09	.00	.01	n.s.	-.00	-.03	-.00	-.03
Häufigkeit Geschlechtsverkehr	.01	.08	.00	.05	n.s.	.01	.05	.01	.07
N	273		248			273		248	
$R^2_{\text{Irritabilität}}$	.01		.07			.02		.03	
$R^2_{\text{Paarkommunikation}}$	.15		.13			.13		.14	
$R^2_{\text{Partnerschaftsqualität im zweiten Jahr nach der Geburt}}$	.32		.42			.34		.38	
$\chi^2_{\text{nach Gruppe}}$	$\chi^2(19) = 20.42$, $p = 0.37$		$\chi^2(19) = 32.68$, $p = 0.02$			…[A]		….	
χ^2_{Gesamt}	$\chi2(38) = 53.10$, $p = 0.05$					$\chi^2(65) = 75.59$, $p = 0.17$			
RMSEA	0.03					0.02			
TLI	0.96					0.96			
CFI	0.87					0.95			

Anmerkungen. Unstandardisierte (B) und standardisierte (β) Regressionsgewichte des Gruppenvergleichs zwischen Müttern und Vätern für die abhängige Variable Partnerschaftsqualität im zweiten Jahr nach der Geburt. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*Vater erwerbstätig - Mutter nicht*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); subjektive ökonomische Belastung: 1 (*keine subjektive ökonomische Belastung*), 5 (*starke subjektive ökonomische Belastung*); Familienstand: 1 (*Paar hat geheiratet*), 2 (*Paar zog in gemeinsamen Haushalt*), Referenz: *zu beiden Zeitpunkten verheiratet/nicht-verheiratet zusammenlebend*. Zugrundeliegende Gesamtstichprobe *N* = 521. Ungewichtete Daten.

[A] Ergebnisse des Chi-Quadrat-Tests werden nicht differenziert nach den Gruppen ausgegeben, aufgrund der fixierten Parameter über die zwei Vergleichsgruppen hinweg.

[B] Kodierung Familienstand für die Partnerschaftsqualität im zweiten Jahr nach der Geburt: 1 (*verheiratet*), 0 (*nicht verheiratet*).

* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

5.6.2 Ängstliche Überfürsorge

In einem zweiten, eigenen Modell wurde untersucht, inwiefern eine ängstliche Überfürsorge in Bezug auf das Baby in Verknüpfung mit den Partnerschaftsvariablen stand. Dazu wurde dasselbe analytische Vorgehen angewandt, wie auch schon in den vorherigen Analysen. Abbildung 5.4 zeichnet die angenommenen, direkten Zusammenhänge zwischen den Paarvariablen und der ängstlichen

Tabelle 5.8 Ergebnisse der Mediationsanalyse für die Partnerschaftsqualität im zweiten Jahr nach der Geburt, die Paarkommunikation und die Irritabilität des Kindes im ersten Jahr nach der Geburt

Variablen	Direkter Effekt (β)		Indirekter Effekt (β)		Totaler Effekt (β)	
	Väter	Mütter	Väter	Mütter	Väter	Mütter
$\text{Partnerschaftsqualität}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> negative Paarkommunikation -> $\text{Partnerschaftsqualität}_{\text{im zweiten Jahr nach der Geburt}}$	-	-	-	-	-	-
$\text{Partnerschaftsqualität}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> $\text{Partnerschaftsqualität}_{\text{im zweiten Jahr nach der Geburt}}$	-	-	-	-	-	-
$\text{Partnerschaftsqualität}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> negative Paarkommunikation -> $\text{Partnerschaftsqualität}_{\text{im zweiten Jahr nach der Geburt}}$	.52***	.53***	.02**	.03**	.54***	.56***
Irritabilität des Kindes -> negative Paarkommunikation -> $\text{Partnerschaftsqualität}_{\text{im zweiten Jahr nach der Geburt}}$	.00	.00	-.01*	-.01*	-.00	-.00

Anmerkungen. Direkte, indirekte und totale Effekte zwischen der Partnerschaftsqualität im zweiten Jahr nach der Geburt und der Irritabilität des Kindes sowie der negativen Paarkommunikation aus dem ersten Jahr nach der Geburt für die befragten Väter (n = 273) und Mütter (n = 248), standardisierte Regressionsgewichte (β). Ungewichtete Daten. Es werden nur die Ergebnisse für signifikante indirekte Effekte dargestellt.
* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Überfürsorge nach und gibt die entsprechenden unstandardisierten Regressionsgewichte des finalen Pfadmodells aus.

Auch hier wiesen das Ausgangsmodell als auch das finale Modell einen äquivalent guten Fit auf [Ausgangsmodell: χ^2 (4) = 2.49, p = .64, *RMSEA* = 0.00, *CFI* = 1.00, *TLI* = 1.13; finales Modell: χ^2 (29) = 19.98, p = .89, *RMSEA* = 0.00, *CFI* = 1.00, *TLI* = 1.10]. Für die vorliegenden Analysen wird das finale Modell mit frei geschätzten und fixierten Parametern bevorzugt. So wird wieder dem sparsameren Modell Vorzug gewährt. Mit Blick auf die Partnerschaftsqualität konnten alle Prädiktoren zusammengenommen einen hohen Teil nicht erklärter Varianz aufklären (Väter: R^2 = .32; Mütter: R^2 = .42). Die Befunde des finalen Modells werden in Abbildung 5.4 anhand der unstandardisierten Regressionskoeffizienten veranschaulicht. Das berechnete Modell basiert auf der kleineren Substichprobe II.

Direkte Effekte

Das Ausgangsniveau der Partnerschaftsqualität erwies sich in diesem Modell ebenfalls als zentraler Prädiktor für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt des ersten Kindes. Für die erfassten Mütter hatte das Ausgangslevel dabei eine stärkere Vorhersagekraft als bei den Vätern. Darüber hinaus erwies sich der abpuffernde Effekt eines hohen Ausgangsniveaus in der Partnerschaftsqualität im Ausgangsjahr

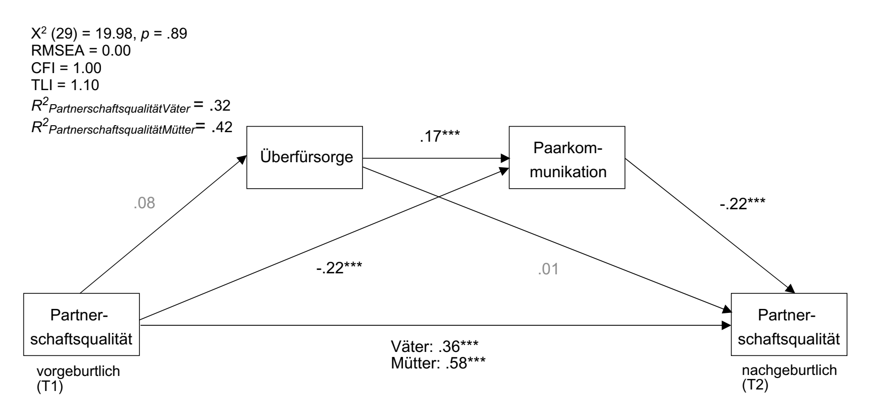


Abbildung 5.4 Vereinfachtes finales Pfadmodell der direkten Zusammenhänge zwischen der vorgeburtlichen Partnerschaftsqualität, der ängstlichen Überfürsorge, der negativen Paarkommunikation und der Partnerschaftsqualität zum Befragungszeitpunkt im Jahr nach der Geburt

für die Paarkommunikation im Jahr darauf als wichtig. Die Partnerschaftsqualität zu Messzeitpunkt 1 stand wiederum in keinem Zusammenhang mit der ängstlichen Überfürsorge. Interessant ist in diesem Modell allerdings, dass eine ängstliche Überfürsorge in Bezug auf das Baby relevant für die Paarkommunikation beider Geschlechter war. Kreisten die Gedanken der frischgebackenen Eltern verstärkt um das Wohlergehen des Kindes, stand das in Zusammenhang mit einer Intensivierung negativer Verhaltensweisen in der Kommunikation mit dem Partner oder der Partnerin. Dieser Effekt erwies sich als moderat, mit Blick auf die standardisierten Regressionskoeffizienten in Tabelle 5.9 (rechte Spalte, Modell mit fixierten Parametern). Eine ängstliche Überfürsorge war wiederum nicht relevant für Partnerschaftsqualität.

Bedingungen elterlichen Wohlbefindens

Hinsichtlich der ängstlichen Überfürsorge bestand ein bedeutsamer Alterseffekt (siehe Tabelle 5.9, rechte Spalte, finales Modell mit fixierten Parametern). Ältere Eltern machten sich im Schnitt weniger Sorgen um die Befindlichkeit des Kindes. Anders als bei der Einschätzung kindlicher Verhaltensaspekte, ließ sich nun lediglich für Mütter ein signifikanter Zusammenhang zwischen der erlebten Knappheit finanzieller Ressourcen und der ängstlichen Überfürsorge ausmachen. Erlebten

Mütter stärkere Einschränkungen des finanziellen Spielraums, machten sie sich mehr Sorgen um das Baby. Überdies trat in Bezug auf die ängstliche Überfürsorge ein deutlicher Effekt des nächtlichen, elterlichen Schlafs auf, der sich hinsichtlich der Einschätzung kindlicher Temperamentseigenschaften nicht gezeigt hatte. Je mehr Mütter und Väter pro Nacht in einer normalen Woche schliefen, desto geringer fielen ihre Werte auf der Skala der ängstlichen Überfürsorge aus.

Mit Blick auf die Zusammenhänge zwischen den Hintergrundvariablen und der Partnerschaftsqualität sowie der Paarkommunikation, hatten sich im Modell zur ängstlichen Überfürsorge, im direkten Kontrast zum Modell mit der Irritabilität des Kindes, ein paar Effekte verändert. Der subjektiv erlebte finanzielle Spielraum war nicht mehr relevant für die Paarkommunikation der Mütter, dahingegen spielte diese Variable nun eine Rolle für die Partnerschaftsqualität Väter. Je größere Einschränkungen Väter in den zur Verfügung stehenden finanziellen Ressourcen sahen, desto geringer bewerteten sie die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt. Ein Zusammenzug mit dem Partner erwies sich in diesem Modell schließlich lediglich bedeutsam für die befragten Mütter. Die teilweise geschilderten, veränderten Zusammenhänge können einerseits daran liegen, dass in der kleineren Substichprobe minimal andere Werte und/Verteilungen auf den Variablen zu veränderten Ergebnissen führten. Andererseits kann es sein, dass die ängstliche Überfürsorge vor ausgewählten Hintergrundvariablen variierte (bei Müttern zum Beispiel hinsichtlich der erlebten finanziellen Knappheit) und die Berücksichtigung der Überfürsorge zu Veränderungen in den Effekten beitrug.

Indirekte Effekte

Tabelle 5.10 weist die Ergebnisse der berechneten direkten, indirekten und totalen Effekte zwischen den interessierenden Variablen aus. Es werden die standardisierten Regressionsgewichte ausgegeben. Erwartungsgetreu erwies sich das Zusammenwirken der Paarvariablen untereinander als statistisch bedeutsam. Der Effekt ist wie im Modell zur Irritabilität des Kindes zu interpretieren. Im Weiteren trat für Mütter und Väter ein kleiner, aber statistisch signifikanter indirekter Effekt zwischen der ängstlichen Überfürsorge über die Paarkommunikation auf die Partnerschaftsqualität auf. Kreisten die Gedanken der Eltern nach der Geburt vermehrt um die Bedürfnisse und das Wohlbefinden des Kindes und machten sie sich vermehrt Sorgen darüber, etwas in der Fürsorge und im Umgang mit dem Kind falsch zu machen, war das mit einer Intensivierung negativer Paarkommunikation assoziiert. Die erhöhte Besorgnis um das Kind übertrug sich dann über die schlechtere Paarkommunikation auf die Partnerschaftsqualität im selben Jahr und reduzierte diese.

Tabelle 5.9 Ergebnisse des pfadanalytischen Multigruppenvergleichs für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt und die Rolle des Kindes operationalisiert über die ängstliche Überfürsorge

Variablen	Modell mit freigeschätzten Parametern				Wald-Tests	Modell mit fixierten Parametern			
	Väter		Mütter			Väter		Mütter	
	B	β	B	β		B	β	B	β
Ängstliche Überfürsorge									
Partnerschaftsqualität$_{vorgeburtlich}$	.03	.02	.16	.10	n.s.	.08	.06	.08	.04
Alter	-.02*	-.17*	-.05**	-.25**	n.s.	-.03**	-.21**	-.03**	-.15**
Bildung	-.18	-.13	-.08	-.04	n.s.	-.18	-.12	-.18	-.09
Erwerbstätigkeitsmodell	-.18	-.09	.11	.04	n.s.	-.08	-.04	-.08	-.03
Subjektive ökonomische Belastung	-.00	-.00	.19**	.22**	sig.*	-.00	-.01	.18**	.22**
Heirat	-.00	-.00	.28	.09	n.s.	.08	.04	.08	.02
Zusammenzug	-.17	-.07	-.26	-.10	n.s.	-.21	-.09	-.21	-.08
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.19**	-.25**	-.20**	-.26**	n.s.	-.19***	-.25***	-.19***	-.24***
Negative Paarkommunikation									
Ängstliche Überfürsorge	.14*	.18*	.17**	.26**	n.s.	.17***	.22***	.17***	.26***
Partnerschaftsqualität$_{vorgeburtlich}$	-.22**	-.22**	-.24**	-.22**	n.s.	-.22***	-.22***	-.22***	-.21***
Alter	.00	.00	.00	.02	n.s.	.00	.01	.00	.01
Bildung	-.06	-.06	.02	.00	n.s.	-.03	-.03	-.03	-.03
Erwerbstätigkeitsmodell	.02	.01	.19	.10	n.s.	.08	.05	.08	.04
Subjektive ökonomische Belastung	-.01	-.02	.08	.14	n.s.	.03	.05	.03	.05
Heirat	-.33**	-.20**	.22	.11	sig.**	-.33**	-.20**	.15	.07
Zusammenzug	-.01	-.00	.29*	.17*	n.s.	.15	.08	.15	.09
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.05	-.08	.03	.06	n.s.	-.00	-.00	-.00	-.00
Dauer der Partnerschaft in Jahren	.00	.03	-.00	-.08	n.s.	-.00	-.02	-.00	-.02
Häufigkeit Geschlechtsverkehr	.01	.11	.00	.09	n.s.	.00	.05	.00	.06
Partnerschaftsqualität$_{Im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$									
Negative Paarkommunikation	-.29***	-.30***	-.14*	-.14*	n.s.	-.22***	-.24***	-.22***	-.22***
Ängstliche Überfürsorge	.05	.07	-.02	-.03	n.s.	.01	.01	.01	.01
Partnerschaftsqualität$_{vorgeburtlich}$	.33***	.35***	.60***	.57***	sig.**	.36***	.38***	.58***	.54***
Alter	-.00	-.04	-.00	-.02	n.s.	-.00	-.05	-.00	-.04
Bildung	.03	.03	-.02	-.02	n.s.	.01	.01	.01	.01
Erwerbstätigkeitsmodell	.12	.08	-.06	-.03	n.s.	.05	.03	.05	.02
Subjektive ökonomische Belastung	-.08*	-.16*	.03	.05	sig.*	-.08*	-.16*	.04	.07
Heirat	.09	.06	.05	.02	n.s.	.09	.06	.09	.04
Zusammenzug	.05	.03	-.35**	-.21**	sig.*	.05	.03	-.30**	-.18**
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.06	-.12	.03	.07	sig.*	-.06	-.12	.04	.09
Dauer der Partnerschaft in Jahren	.00	.01	.00	.01	n.s.	.00	.00	.00	.00
Häufigkeit Geschlechtsverkehr	.00	.10	.00	.04	n.s.	.00	.06	.00	.07
N	145		137			145		137	
$R^2_{Ängstliche\ Überfürsorge}$	.13		.21			.14		.17	
$R^2_{Paarkommunikation}$	.17		.20			.16		.15	
$R^2_{Partnerschaftsqualität\ im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$	.35		.41			.32		.42	
$\chi^2_{nach\ Gruppe}$	$\chi^2(2) = 0.26$, $p = 0.87$		$\chi^2(2) = 2.22$, $p = 0.32$			…[A]		….	
χ^2_{Gesamt}	$\chi^2(4) = 2.49$, $p = 0.64$					$\chi^2(29) = 19.98$, $p = 0.89$			
RMSEA	0.00					0.00			
TLI	1.00					1.00			
CFI	1.13					1.10			

Anmerkungen. Unstandardisierte (B) und standardisierte (β) Regressionsgewichte des Gruppenvergleichs zwischen Müttern und Vätern für die abhängige Variable Partnerschaftsqualität. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*Vater erwerbstätig - Mutter nicht*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); subjektive ökonomische Belastung: 1 (*keine subjektive ökonomische Belastung*), 5 (*starke subjektive ökonomische Belastung*); Familienstand: 1 (*Paar hat geheiratet*), 2 (*Paar zog in gemeinsamen Haushalt*), Referenz: *zu beiden Zeitpunkten verheiratet/nicht-verheiratet zusammenlebend*. Zugrundeliegende Gesamtstichprobe *N* = 282. Ungewichtete Daten.

[A] Ergebnisse des Chi-Quadrat-Tests werden nicht differenziert nach den Gruppen ausgegeben, aufgrund der fixierten Parameter über die zwei Vergleichsgruppen hinweg.

* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Mit Blick auf die Hintergrundbedingungen elterlichen Wohlbefindens bestätigte sich für die Mütter ein statistisch bedeutsamer, jedoch kleiner indirekter Effekt zwischen der finanziellen Belastung, der ängstlichen Überfürsorge und der Paarkommunikation. Eine erhöhte mütterliche finanzielle Belastung war mit größerer Ängstlichkeit hinsichtlich der Bedürfnisse und des Wohlergehens des Kindes verbunden, was wiederum mit einer Erhöhung negativer Kommunikation in der Partnerschaft zusammenhing, indirekter Effekt: $\beta = .05$, $p = .02$. Der Grad ängstlicher

Tabelle 5.10 Ergebnisse der Mediationsanalyse für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt, die Paarkommunikation und die ängstliche Überfürsorge

Variablen	Direkter Effekt (β)		Indirekter Effekt (β)		Totaler Effekt (β)	
	Väter	Mütter	Väter	Mütter	Väter	Mütter
$Partnerschaftsqualität_{vorgeburtlich}$ -> Ängstliche Überfürsorge -> negative Paarkommunikation -> $Partnerschaftsqualität_{Im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$	.38***	.54***	-.00	-.00	.38***	.54***
$Partnerschaftsqualität_{vorgeburtlich}$ -> Ängstliche Überfürsorge -> $Partnerschaftsqualität_{Im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$	.38***	.54***	.00	.00	.38***	.54***
$Partnerschaftsqualität_{vorgeburtlich}$ -> negative Paarkommunikation -> $Partnerschaftsqualität_{Im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$	.38***	.54***	.05**	.04**	.44***	.59***
$Partnerschaftsqualität_{vorgeburtlich}$ -> Ängstliche Überfürsorge -> negative Paarkommunikation	-.22***	-.21***	.01	.01	-.21***	-.19***
Ängstliche Überfürsorge -> negative Paarkommunikation -> $Partnerschaftsqualität_{Im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$	.01	.01	-.05**	-.05**	-.03	-.04

Anmerkungen. Direkte, indirekte und totale Effekte zwischen der Partnerschaftsqualität, der Ängstliche Überfürsorge und der negativen Paarkommunikation für die befragten Väter (n = 145) und Mütter (n = 137), standardisierte Regressionsgewichte (β). Ungewichtete Daten * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Überfürsorge vermittelte außerdem den Einfluss des Schlafs auf die Paarkommunikation. Dies galt für alle erfassten Mütter und Väter. Eltern, denen es gelang im Durchschnitt mehr Stunden pro Nacht zu schlafen, zeigten eine geringere Tendenz ins Grübeln und in Sorge um das Kind zu geraten, was wiederum dazu beitrug, dass eine geringere Verschlechterung der Paarkommunikation eintrat, indirekter Effekt: Mütter $\beta = .06, p = .002$, Väter $\beta = .05, p = .002$. Insgesamt ist der indirekte Effekt allerdings ebenfalls als klein einzuschätzen. Zusätzlich kristallisierte sich ein kleiner, aber dennoch statistisch signifikanter indirekter Effekt zwischen dem Alter der Befragten Eltern, der ängstlichen Überfürsorge und der Paarkommunikation heraus, indirekter Effekt: Mütter $\beta = .04, p = .01$, Väter $\beta = .04, p = .01$. Wie sich am Vorzeichen des standardisierten Wertes erkennen lässt, gerieten ältere Eltern weniger in ängstliche Überfürsorge, was dafür wichtig war, dass sich ihre Paarkommunikation nicht ins Negative intensivierte. Es wurden ausgewählte moderierende Effekte geprüft, die sich jedoch alle nicht als statistisch bedeutsam erwiesen.

Unterschiede in den Variablenzusammenhängen nach dem Veränderungsausmaß im Konflikt- und Kommunikationsverhalten

Das gerade besprochene Modell wurde anschließend, unter zusätzlicher Berücksichtigung der Variable Geschlecht, in beiden Vergleichsgruppen nach der Veränderung in der Paarkommunikation frei geschätzt und wies einen guten Modellfit auf, χ^2 (4) = 3.02, $p = .67$, $RMSEA = 0.00$, $CFI = 1.00$, $TLI = 1.08$, $N_{Gesamt} = 282$. In dieser verkleinerten Stichprobe, aufgrund des Erhebungsprogramms, verteilten sich

die Befragten analog zur Ausgangsstichprobe gleichwertig auf die zwei identifizierten Gruppen. 55 % ($n = 155$) der erfassten Mütter und Väter erlebten eine (leichte) Abnahme in ungünstiger Paarkommunikation (*Vergleichsgruppe*), während sich die Paarkommunikation bei 45 % ($n = 127$) der Eltern am Übergang zur Elternschaft verschlechtert hatte (*Gruppe mit Intensivierung in Paarkommunikation*).

Hinsichtlich der Zusammenhänge der zentralen Studienvariablen ergaben sich allerdings keine signifikanten Unterschiede zwischen diesen zwei Elterngruppen. Mit Blick auf die Hintergrundvariablen zeigte sich in diesem Gruppenvergleich jedoch ein signifikanter Unterschied im Regressionsgewicht zwischen dem Geschlecht und der Paarkommunikation, *Wald-Test*(1) = 4.01 $p = .04$. In der Elterngruppe, deren Paarkommunikation sich im Zuge des Übergangs zur Elternschaft nicht verschlechtert hatte, fiel der Unterschied in der Paarkommunikation zwischen Müttern und Vätern größer aus ($\beta = -.14$, $p = .06$) als in der Gruppe, deren Paarkommunikation sich über den genannten Zeitraum negativiert hatte ($\beta = .04$, $p = .58$). Darüber hinaus bestand ein signifikanter Unterschied zwischen den Gruppen hinsichtlich des Einflusses des Familienstandes auf die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt, *Wald-Test*(1) = 4.46 $p = .03$. Befragte Eltern, deren Paarkommunikation eine Verschlechterung über die ersten zwei Messzeitpunkte erfahren hatte, wiesen eine niedrigere Partnerschaftsqualität auf, wenn sie mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin zusammengezogen waren, im Vergleich zu Befragten dieser Gruppe, die über diesen Studienzeitraum hinweg bereits zusammenlebten, $\beta = -.21$, $p = .005$. Eltern der Gruppe, deren Paarkommunikation keiner Verschlechterung unterlegen war, unterschieden sich nicht hinsichtlich dieser Variable in der Partnerschaftsqualität, $\beta = .03$, $p = .65$. Im finalen Modell mit diesen frei geschätzten Pfaden und den restlichen fixierten Parametern [χ^2 (36) = 40.69, $p = .27$, *RMSEA* = 0.03, *CFI* = .97, *TLI* = .95, $N_{\text{Gesamt}} = 282$] spiegelten sich, bis auf diese Unterschiede, dieselben Variablenzusammenhänge wider, die sich auch im finalen Modell des Geschlechtervergleichs zwischen der ängstlichen Überfürsorge, der Paarkommunikation und der Partnerschaftsqualität im ersten Jahr nach der Geburt gezeigt hatten. Das bedeutet, auch unabhängig vom Veränderungsniveau der Paarkommunikation zwischen dem Jahr vor der Geburt und dem Jahr nach der Geburt, bestanden die bereits geschilderten direkten und indirekten Zusammenhänge. Egal, ob die Befragten in die Gruppen fielen, deren Paarkommunikation sich verbessert oder verschlechtert hatte: Wenn sich Eltern in einer dieser Gruppen vermehrt Sorgen um das Baby machten und ängstlicher waren, alles richtig zu machen, stand das in einem beschleunigenden Zusammenhang mit der Paarkommunikation, die bei diesen Eltern negativer ausfiel, *Gruppe mit Intensivierung in Paarkommunikation*: $\beta = .19$, $p < .001$, *Vergleichsgruppe*: $\beta = .21$, $p < .001$. Es bestand kein direkter Zusammenhang zwischen der ängstlichen Überfürsorge und der Partnerschaftsqualität im

Jahr nach der Geburt, $\beta = .02, p = .63$, als auch keine Verknüpfung zwischen der vorgeburtlichen Partnerschaftsqualität und der ängstlichen Überfürsorge im Jahr nach dem Übergang zur Elternschaft, *Gruppe mit Intensivierung in Paarkommunikation*: $\beta = .05, p = .28$, *Vergleichsgruppe*: $\beta = .06, p = .28$. Ungeachtet dessen, in welche der zwei unterschiedenen Gruppen Mütter und Väter fielen, bestand kein bedeutender Unterschied in den Zusammenhängen zwischen der Partnerschaftsqualität und der Paarkommunikation. Die vorgeburtliche Partnerschaftsqualität erwies sich in beiden Gruppen als relevanter Prädiktor für die Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt [*Gruppe mit Intensivierung in Paarkommunikation*: $\beta = .48$, $p < .001$, *Vergleichsgruppe*: $\beta = .51$, $p < .001$], sowie für die nachgeburtliche Paarkommunikation [*Gruppe mit Intensivierung in Paarkommunikation*: $\beta = .27$, $p < .001$, *Vergleichsgruppe*: $\beta = .31$, $p < .001$]. Dementsprechend galt für den zentralen indirekten Effekt in beiden Gruppen: Je höher Eltern eine ängstliche Überfürsorge hinsichtlich des Babys empfanden, desto eher verschlechterte sich ihre Kommunikation mit dem Partner oder der Partnerin, was in reduzierender Assoziation mit der Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt stand, indirekter Effekt: $\beta = .03$, $p = .02$. Außerdem ließ sich für beide Gruppen der indirekte Effekt zwischen den Paarvariablen untereinander ausmachen. Unabhängig davon, wie sich die Paarkommunikation verändert hatte, galt: Je höher die vorgeburtliche Partnerschaftsqualität ausfiel, desto niedriger war die negative Paarkommunikation nach der Geburt, was sich positiv auf die Partnerschaftsqualität zu diesem Zeitpunkt übertrug, indirekter Effekt: $\beta = .04$, $p = .006$. Die berichteten Ergebnisse des finalen Modells können in Anhang 2 detailliert nachvollzogen werden.

Nachgelagerte Effekte

In einem abschließenden Analyseschritt wurde ermittelt, inwiefern die ängstliche Überfürsorge und die Paarkommunikation im ersten Jahr nach dem Übergang zur Elternschaft auch noch in einem nachfolgenden Zusammenhang mit der Paarqualität im zweiten Jahr standen. Das Modell, das in einem ersten Schritt in beiden Stichproben frei geschätzt wurde, verfehlte einen angemessenen Modellfit, χ^2 (36) = 52.91, $p = .03$, *RMSEA* = 0.05, *CFI* = 0.92, *TLI* = 0.80. Anschließend wurde geprüft, ob der erzielte Fit auch daran liegen könnte, dass sich viele der geschätzten Koeffizienten nicht bedeutend zwischen den Gruppen unterschieden und daher die Gleichsetzung einiger Pfade die zugrundeliegenden empirischen Daten besser abbildete. Nach diesem Prüfschritt zeigte sich, dass sich die Höhe einiger Pfade tatsächlich nicht bedeutend zwischen den Geschlechtern unterschied. Im finalen Modell wurden Pfade daher über die Subgruppen hinweg sowohl als gleich angenommen, als auch Unterschiede zugelassen. Das so spezifizierte Modell wies allerdings erneut keinen zufriedenstellenden Modellfit auf, χ^2 (63) = 91.79, $p =$

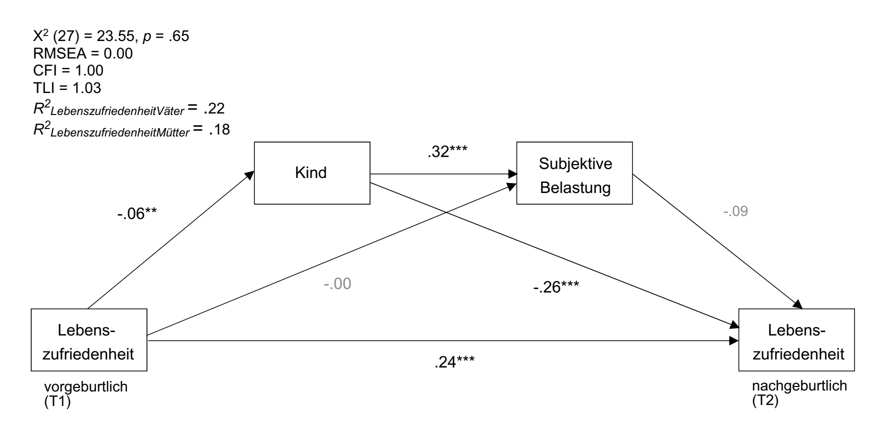
.01, *RMSEA* = 0.05, *CFI* = 0.87, *TLI* = 0.81. Die angenommenen Variablenzusammenhänge ließen sich damit nur für das erste Jahr nach der Geburt finden. Das spezifizierte Modell zu den nachgelagerten Effekten spiegelte die beobachtete Datenstruktur wiederum nicht adäquat wider. Überdies handelte es sich um ein sehr komplexes Modell mit vielen Variablen, das auf Basis dieser vergleichsweise kleinen Stichprobe geschätzt wurde, was eine Erklärung für den ungenügenden Modellfit sein kann. Da das berechnete Modell keinen annehmbaren Fit erzielte, wird auf die Schilderung der Ergebnisse verzichtet.

5.7 Ergebnisse Forschungslücke III: Individuelle Wohlbefindensdimensionen

5.7.1 Lebenszufriedenheit

Zur Berechnung der direkten und indirekten Zusammenhänge zwischen der Irritabilität des Kindes, der durch das kindliche Verhalten empfundenen elterlichen subjektiven Belastung und der vorgeburtlichen sowie nachgeburtlichen Lebenszufriedenheit, wurde dasselbe Multigruppenvorgehen angewandt wie auch schon in den Analysen zur Partnerschaft. Das finale Modell wies einen guten globalen Fit auf. Im Vergleich zur Partnerschaftsqualität konnten alle Prädiktoren zusammengenommen jedoch ein geringeres Maß an Varianz in der abhängigen Variable der Lebenszufriedenheit aufklären, (Abbildung 5.3 zur Irritabilität und Partnerschaftsqualität im Vergleich zu hier untenstehender Abbildung 5.5 zur Irritabilität und Lebenszufriedenheit).

Direkte Effekte
Abbildung 5.5 skizziert die direkten Effekte (unstandardisierte Regressionsgewichte), die zwischen den untersuchten Variablen bestanden. Die Lebenszufriedenheit vor dem Übergang zur Elternschaft hatte erwartungsgemäß eine hohe Vorhersagekraft für die Lebenszufriedenheit nach dem Übergang zur Elternschaft (siehe auch die standardisierten Regressionsgewichte in Tabelle 5.11, rechte Spalte im Modell mit fixierten Parametern). Je höher dabei das Ausgangsniveau war, umso höher war auch die Lebenszufriedenheit im Folgejahr. Daneben stellte sich die vorgelagerte Lebenszufriedenheit als relevanter Prädiktor für die kindliche Verhaltensanpassung im ersten Lebensjahr heraus. Mütter und Väter, die im Jahr vor der Geburt über eine höhere Lebenszufriedenheit berichtet hatten, hatten, aus ihrer Perspektive, Babys, die geringere verhaltensbedingte Anforderungen zeigten und



Anmerkungen. Nicht standardisierte Regressionsgewichte; nicht signifikante Koeffizienten wurden ausgegraut; freigeschätzte Pfade werden jeweils separat für Mütter und Väter ausgegeben, fixierte Pfade wiederum für die Gesamtstichprobe. $N = 521$; $n_{Väter} = 273$; $n_{Mütter} = 248$;
* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Abbildung 5.5 Vereinfachtes finales Pfadmodell der direkten Zusammenhänge zwischen der vorgeburtlichen Lebenszufriedenheit, der durch die Eltern eingeschätzten Irritabilität des Kindes, der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten und der Lebenszufriedenheit zum Befragungszeitpunkt im Jahr nach der Geburt

insgesamt weniger irritabel waren. Zwischen der Lebenszufriedenheit vor dem Übergang zur Elternschaft und der erlebten Belastung durch das kindliche Verhalten im Jahr nach der Geburt, bestand allerdings kein substanzieller Zusammenhang. Unter Kontrolle aller weiteren Variablen im Modell bestand außerdem ein positiver Zusammenhang zwischen der Irritabilität des Kindes und der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten. Je irritabler das Kind aus Sicht der Eltern war, desto höher war auch die dadurch subjektiv erlebte Belastung durch das kindliche Verhalten. Interessant ist, dass eine erhöhte Irritabilität des Kindes in direktem negativem Zusammenhang mit der Lebenszufriedenheit im Jahr nach der Geburt stand, während zwischen der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten und der Lebenszufriedenheit zu diesem Zeitpunkt wider Erwarten keine nennenswerte Verknüpfung bestand. Insgesamt stellte sich die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten für die Lebenszufriedenheit als weniger bedeutsam heraus als zunächst angenommen, da auch kein vorgelagerter Effekt der Lebenszufriedenheit auf die empfundene Belastung bestand. Die dargestellten direkten Effekte der untersuchten Variablen unterschieden sich dabei nicht signifikant zwischen den befragten Müttern und Vätern.

Bedingungen elterlichen Wohlbefindens
Im Multigruppenvergleich der Geschlechter trat für die Lebenszufriedenheit nur ein bedeutender Unterschied hinsichtlich der genannten Bedingungen elterlichen Wohlbefindens auf. Während die durchschnittliche Stundenanzahl des Nachtschlafs in einer Woche nicht relevant für die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten der erfassten Väter war, stellte sie sich für die Mütter, neben den tatsächlichen Verhaltensanforderungen des Kindes, als wichtig für die erlebte Belastung heraus. Je mehr Schlaf Mütter in einer Nacht in einer normalen Woche bekamen, umso geringer fiel die Belastung durch das kindliche Nachtschlafverhalten oder das Schreien des Babys für sie aus. Für die Gesamtstichprobe bestand darüber hinaus ein bedeutender Bildungseffekt hinsichtlich der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten. Höher gebildete Eltern wiesen ein im Schnitt höheres Belastungserleben durch die Verhaltensanforderungen des Kindes auf als mittel bis niedrig gebildete befragte Mütter und Väter. Paare, die am Übergang zur Elternschaft in einen gemeinsamen Haushalt gezogen waren, im Kontrast zu jenen, an deren Rahmenbedingungen der Partnerschaft sich nichts geändert hatte, wiesen wiederum eine geringere subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten auf. Erhöhte finanzielle Sorgen hatten weiterhin einen dämpfenden Effekt auf die Lebenszufriedenheit im Jahr nach der Geburt. Gleichzeitig hatten Eltern, die ihre ökonomische Situation als schwächer einschätzten, Babys, die größere Anpassungsschwierigkeiten aufwiesen, häufiger schrien und sich weniger leicht beruhigen ließen.

Indirekte Effekte
In Tabelle 5.12 sind vor allem die berechneten indirekten Effekte von Interesse (mittlere Spalte). Es ließ sich nicht, wie erwartet, eine Übertragung des kindlichen Verhaltens über das tatsächliche Belastungsniveau auf die Lebenszufriedenheit feststellen. Dagegen trat die stärkere Bezüglichkeit zwischen der Lebenszufriedenheit der untersuchten Mütter und Väter und der Irritabilität des Kindes hervor. Mütter und Väter, die auf einem höheren Ausgangsniveau in der Lebenszufriedenheit starteten, hatten, aus ihrer Perspektive, im Jahr nach der Geburt eher Kinder, die insgesamt weniger irritabel waren. Dieser dämpfende Effekt einer positiven Ausgangssituation für kindliche Anpassungsschwierigkeiten im Jahr nach der Geburt war relevant für die Lebenszufriedenheit zu diesem Zeitpunkt, die in diesen Fällen höher ausfiel. Darüber hinaus trat ein weiterer, zunächst nicht erwarteter indirekter Effekt auf. War die elterliche Lebenszufriedenheit im Jahr vor der Geburt hoch, waren die Kinder aus Elterneinschätzung im Jahr darauf insgesamt weniger irritabel, was wiederum relevant für die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten war, die dann geringer ausfiel. Insgesamt sind die indirekten Effekte, die sich als statistisch bedeutsam herausstellten jedoch als sehr klein einzuschätzen.

Tabelle 5.11 Ergebnisse des pfadanalytischen Multigruppenvergleichs für die Lebenszufriedenheit im Jahr nach der Geburt und die Rolle des Kindes operationalisiert über die Irritabilität des Kindes

Variablen	Modell mit freigeschätzten Parametern				Wald-Tests	Modell mit fixierten Parametern			
	Väter		Mütter			Väter		Mütter	
	B	β	B	β		B	β	B	β
Irritabilität des Kindes									
Lebenszufriedenheit$_{vorgeburtlich}$	-.09**	-.18**	-.03	-.07	n.s.	-.06**	-.11**	-.06**	-.14**
Bildung	.06	.04	.01	.01	n.s.	.04	.03	.04	.03
Erwerbstätigkeitsmodell	-.07	-.04	.16	.08	n.s.	.02	.01	.02	.01
Subjektive ökonomische Belastung	.02	.03	.09**	.16**	n.s.	.05*	.09*	.05*	.10*
Heirat	.06	.03	-.00	-.00	n.s.	.04	.02	.04	.01
Zusammenzug	.10	.05	.09	.05	n.s.	.10	.05	.10	.05
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.00	-.00	-.08**	-.16**	n.s.	-.04	-.07	-.04	-.09
Subjektive Belastung kindliches Verhalten									
Irritabilität des Kindes	.35***	.27***	.27**	.18**	n.s.	.32***	.25***	.32***	.22***
Lebenszufriedenheit$_{vorgeburtlich}$	-.00	-.01	.01	.01	n.s.	-.00	-.00	-.00	-.00
Alter	.00	.01	.00	.02	n.s.	.00	.01	.00	.01
Bildung	.37***	.23***	.22	.12	n.s.	.31***	.19***	.31***	.17***
Erwerbstätigkeitsmodell	.02	.01	.11	.04	n.s.	.06	.02	.06	.02
Subjektive ökonomische Belastung	.00	.00	.02	.02	n.s.	.01	.01	.01	.01
Heirat	.06	.02	.21	.06	n.s.	.12	.04	.12	.03
Zusammenzug	-.26	-.10	-.30	-.11	n.s.	-.27**	-.11**	-.27**	-.10**
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.07	-.09	-.23***	-.32***	sig.*	-.07	-.08	-.23***	-.32***
Lebenszufriedenheit$_{im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$									
Subjektive Belastung kindliches Verhalten	-.06	-.05	-.12	-.09	n.s.	-.09	-.07	-.09	-.07
Irritabilität des Kindes	-.20*	-.12*	-.38**	-.20**	n.s.	-.26***	-.17***	-.26***	-.13***
Lebenszufriedenheit$_{vorgeburtlich}$	.27***	.34***	.20***	.25***	n.s.	.24***	.30***	.24***	.29***
Alter	-.01	-.05	-.01	-.07	n.s.	-.01	-.06	-.01	-.05
Bildung	.07	.03	.21	.09	n.s.	.13	.06	.13	.05
Erwerbstätigkeitsmodell	-.04	-.01	-.28	-.08	n.s.	-.14	-.04	-.14	-.04
Subjektive ökonomische Belastung	-.19**	-.19**	-.02	-.02	n.s.	-.12**	-.12**	-.12**	-.11**
Heirat	.21	.06	.10	.02	n.s.	.18	.06	.18	.04
Zusammenzug	.24	.07	-.18	-.05	n.s.	.08	.02	.08	.02
Durchschnittlicher Nachtschlaf	.03	.03	.07	.07	n.s.	.06	.06	.06	.06
N	273		248			273		248	
$R^2_{Irritabilität}$	.04		.07			.03		.04	
$R^2_{subjektive\ Belastung\ durch\ das\ kindliche\ Verhalten}$	.15		.20			.13		.21	
$R^2_{Lebenszufriedenheit}$	.25		.19			.22		.18	
$\chi^2_{nach\ Gruppe}$	$\chi^2(1) = 0.55, p = 0.45$		$\chi^2(1) = 1.13, p = 0.28$			…[A]		….	
χ^2_{Gesamt}	$\chi^2(2) = 1.69, p = 0.42$					$\chi^2(27) = 23.55, p = 0.65$			
RMSEA	0.00					0.00			
TLI	1.00					1.00			
CFI	1.03					1.03			

Anmerkungen. Unstandardisierte (B) und standardisierte (β) Regressionsgewichte des Gruppenvergleichs zwischen Müttern und Vätern für die abhängige Variable Lebenszufriedenheit. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*Vater erwerbstätig - Mutter nicht*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); subjektive ökonomische Belastung: 1 (*keine subjektive ökonomische Belastung*), 5 (*starke subjektive ökonomische Belastung*); Familienstand: 1 (*Paar hat geheiratet*), 2 (*Paar zog in gemeinsamen Haushalt*), Referenz: *zu beiden Zeitpunkten verheiratet/nicht-verheiratet zusammenlebend*. Zugrundeliegende Gesamtstichprobe *N* = 521. Ungewichtete Daten.
[A] Ergebnisse des Chi-Quadrat-Tests werden nicht differenziert nach den Gruppen ausgegeben, aufgrund der fixierten Parameter über die zwei Vergleichsgruppen hinweg.
* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Hinsichtlich der Kontrollvariablen, die Rahmenbedingungen am Übergang zur Elternschaft darstellen, bestätigte sich ein statistisch signifikanter Zusammenhang zwischen dem Nachtschlaf der Eltern, der subjektiven Belastung durch Verhaltensanforderungen des Kindes und der Lebenszufriedenheit im Jahr nach der Geburt. Eltern, die während einer normalen Woche pro Nacht mehr schliefen, waren insgesamt weniger durch das Nachtschlaf- oder Schreiverhalten des Kindes belastet, was wiederum zu einer höheren Lebenszufriedenheit führte, indirekter Effekt: Mütter $\beta = .03$, $p = .01$, Väter $\beta = .02$, $p = .03$. Auch hier ließen sich keine moderierenden Effekte ausmachen.

Tabelle 5.12 Ergebnisse der Mediationsanalyse für die Lebenszufriedenheit im Jahr nach der Geburt, die Irritabilität des Kindes und die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten

Variablen	Direkter Effekt (β)		Indirekter Effekt (β)		Totaler Effekt (β)	
	Väter	Mütter	Väter	Mütter	Väter	Mütter
$\text{Lebenszufriedenheit}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> subjektive Belastung -> $\text{Lebenszufriedenheit}_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.30***	.29***	.00	.00	.30***	.29***
$\text{Lebenszufriedenheit}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> $\text{Lebenszufriedenheit}_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.30***	.29***	.02*	.01*	.32***	.31***
$\text{Lebenszufriedenheit}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> subjektive Belastung -> $\text{Lebenszufriedenheit}_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.30***	.29***	.00	.00	.30***	.29***
$\text{Lebenszufriedenheit}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> subjektive Belastung	-.00	-.00	-.03**	-.03**	-.03	-.03
Irritabilität des Kindes -> subjektive Belastung -> $\text{Lebenszufriedenheit}_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$	-.17***	-.13***	-.01	-.01	-.19***	-.15***

Anmerkungen. Direkte, indirekte und totale Effekte zwischen der Lebenszufriedenheit, der Irritabilität des Kindes und der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten für die befragten Väter (n = 273) und Mütter (n = 248), standardisierte Regressionsgewichte (β). Ungewichtete Daten * $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Nachgelagerte Effekte
Um zu testen, inwiefern über das erste Jahr hinaus Zusammenhänge zwischen Irritabilität, subjektiver Belastung und Lebenszufriedenheit im Folgejahr bestanden, wurde dasselbe Modell geschätzt, nun jedoch mit der Lebenszufriedenheit zu T3 als abhängiger Variable[13]. Die Schätzwerte wurden nach dem gleichen Multigruppenvorgehen ermittelt. Die Besprechung der Ergebnisse stützt sich auf die standardisierten Regressionsgewichte des finalen Modells (vgl. Tabelle 5.13, rechte Spalte im Modell mit fixierten Parametern), in dem alle Pfade über die zwei Vergleichsgruppen hinweg gleichgesetzt wurden, bis auf den direkten Zusammenhang zwischen dem Nachtschlaf der Eltern und der subjektiv empfundenen Belastung durch das kindliche Verhalten im Jahr nach der Geburt. Das finale Modell wies einen guten Modellfit auf, χ^2 (52) = 47.97, $p = .63$, $RMSEA = 0.00$, $CFI = 1.00$, $TLI = 1.03$. In den Berechnungen sind vor allem die Ergebnisse in Bezug auf die Lebenszufriedenheit zu MZP 3 interessant (vgl. Tabelle 5.13, unterster Abschnitt).

[13] Wie auch im nachgelagerten Modell zur Partnerschaftsqualität zu T3 wurden für die Lebenszufriedenheit zu T3 zunächst die Anzahl weiterer Kinder berücksichtigt, als auch das Vorliegen einer Schwangerschaft. Da beide Kontrollvariablen keinen Einfluss auf die Lebenszufriedenheit zu T3 hatten und die Herausnahme dieser zwei Variablen keine Veränderungen für das berechnete Modell brachte, wurden sie nicht berücksichtigt, um damit dem insgesamt schlankeren Modell Vorzug zu gewähren.

Unter Kontrolle der zentralen Bedingungen der Lebenssituation zu diesem Zeitpunkt und der vorgeburtlichen Lebenszufriedenheit, war die erlebte Belastung durch das kindliche Verhalten im ersten Lebensjahr des Kindes prädiktiv für die Lebenszufriedenheit im Folgejahr. Je höher die Belastung durch das kindliche Verhalten im Jahr nach der Geburt war, desto stärker war der dämpfende Effekt auf die Lebenszufriedenheit im zweiten Jahr nach der Geburt. Im geschätzten Modell ließ sich damit für beide Geschlechter ein nachgelagerter negativer Zusammenhang zwischen dem Grad der erlebten subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten im ersten Jahr und der Lebenszufriedenheit im zweiten Jahr nach der Geburt feststellen. Anders als in den Berechnungen zur Lebenszufriedenheit zu T2, bestand kein direkter Zusammenhang mehr zwischen der Irritabilität des Kindes und der Lebenszufriedenheit ein Jahr später. Es zeigte sich lediglich ein statistisch bedeutsamer indirekter Effekt zwischen Irritabilität (T2), subjektiver Belastung (T2) und Lebenszufriedenheit (T3) indirekter Effekt: Mütter $\beta = -.02, p = .01$, Väter $\beta = -.03, p = .01$.

5.7.2 Depressivität

Im finalen Modell zur Depressivität kamen noch einmal andere Zusammenhangsmuster zu Tage als im Modell zur Lebenszufriedenheit im ersten Jahr nach der Geburt. Die direkten Zusammenhänge der unstandardisierten Regressionskoeffizienten können in Abbildung 5.6 nachvollzogen werden. Es ließen sich keine signifikanten Geschlechterunterschiede zwischen den zentralen Variablen erkennen, so dass die Parameter über beide Vergleichsgruppen hinweg gleichgesetzt wurden. Zusammengenommen können die unabhängigen Variablen einen beachtlichen Teil nicht erklärter Varianz in der Depressivität der erfassten Mütter und Väter aufklären (Väter: $R^2 = .48$; Mütter: $R^2 = .41$). Die Varianzaufklärung ist damit höher als für die abhängige Variable der Lebenszufriedenheit. Der Modellfit erwies sich als sehr gut.

Direkte Effekte

Ähnlich wie für die Lebenszufriedenheit, bestätigte sich für die erfassten Eltern auch hier, dass das Ausgangsniveau der Depressivität einen entscheidenden Entwicklungsausgang für das Kind im Jahr nach der Geburt darstellte (Tabelle 5.11 und Tabelle 5.14 im Vergleich, jeweils rechte Spalte, standardisierte Regressionsgewichte im Modell mit fixierten Parametern). Eltern mit höheren Depressionswerten

Tabelle 5.13 Ergebnisse des pfadanalytischen Multigruppenvergleichs für die Lebenszufriedenheit im zweiten Jahr nach der Geburt und die Rolle des Kindes operationalisiert über die Irritabilität des Kindes

Variablen	Modell mit freigeschätzten Parametern				Wald-Tests	Modell mit fixierten Parametern			
	Väter		Mütter			Väter		Mütter	
	B	β	B	β		B	β	B	β
Irritabilität des Kindes$_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$									
Lebenszufriedenheit$_{\text{vorgeburtlich}}$	-.09**	-.18**	-.03	-.07	n.s.	-.06**	-.11**	-.06**	-.14**
Bildung	.06	.04	.02	.01	n.s.	.04	.03	.04	.03
Erwerbstätigkeitsmodell	-.07	-.04	.16	.08	n.s.	.02	.01	.02	.01
Subjektive ökonomische Belastung	.02	.03	.09**	.16**	n.s.	.05*	.09	.05*	.10*
Heirat	.06	.03	-.00	-.00	n.s.	.04	.02	.04	.01
Zusammenzug	.10	.05	.09	.05	n.s.	.10	.05	.10	.05
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.00	-.00	-.08**	-.16**	n.s.	-.04	-.07	-.04	-.09
Subjektive Belastung kindliches Verhalten$_{\text{Im ersten Jahr nach der Geburt}}$									
Irritabilität des Kindes	.35***	.27***	.27***	.18***	n.s.	.32***	.25***	.32***	.22***
Lebenszufriedenheit$_{\text{vorgeburtlich}}$	-.00	-.01	.01	.01	n.s.	-.00	-.00	-.00	-.00
Alter	.00	.01	.00	.02	n.s.	.00	.01	.00	.01
Bildung	.37***	.23***	.22	.12	n.s.	.31***	.19***	.31***	.17***
Erwerbstätigkeitsmodell	.02	.01	.11	.04	n.s.	.06	.02	.06	.02
Subjektive ökonomische Belastung	.00	.00	.02	.02	n.s.	.01	.01	.01	.01
Heirat	.06	.02	.21	.06	n.s.	.12	.04	.12	.03
Zusammenzug	-.26	-.10	-.30	-.11	n.s.	-.27**	-.11**	-.27**	-.10**
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.07	-.09	-.23***	-.32***	sig.*	-.07	-.08	-.23***	-.32***
Lebenszufriedenheit$_{\text{Im zweiten Jahr nach der Geburt}}$									
Subjektive Belastung kindliches Verhalten	-.20*	-.12*	-.22*	-.13*	n.s.	-.21**	-.12**	-.21**	-.12**
Irritabilität des Kindes	.03	.01	-.22	-.09	n.s.	-.06	-.03	-.06	-.02
Lebenszufriedenheit$_{\text{vorgeburtlich}}$	.20**	.18**	.22***	.20***	n.s.	.21***	.19***	.21***	.19***
Alter	-.02	-.08	.00	.02	n.s.	-.00	-.03	-.00	-.02
Bildung	.16	.06	.21	.06	n.s.	.19	.07	.19	.06
Erwerbstätigkeitsmodell	.08	.03	.03	.01	n.s.	.06	.02	.06	.01
Subjektive ökonomische Belastung	-.23**	-.17**	-.10	-.07	n.s.	-.17**	-.13**	-.17**	-.12**
Verheiratet[B]	.17	.06	-.05	-.01	n.s.	.07	.02	.07	.02
Durchschnittlicher Nachtschlaf	.10	.07	.17	.11	n.s.	.13*	.09*	.13*	.09*
N	273		248			273		248	
$R^2_{\text{Irritabilität}}$	.04		.07			.03		.04	
$R^2_{\text{subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten}}$	.15		.20			.13		.21	
$R^2_{\text{Lebenszufriedenheit}}$	.11		.13			.10		.11	
$\chi^2_{\text{nach Gruppe}}$	$\chi^2(14) = 13.19$, p = 0.51		$\chi^2(14) = 18.27$, p = 0.19			…[A]		….	
χ^2_{Gesamt}	$\chi^2(28) = 31.47$, p = 0.29					$\chi^2(52) = 47.97$, p = 0.63			
RMSEA	0.02					0.00			
TLI	0.97					1.00			
CFI	0.93					1.03			

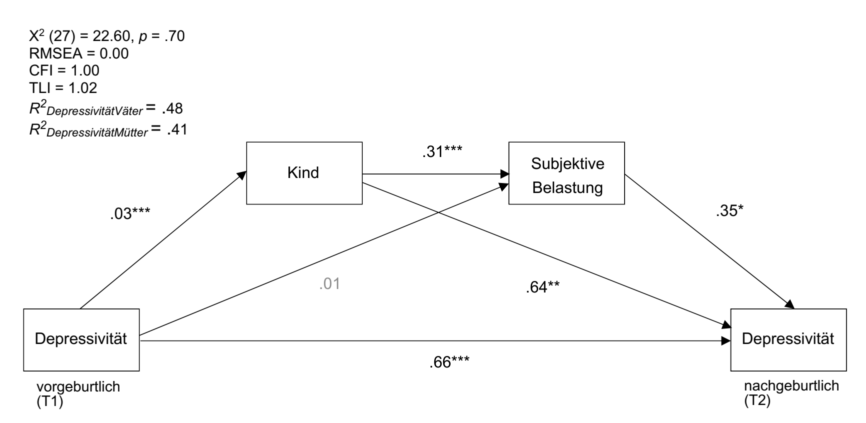
Anmerkungen. Unstandardisierte (B) und standardisierte (β) Regressionsgewichte des Gruppenvergleichs zwischen Müttern und Vätern für die abhängige Variable Lebenszufriedenheit im zweiten Jahr nach der Geburt . Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*Vater erwerbstätig - Mutter nicht*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); subjektive ökonomische Belastung: 1 (*keine subjektive ökonomische Belastung*), 5 (*starke subjektive ökonomische Belastung*); Familienstand: 1 (*Paar hat geheiratet*), 2 (*Paar zog in gemeinsamen Haushalt*), Referenz: *zu beiden Zeitpunkten verheiratet/nicht-verheiratet zusammenlebend*. Zugrundeliegende Gesamtstichprobe *N* = 521. Ungewichtete Daten.

[A] Ergebnisse des Chi-Quadrat-Tests werden nicht differenziert nach den Gruppen ausgegeben, aufgrund der fixierten Parameter über die zwei Vergleichsgruppen hinweg.

[B] Kodierung Familienstand für die Lebenszufriedenheit im zweiten Jahr nach der Geburt: 1 (*verheiratet*), 0 (*nicht verheiratet*).

* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

im Jahr vor der Geburt hatten eher Kinder, die im ersten Lebensjahr Anpassungsschwierigkeiten aufwiesen und insgesamt in ihrem Verhalten irritabler waren. Wies das Kind größere verhaltensbedingte Schwierigkeiten auf, wie vermehrtes Schreien, stand das gleichzeitig in Zusammenhang mit einer größeren subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten und war, unter Kontrolle aller weiteren Variablen im Modell, mit einer höheren Depressivität im selben Zeitfenster verknüpft. Für die



Anmerkungen. Nicht standardisierte Regressionsgewichte; nicht signifikante Koeffizienten wurden ausgegraut; freigeschätzte Pfade werden jeweils separat für Mütter und Väter ausgegeben, fixierte Pfade wiederum für die Gesamtstichprobe. $N = 521$; $n_{Väter} = 273$; $n_{Mütter} = 248$;
* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Abbildung 5.6 Vereinfachtes finales Pfadmodell der direkten Zusammenhänge zwischen der vorgeburtlichen Depressivität, der durch die Eltern eingeschätzten Irritabilität des Kindes, der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten und der Depressivität zum Befragungszeitpunkt im Jahr nach der Geburt

Depressivität bestand überdies ein gerade noch signifikanter[14] ($p = .46$) positiver Zusammenhang zwischen der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten, selbst unter Kontrolle der kindlichen Verhaltensmerkmale. Je belasteter Eltern durch dieses waren, desto höher waren die Werte auf der Depressivitätsskala. In Einklang mit den vorab getroffenen Annahmen, stellte die Depressivität im Ausgangsjahr einen relevanten Prädiktor für die Depressivität im Folgejahr dar. Berichteten Mütter und Väter im Ausgangsjahr über höhere Depressivitätssymptome, stellten sich im Folgejahr ebenfalls erhöhte Symptome ein. Allerdings ist an dieser Stelle darauf

[14] Der p-Wert stellt, das soll an dieser Stelle noch einmal erwähnt werden, kein Effektmaß dar, welches erlaubt, die Größe des Effekts zu beurteilen (Bühner und Ziegler 2009). In diesem Fall heißt das lediglich, dass die Irrtums- oder Fehlerwahrscheinlichkeit die Nullhypothese (es besteht kein signifikanter Einfluss) fälschlicherweise abzulehnen und die Alternativhypothese (es besteht ein statistisch signifikanter Einfluss) anzunehmen, bei etwa 4 % liegt. Damit wird eine insgesamt größere Irrtumswahrscheinlichkeit zugelassen, von einem statistisch bedeutsamen Einfluss auszugehen als beispielsweise bei einem Regressionskoeffizienten, dessen p-Wert unter .01 liegt. In diesem Fall läge die Irrtumswahrscheinlichkeit, die Nullhypothese fälschlicherweise zu verwerfen und die Alternativhypothese anzunehmen, nur bei einem Prozent (übertragen von Bühner und Ziegler 2009).

hinzuweisen, dass immer nur von milden bis leicht erhöhten Symptomen auf der Skala der Depressivität die Rede ist.

Bedingungen elterlichen Wohlbefindens
Im berechneten Modell zur Depressivität traten, die berücksichtigten Hintergrundvariablen betreffend, insgesamt ähnliche Effekte wie im Modell zur Lebenszufriedenheit auf. Es ließ sich der Bildungseffekt hinsichtlich der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten erkennen, genauso wie die entlastenden Effekte eines Zusammenzugs mit dem Partner oder der Partnerin und des mütterlichen Nachtschlafs für die subjektive Belastung. Unter Berücksichtigung der Depressivität, im Gegensatz zur Lebenszufriedenheit, zeigte sich allerdings kein Zusammenhang mehr zwischen der erlebten Knappheit des finanziellen Spielraums und der Irritabilität des Kindes. Die Depressivität stellte damit einen starken Prädiktor der kindlichen Verhaltenseinschätzung dar und ließ den Effekt des erlebten finanziellen Spielraums verschwinden. Überdies spielte die Bewertung der finanziellen Situation keine Rolle für das Ausmaß der Depressivität im Jahr nach der Geburt, während sie relevant für die Lebenszufriedenheit der Eltern war (vgl. Tabelle 5.14).

Indirekte Effekte
Für die Depressivität stellte sich der vorab angenommene indirekte Effekt zwischen der Irritabilität des Kindes, der subjektiven Belastung und dem Grad der Depressivität als nicht relevant heraus. Vielmehr spielten die, von den Eltern eingeschätzten Verhaltensschwierigkeiten des Kindes, einen vermittelnden Part zwischen der Depressivität zu beiden Erhebungszeitpunkten. Waren die Werte der Depressivität des Ausgangsniveaus höher, bildete das einen ungünstigen Entwicklungshintergrund für das Kind, da Kinder dieser Eltern in ihrem Verhalten insgesamt irritabler waren, was wiederum zu einer höheren elterlichen Depressivität im ersten Lebensjahr des Kindes beitrug. Den standardisierten Regressionsgewichten aus Tabelle 5.15 nach zu urteilen, handelt es sich hierbei allerdings um einen sehr kleinen Effekt. Zudem waren dabei nur 3 % des gesamten Effekts indirekter Natur. Als wesentlich bedeutsamer stellte sich hier, wie auch im Modell zur Lebenszufriedenheit, der vermittelnde Mechanismus zwischen der Depressivität zu T1, der Irritabilität des Kindes und der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten zu T2 heraus. Wie das Vorzeichen des indirekten Effekts anzeigt, waren höhere Ausgangswerte auf der Depressionsskala relevant für eine höhere Irritabilität des Kindes im Folgejahr, was sich wiederum auf die subjektive Belastung zu diesem Zeitpunkt übertrug und diese erhöhte. Hier war der indirekte Anteil am totalen Effekt deutlich höher. Für die erfassten Mütter betrug der Anteil des indirekten Effekts am gesamten Effekt 40 %, während er für die Väter 44 % ausmachte.

Tabelle 5.14 Ergebnisse des pfadanalytischen Multigruppenvergleichs für die Depressivität im Jahr nach der Geburt und die Rolle des Kindes operationalisiert über die Irritabilität des Kindes

Variablen	Modell mit freigeschätzten Parametern				Wald-Tests	Modell mit fixierten Parametern			
	Väter		Mütter			Väter		Mütter	
	B	β	B	β		B	β	B	β
Irritabilität des Kindes									
$\text{Depressivität}_{vorgeburtlich}$	.04***	.26***	.01*	.12*	n.s.	.03***	.18***	.03***	.21***
Bildung	.03	.02	.02	.01	n.s.	.04	.03	.04	.03
Erwerbstätigkeitsmodell	-.06	-.03	.12	.06	n.s.	.00	.00	.00	.00
Subjektive ökonomische Belastung	.00	.01	.09*	.16*	n.s.	.04	.07	.04	.08
Heirat	.06	.03	-.01	-.00	n.s.	.02	.01	.02	.01
Zusammenzug	.09	.04	.10	.05	n.s.	.09	.05	.09	.05
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.00	-.00	-.07**	-.15**	n.s.	-.04	-.06	-.04	-.08
Subjektive Belastung kindliches Verhalten									
Irritabilität des Kindes	.32***	.24***	.27**	.18**	n.s.	.31***	.24***	.31***	.21***
$\text{Depressivität}_{vorgeburtlich}$	.02	.11	-.00	-.01	n.s.	.01	.05	.01	.05
Alter	.00	.01	.00	.02	n.s.	.00	.01	.00	.01
Bildung	.36***	.22***	.22	.12	n.s.	.31***	.19***	.31***	.17***
Erwerbstätigkeitsmodell	.02	.01	.11	.04	n.s.	.05	.02	.05	.01
Subjektive ökonomische Belastung	-.01	-.01	.02	.02	n.s.	.00	.00	.00	.00
Heirat	.06	.02	.21	.06	n.s.	.11	.04	.11	.03
Zusammenzug	-.27	-.10	-.30	-.11	n.s.	-.27**	-.11**	-.27**	-.10**
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.08	-.09	-.23***	-.32***	sig.*	-.07	-.09	-.22***	-.31***
$\text{Depressivität}_{im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$									
Subjektive Belastung kindliches Verhalten	.16	.03	.57*	.11*	n.s.	.35*	.07*	.35*	.06*
Irritabilität des Kindes	.81**	.12**	.29	.03	n.s.	.64**	.10**	.64**	.08**
$\text{Depressivität}_{vorgeburtlich}$	.69***	.64***	.63***	.57***	n.s.	.66***	.64***	.66***	.59***
Alter	.05	.06	-.05	-.05	n.s.	.01	.02	.01	.01
Bildung	-.16	-.02	-.16	-.01	n.s.	-.25	-.03	-.25	-.02
Erwerbstätigkeitsmodell	-.44	-.03	-.59	-.04	n.s.	-.59	-.05	-.59	-.04
Subjektive ökonomische Belastung	.30	.07	.07	.01	n.s.	.19	.04	.19	.04
Heirat	-.12	-.01	-.31	-.01	n.s.	-.17	-.01	-.17	-.01
Zusammenzug	-.38	-.03	.48	.03	n.s.	-.02	-.00	-.02	-.00
Durchschnittlicher Nachtschlaf	.07	.01	-.28	-.07	n.s.	-.08	-.02	-.08	-.02
N	273		248			273		248	
$R^2_{Irritabilität}$	.07		.08			.05		.07	
$R^2_{subjektive\ Belastung\ durch\ das\ kindliche\ Verhalten}$	.16		.20			.13		.21	
$R^2_{Depressivität}$	.51		.39			.48		.41	
$\chi^2_{nach\ Gruppe}$	$\chi^2(1) = 0.18, p = 0.66$		$\chi^2(1) = 0.62, p = 0.43$			…[A]		….	
χ^2_{Gesamt}	$\chi^2(2) = 0.81, p = 0.66$					$\chi^2(27) = 22.60, p = 0.70$			
RMSEA	0.00					0.00			
TLI	1.00					1.00			
CFI	1.07					1.02			

Anmerkungen. Unstandardisierte (B) und standardisierte (β) Regressionsgewichte des Gruppenvergleichs zwischen Müttern und Vätern für die abhängige Variable Depressivität. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*Vater erwerbstätig - Mutter nicht*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); subjektive ökonomische Belastung: 1 (*keine subjektive ökonomische Belastung*), 5 (*starke subjektive ökonomische Belastung*); Familienstand: 1 (*Paar hat geheiratet*), 2 (*Paar zog in gemeinsamen Haushalt*), Referenz: *zu beiden Zeitpunkten verheiratet/nicht-verheiratet zusammenlebend*. Zugrundeliegende Gesamtstichprobe *N* = 521. Ungewichtete Daten.

[A] Ergebnisse des Chi-Quadrat-Tests werden nicht differenziert nach den Gruppen ausgegeben, aufgrund der fixierten Parameter über die zwei Vergleichsgruppen hinweg.

$* p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001$

Darüber hinaus bestand nur ein relevanter indirekter Effekt zwischen dem mütterlichen Nachtschlaf, der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten und der Depressivität zu T2, indirekter Effekt: $\beta = .02$, $p = .01$. Schliefen Mütter im Schnitt mehr, waren sie insgesamt weniger subjektiv durch die kindlichen Verhaltensanforderungen belastet, was im Schnitt mit niedrigeren Depressionssymptomen assoziiert war. Auch hier ist der indirekte Effekt als sehr klein zu beurteilen. Es bestanden keine moderierenden Effekte.

Tabelle 5.15 Ergebnisse der Mediationsanalyse für die Depressivität im Jahr nach der Geburt, die Irritabilität des Kindes und die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten

Variablen	Direkter Effekt (β)		Indirekter Effekt (β)		Totaler Effekt (β)	
	Väter	Mütter	Väter	Mütter	Väter	Mütter
$\text{Depressivität}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> subjektive Belastung -> $\text{Depressivität}_{\text{im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.64***	.59***	.00	.00	.64***	.59***
$\text{Depressivität}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> $\text{Depressivität}_{\text{im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.64***	.59***	.02*	.02*	.66***	.61***
$\text{Depressivität}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> subjektive Belastung -> $\text{Depressivität}_{\text{im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.64***	.59***	.00	.00	.64***	.59***
$\text{Depressivität}_{\text{vorgeburtlich}}$ -> Irritabilität des Kindes -> subjektive Belastung	.05	.05	.04***	.04***	.09*	.10*
Irritabilität des Kindes -> subjektive Belastung -> $\text{Depressivität}_{\text{im ersten Jahr nach der Geburt}}$	.10**	.08**	.01	.01	.12**	.09**

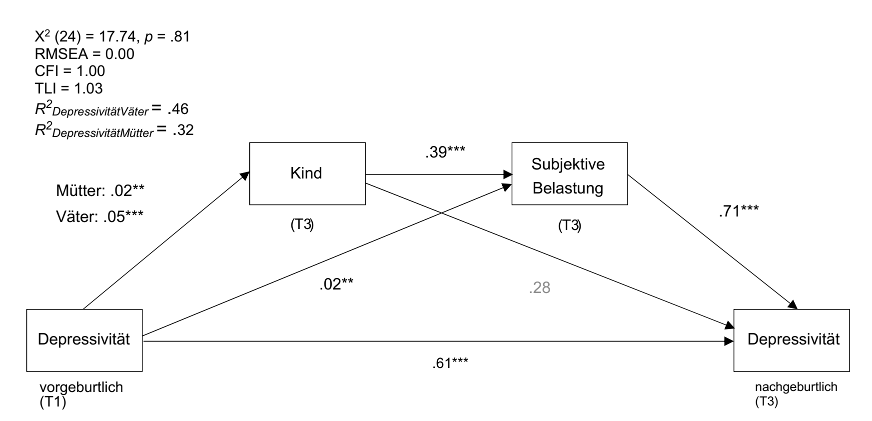
Anmerkungen. Direkte, indirekte und totale Effekte zwischen der Depressivität, der Irritabilität des Kindes und der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten für die befragten Väter (n = 273) und Mütter (n = 248), standardisierte Regressionsgewichte (β). Ungewichtete Daten * p < 0.05, ** p < 0.01, *** p < 0.001

Nachgelagerte Effekte
In einem letzten Analyseschritt wurde der längerfristig bestehende Zusammenhang zwischen den kindlichen Verhaltensmerkmalen sowie der subjektiven Belastung im Jahr nach der Geburt mit dem Ausmaß der Depressivität im Folgejahr geprüft. Dabei wurde auf mögliche Veränderungen in der Lebenssituation zu T3 kontrolliert. Die analytische Vorgehensweise orientierte sich dabei an denselben Schritten wie in den querschnittlichen Analysen. In den freigeschätzten Modellen ließ sich nur ein statistisch bedeutsamer Unterschied zwischen Müttern und Vätern erkennen. Dabei handelte es sich um den Zusammenhang zwischen dem Nachtschlaf der Eltern und der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten, der für Mütter höher ausfiel als für Väter, (Mütter: $\beta = -.32$, p < .001, Väter: $\beta = .09$, $p = .08$). Das finale Modell, in dem alle Pfade, bis auf den eben geschilderten, über die Vergleichsgruppen hinweg gleichgesetzt wurden, wies einen sehr guten Modellfit auf, χ^2 (52) = 46.53, $p = .69$, $RMSEA = 0.00$, $CFI = 1.00$, $TLI = 1.02$, $N = 521$, $n_{\text{Mütter}} = 248$; $n_{\text{Väter}} = 273$. Insgesamt zeigte sich jedoch kein nachwirkender Effekt. Das heißt, weder die kindlichen Verhaltensanforderungen (Mütter: $\beta = .04, p = .12$, Väter: $\beta = .06, p = .11$) noch die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten im ersten Lebensjahr des Kindes (Mütter: $\beta = .04$, $p = .14$, Väter: $\beta = .05$, $p = .14$) waren wichtig für die Depressivität im Folgejahr. Für die Depressivität zu Messzeitpunkt 3 war lediglich das Ausgangsniveau der Depressivität im Jahr vor der Geburt ein

relevanter Prädiktor (Mütter: $\beta = .50$, $p < .001$, Väter: $\beta = .59$, $p < .001$), sowie die durchschnittliche Nachtschlafzeit zu diesem Zeitpunkt. Schliefen Mütter und Väter im zweiten Jahr nach der Geburt mehr, wiesen sie in diesem Zeitfenster ein signifikant niedrigeres Depressionsniveau auf (Mütter: $\beta = .09$, $p = .001$, Väter: $\beta = .12$, $p = .001$). Insgesamt klärten die Prädiktoren ein relativ hohes Maß an Varianz in der Depressivität zu T3 auf, ($R^2_{\text{Mütter}} = .32$; $R^2_{\text{Väter}} = .43$), wobei der größte Anteil sicherlich auf die vorgeburtliche Messung der Depressivität zurückging. Es bestanden keinerlei statistisch bedeutsame indirekte Effekte zwischen den zentralen Studienvariablen. Da das Modell damit keinen zusätzlichen Erkenntnisgewinn leistet, beschränkt sich die Ergebnisdarstellung auf die gerade geschilderten, ausgewählten Ergebnisse.

Zusatzanalysen zur Depressivität zu T3
Um die Datenstruktur und die Variablenzusammenhänge zu T3 besser nachvollziehen zu können, wurde in einem vertiefenden Analyseschritt geprüft, ob im zweiten Jahr nach der Geburt überhaupt ein Zusammenhang zwischen der Depressivität, der Irritabilität des Kindes und der dadurch erlebten Belastung der Eltern bestand. Das Modell wurde umgesetzt, wie die anderen bisher berichteten Modelle auch, allerdings jetzt, bis auf das Ausgangsniveau der Depressivität zu T1, mit den Messungen der Variablen zu T3. Das heißt, sowohl die Messungen der Irritabilität des Kindes, der dadurch erlebten subjektiven Belastung und der Depressivität als zentraler abhängiger Variable wurden zu T3 verwendet als auch die zeitveränderlichen Kontrollvariablen (Erwerbstätigkeitsmodell, erlebter finanzielle Handlungsspielraum, Familienstand und durchschnittlicher Nachtschlaf der Eltern). Das Alter bei der Geburt des ersten Kindes, sowie das Bildungsniveau wurden beibehalten. Im finalen Modell bestanden keine Geschlechterunterschiede, bis auf den Zusammenhang zwischen der Depressivität zu T1 und der Irritabilität zu T3, wie in Abbildung 5.7 zu sehen ist. Das Modell wies einen guten Fit auf.

Das Depressivitätsniveau der Väter war zu T1 stärker prädiktiv für die Irritabilität des Kindes im zweiten Jahr nach der Geburt als bei den befragten Müttern. Im Vergleich der standardisierten Regressionsgewichte, die im Folgenden zusätzlich für alle relevanten Pfade berichtet werden, lässt sich dieser Höhenunterschied besser beurteilen, standardisiertes Regressionsgewicht für Mütter: $\beta = .17$, $p = .005$ und Väter: $\beta = .35$, $p < .001$. Wie vermutet, war die vorgeburtliche Depressivität ebenfalls der stärkste Prädiktor für die Depressivität zum insgesamt dritten Erhebungszeitpunkt, Mütter: $\beta = .48, p < .001$, Väter: $\beta = .57, p < .001$ und war zugleich relevant für die subjektiv erlebte Belastung durch das kindliche Verhalten, Mütter: $\beta = .13, p = .003$, Väter: $\beta = .11, p = .003$. Höhere kindliche Verhaltensanforderungen standen zu diesem Zeitpunkt wiederum in keinem direkten Zusammenhang



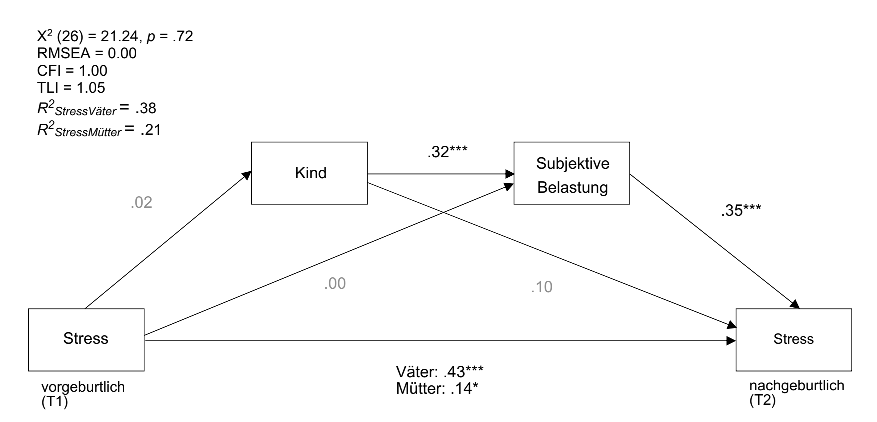
Anmerkungen. Nicht standardisierte Regressionsgewichte; nicht signifikante Koeffizienten wurden ausgegraut; freigeschätzte Pfade werden jeweils separat für Mütter und Väter ausgegeben, fixierte Pfade wiederum für die Gesamtstichprobe. $N = 521$; $n_{Väter} = 273$; $n_{Mütter} = 248$;
* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Abbildung 5.7 Vereinfachtes finales Pfadmodell der direkten Zusammenhänge zwischen der vorgeburtlichen Depressivität, der durch die Eltern eingeschätzten Irritabilität des Kindes, der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten und der Depressivität im zweiten Jahr nach der Geburt des Kindes

mehr mit der zentralen abhängigen Variable der Depressivität, Mütter: $\beta = .02, p = .31$, Väter: $\beta = .04, p = .31$, waren aber mit einem höheren subjektiven Belastungserleben der Eltern assoziiert, Mütter: $\beta = .23$, $p < .001$, Väter: $\beta = .25$, $p < .001$. Ein höheres Belastungserleben im zweiten Jahr nach der Geburt war, mit Blick auf die direkten Effekte und unter Kontrolle aller anderen Variablen im Modell, relevant für höhere Werte auf der Skala der Depressivität, Mütter: $\beta = .12$, $p < .001$, Väter: $\beta = .16$, $p < .001$. Interessant ist nun, dass in diesem Modell der zentrale angenommene indirekte Effekt statistische Signifikanz erreichte. Das heißt, in diesem Modell bestand kein direkter Zusammenhang mehr zwischen der Irritabilität des Kindes und dem Depressivitätsniveau, sondern erst eine empfundene höhere Belastung durch das kindliche Verhalten übertrug den Effekt der kindlichen Irritabilität auf die Depressivität zu diesem Zeitpunkt, indirekter Effekt Mütter: $\beta = .02$, $p = .001$, Väter: $\beta = .04$, $p = .001$. Wenn das Kind, aus Perspektive der Eltern, etwas größere Schwierigkeiten in der Verhaltensanpassung zeigte und das mit einer höheren subjektiven Belastung verbunden war, bestanden höhere Werte auf der Depressivität. Obwohl kein nachgelagerter Effekt zwischen der Irritabilität oder der dadurch erlebten Belastung auf die Depressivität im zweiten Jahr nach der Geburt bestand, konnten diese querschnittlichen Analysen für T3 insgesamt belegen, dass

die Anforderungen des Kindes zu T3 trotz allem relevant für die Depressivität zu diesem Zeitpunkt waren. Der Vergleich der standardisierten und unstandardisierten Lösung des finalen Modells ist in Anhang 3 einsehbar.

5.7.3 Allgemeines Stresserleben



Anmerkungen. Nicht standardisierte Regressionsgewichte; nicht signifikante Koeffizienten wurden ausgegraut; freigeschätzte Pfade werden jeweils separat für Mütter und Väter ausgegeben, fixierte Pfade wiederum für die Gesamtstichprobe. $N = 377$; $n_{Väter} = 201$; $n_{Mütter} = 176$;
* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

Abbildung 5.8 Vereinfachtes finales Pfadmodell der direkten Zusammenhänge zwischen dem vorgeburtlichen Stress, der durch die Eltern eingeschätzten Irritabilität des Kindes, der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten und dem Stress zum Befragungszeitpunkt im Jahr nach der Geburt

Direkte Effekte

Die Modellberechnungen zum allgemeinen Stresserleben beruhen insgesamt auf einer kleineren Stichprobe als die vorangegangenen Modelle, da die Skala zum allgemeinen Stresserleben erst ab Welle 4 erfasst wurde. Hier trat der direkte Effekt der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten auf die abhängige Variable des allgemeinen Stresserlebens hervor, wie Abbildung 5.8 grafisch veranschaulicht. Unter Konstanthaltung aller weiteren Variablen im Modell bestand ein signifikant positiver Zusammenhang zwischen dem subjektiven Belastungserleben mit dem allgemeinen Stressniveau. Je stärker Eltern durch das kindliche Verhalten

subjektiv belastet waren, desto höher war ihr subjektiv eingeschätzter Stress. Die Irritabilität des Kindes wiederum war nicht relevant für das Stresserleben im Jahr nach der Geburt. Kindliche Verhaltenscharakteristika konnten lediglich die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten vorhersagen. Das vorgeburtliche Stressniveau war schließlich ein signifikanter Prädiktor für das Stresslevel im Folgejahr, allerdings nicht für die Irritabilität des Kindes, noch für die subjektiv erlebte Belastung durch das kindliche Verhalten von Bedeutung. Die einzelnen unstandardisierten direkten Zusammenhänge zwischen den beschriebenen Variablen können in Abbildung 5.8 nachvollzogen werden, die standardisierten Regressionsgewichte in Tabelle 5.16, rechte Spalte im Modell mit fixierten Parametern.

Bedingungen elterlichen Wohlbefindens
Unter Kontrolle des Stressniveaus zu Messzeitpunkt 1 ließen sich, wie auch in den beiden anderen Modellen zur Lebenszufriedenheit und zur Depressivität ein Bildungseffekt, ein signifikanter Zusammenhang hinsichtlich der Veränderungen im Gefüge der Paarbeziehung und des Nachtschlafs der Eltern, jeweils in Bezug auf die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten erkennen (vgl. Tabelle 5.16, rechte Spalte, standardisierte Regressionsgewichte im fixierten Modell). Der durchschnittliche Nachtschlaf entpuppte sich darüber hinaus als protektiver Faktor für den erlebten Stress im Jahr nach der Geburt. Schliefen Mütter und Väter im Durchschnitt mehr Stunden pro Nacht in einer normalen Woche, wiesen sie im ersten Lebensjahr des Kindes ein niedrigeres allgemeines Stressniveau auf.

Indirekte Effekte
Für die abhängige Variable des allgemeinen Stresserlebens bestand lediglich ein statistisch bedeutsamer indirekter Effekt. Dabei handelte es sich um den vorab angenommenen, indirekten Effekt zwischen Irritabilität des Kindes, subjektiver Belastung durch das kindliche Verhalten und dem allgemeinen Stresserleben nach dem Übergang zur Elternschaft. Demnach war eine höhere Irritabilität des Kindes relevant für ein stärkeres Belastungserleben durch die kindlichen Verhaltensanforderungen, was insgesamt mit einer Zunahme des Stressniveaus assoziiert war, indirekter Effekt: $\beta = .07, p < .001$. Der indirekte Effekt machte dabei rund 50 % des gesamten Effekts aus, sowohl für die befragten Mütter als auch Väter. Hinsichtlich der Bedingungen elterlichen Wohlbefindens erwies sich der indirekte Effekt zwischen Bildungsniveau der Befragten, subjektiver elterlicher Belastung durch das kindliche Verhalten und allgemeinem Stresserleben im Jahr nach der Geburt als statistisch signifikant, indirekter Effekt: $\beta = .06, p = .001$. Das positive Vorzeichen des indirekten Effekts weist darauf hin, dass höher gebildete Mütter und Väter im Schnitt stärker durch das kindliche Verhalten belastet waren, was wiederum mit

Tabelle 5.16 Ergebnisse des pfadanalytischen Multigruppenvergleichs für das allgemeine Stresserleben im Jahr nach der Geburt und die Rolle des Kindes operationalisiert über die Irritabilität des Kindes

Variablen	Modell mit freigeschätzten Parametern				Wald-Tests	Modell mit fixierten Parametern			
	Väter		Mütter			Väter		Mütter	
	B	β	B	β		B	β	B	β
Irritabilität des Kindes									
$Stress_{vorgeburtlich}$	.00	.01	.05	.09	n.s.	.02	.04	.02	.04
Bildung	.04	.04	.08	.06	n.s.	.05	.04	.05	.04
Erwerbstätigkeitsmodell	-.01	-.00	.08	.04	n.s.	.01	.00	.01	.00
Subjektive ökonomische Belastung	.02	.03	.07	.12	n.s.	.04	.06	.04	.07
Heirat	.09	.05	.05	.02	n.s.	.09	.05	.09	.04
Zusammenzug	.01	.00	.19	.10	n.s.	.10	.05	.10	.05
Durchschnittlicher Nachtschlaf	.01	.02	-.07*	-.15*	n.s.	-.03	-.05	-.03	-.07
Subjektive Belastung kindliches Verhalten									
Irritabilität des Kindes	.38***	.28***	.22*	.16*	n.s.	.32***	.24***	.32***	.23***
$Stress_{vorgeburtlich}$	.02	.03	-.00	-.00	n.s.	.00	.00	.00	.00
Alter	.00	.01	.00	.01	n.s.	.00	.01	.00	.01
Bildung	.37***	.23***	.26*	.16*	n.s.	.33***	.20***	.33***	.19***
Erwerbstätigkeitsmodell	.20	.08	.09	.03	n.s.	.12	.04	.12	.04
Subjektive ökonomische Belastung	-.00	-.00	.02	.03	n.s.	.01	.01	.01	.01
Heirat	.07	.03	.09	.02	n.s.	.10	.04	.10	.03
Zusammenzug	-.26	-.10	-.23	-.09	n.s.	-.25*	-.10*	-.25*	-.10*
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.07	-.08	-.21***	-.31***	n.s.	-.15***	-.17***	-.15***	-.22***
$Stress_{im\ ersten\ Jahr\ nach\ der\ Geburt}$									
Subjektive Belastung kindliches Verhalten	.31***	.26***	.40***	.34***	n.s.	.35***	.28***	.35***	.31***
Irritabilität des Kindes	.03	.01	.20	.12	n.s.	.10	.06	.10	.06
$Stress_{vorgeburtlich}$	.43***	.46***	.13*	.14*	sig.***	.43***	.44***	.14*	.15*
Alter	.01	.05	-.00	-.03	n.s.	.00	.01	.00	.01
Bildung	-.06	-.03	-.10	-.05	n.s.	-.08	-.04	-.08	-.04
Erwerbstätigkeitsmodell	-.10	-.03	-.19	-.06	n.s.	-.12	-.03	-.12	-.04
Subjektive ökonomische Belastung	.07	.07	-.05	-.05	n.s.	.02	.02	.02	.02
Heirat	.20	.07	-.36	-.09	sig.*	.17	.06	-.32	-.09
Zusammenzug	-.01	-.00	-.17	-.06	n.s.	-.06	-.02	-.06	-.02
Durchschnittlicher Nachtschlaf	-.09	-.08	-.17***	-.22***	n.s.	-.14***	-.14***	-.14***	-.19***
N	201		176			201		176	
$R^2_{Irritabilität}$	.00		.06			.01		.02	
$R^2_{subjektive\ Belastung\ durch\ das\ kindliche\ Verhalten}$	.17		.19			.16		.18	
R^2_{Stress}	.35		.29			.38		.21	
$\chi^2_{nach\ Gruppe}$	$\chi^2(1) = 0.12, p = 0.72$		$\chi^2(1) = 2.41, p = 0.11$			…[A]		….	
χ^2_{Gesamt}	$\chi^2(2) = 2.55, p = 0.27$					$\chi^2(26) = 21.24, p = 0.72$			
RMSEA	0.03					0.00			
TLI	0.99					1.00			
CFI	0.92					1.05			

Anmerkungen. Unstandardisierte (B) und standardisierte (β) Regressionsgewichte des Gruppenvergleichs zwischen Müttern und Vätern für die abhängige Variable Stress. Kodierung Bildung: 1 (*hohe Bildung*), 0 (*mittlere/niedrige Bildung*); Erwerbstätigkeitsmodell: 1 (*Vater erwerbstätig - Mutter nicht*), 0 (*alle anderen Kombinationen*); subjektive ökonomische Belastung: 1 (*keine subjektive ökonomische Belastung*), 5 (*starke subjektive ökonomische Belastung*); Familienstand: 1 (*Paar hat geheiratet*), 2 (*Paar zog in gemeinsamen Haushalt*), Referenz: *zu beiden Zeitpunkten verheiratet/nicht-verheiratet zusammenlebend*. Zugrundeliegende Gesamtstichprobe *N* = 377. Ungewichtete Daten.
[A] Ergebnisse des Chi-Quadrat-Tests werden nicht differenziert nach den Gruppen ausgegeben, aufgrund der fixierten Parameter über die zwei Vergleichsgruppen hinweg.
* $p < 0.05$, ** $p < 0.01$, *** $p < 0.001$

einem erhöhten Stresserleben verknüpft war. Es zeigten sich keine Hinweise auf moderierende Effekte.

Nachgelagerte Effekte

Zur Überprüfung der nachgelagerten Effekte wurde ein identisches Modell berechnet, in dem zusätzlich auf mögliche Veränderungen in der Lebenssituation im zweiten Jahr nach der Geburt kontrolliert wurde. Als zentrale abhängige Variable wurde das allgemeine Stresserleben aus dem zweiten Jahr nach der Geburt verwendet. Das zunächst in beiden Substichproben freigeschätzte Modell verfehlte einen

annehmbaren Modellfit, χ^2 (28) = 43.46, p = .03, $RMSEA$ = 0.05, CFI = 0.89, TLI = 0.71, N = 377, $n_{\text{Mütter}}$ = 176; $n_{\text{Väter}}$ = 201. Im nächsten Schritt wurde geprüft, ob ein schlechter Fit auch daran liegen könnte, dass sich viele der geschätzten Koeffizienten nicht bedeutend zwischen den Gruppen unterschieden und daher die Gleichsetzung einiger Pfade die zugrundeliegenden empirischen Daten besser abbildete. Nach der Überprüfung der einzelnen Pfade zwischen Müttern und Vätern ließen sich keine bedeutenden Unterschiede zwischen den Vergleichsgruppen entdecken. Im zweiten Schritt wurden daher alle Pfade über die beiden Vergleichsgruppen hinweg gleichgesetzt. Dieser Schritt führte jedoch ebenfalls zu keinem annehmbaren Modellfit, χ^2 (54) = 74.66, p = .03, $RMSEA$ = 0.04, CFI = 0.86, TLI = 0.80, N = 377, $n_{\text{Mütter}}$ = 176; $n_{\text{Väter}}$ = 201. Aus diesem Grund wird darauf verzichtet, die Ergebnisse zu schildern, da Pfade erst dann interpretiert werden dürfen, wenn das Modell, den Cut-Off-Werten der Fit-Indizes folgend, die zugrundeliegende empirische Varianz-Kovarianz-Matrix gut abbildet (Kline 2011).

5.8 Diskussion der Ergebnisse des Übergangs zur Elternschaft

Übergeordnetes Ziel der Teilstudie bestand darin herauszufinden, inwiefern ein Kind für Anpassungsleistungen innerhalb der Partnerschaft und im individuellen Wohlbefinden von Eltern am Übergang zur Elternschaft relevant ist. Es ließ sich belegen, dass erhöhte verhaltensbedingte, kindliche Anforderungen im ersten Jahr sowohl hinsichtlich der Partnerschaft als auch in Bezug auf individuelle Anpassungsleistungen eine Rolle spielten. Teilweise hatten Verhaltenscharakteristika des Kindes dabei noch nachgelagerte Effekte auf das elterliche Wohlbefinden. In der Gesamtschau der Ergebnisse erwies sich die Irritabilität des Kindes im ersten Jahr nach der Geburt als bedeutsamer für das individuelle Wohlbefinden der Eltern, da zwischen Anforderungen des Kindes und zwei Dimensionen subjektiven Wohlbefindens (Lebenszufriedenheit, Depressivität) direkte Effekte bestanden, während die Irritabilität des Kindes in diesem Zeitfenster nicht direkt mit der Partnerschaftsqualität verknüpft war. Die Irritabilität des Kindes war lediglich indirekt, vermittelt über die Paarkommunikation, mit einer Minimierung der Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt assoziiert. Dieser indirekte Effekt fiel allerdings klein aus.

Im Vergleich der Einzelergebnisse hinsichtlich des partnerschaftsrelevanten und individuellen Wohlbefindens bestätigte sich die richtungsweisende Rolle des Ausgangsniveaus des Wohlbefindens. Das jeweilige vorgeburtliche Startniveau

war erwartungsgemäß sowohl für die Partnerschaftsqualität als auch die anderen drei Aspekte subjektiven Wohlbefindens ein zentraler Prädiktor. Mit der Geburt des ersten Kindes setzte damit keine neue Zeitrechnung für die Partnerschaft oder die individuelle Befindlichkeit der Eltern ein. Ein Kind wird vielmehr in eine bereits bestehende Lebenssituation und Partnerschaft, mit ihren positiven sowie negativen Aspekten, geboren und bestimmte, bereits vorher bestehende Stimmungslagen setzen sich über diesen Übergang hinweg fort. Zugleich war das Startniveau des Wohlbefindens teilweise für indirekte Zusammenhänge der untersuchten Variablen im Jahr nach der Geburt relevant. Die vorgeburtliche Partnerschaftsqualität hatte beispielsweise einen prädiktiven Charakter für die Qualität der Paarkommunikation im Jahr nach der Geburt und übertrug sich über diese auf die Partnerschaftsqualität zu diesem Zeitpunkt als auch ein Jahr später. Das fügt sich ein in Erkenntnisse der Paarforschung, in der Fortsetzungsprozessen und vorgelagerte Mechanismen, wie der gemeinsamen Beziehungsgeschichte, für die aktuelle Beziehungsgestaltung eine große Bedeutung zukommt (Schneewind und Wunderer 2013). Aber auch individuelle, pränatal bestehende Stimmungslagen sind ausschlaggebend für das individuelle Wohlergehen nach der Geburt (z. B. Kiviruusu et al. 2020; Reid und Taylor 2015).

Interessant ist jedoch, dass die vorgeburtliche Partnerschaftsqualität in keinem Zusammenhang mit der, von den Eltern geschilderten Verhaltensanpassung des Kindes stand. Hier spielte offenbar das individuelle Wohlbefinden der Eltern (Lebenszufriedenheit, Depressivität) eine stärkere Rolle für erhöhte Anforderungen des Kindes im ersten Lebensjahr. Im direkten Vergleich lässt sich schließen, dass das subjektive Wohlbefinden prädiktiver für die Verhaltensanpassung des Kindes war als die Paarsituation der Eltern.

Überdies ließ sich für alle zentralen abhängigen Variablen bestätigen, dass nicht nur direkte Zusammenhänge zwischen dem Wohlbefinden nach der Geburt, den Elternschaftserfahrungen zu diesem Zeitpunkt und dem Ausgangsniveau des Wohlbefindens vorlagen, sondern auch indirekte Mechanismen am Werk waren. Die indirekten Effekte fielen in der Regel jedoch klein aus. Ursächlich können dafür unterschiedliche Gründe sein, auf die vereinzelt in der nachfolgenden Diskussion eingegangen wird. In jedem Fall ist davon auszugehen, dass die soziale Wirklichkeit meist deutlich komplexer ist als es Daten vermögen abzubilden und viele Prozesse und zusätzliche Variablen eine Rolle spielen, die auf Datenebene nicht erfasst werden können. Die angenommenen Variablenzusammenhänge stellen daher lediglich einen kleinen Ausschnitt und damit nur eine Annäherung an die soziale Wirklichkeit dar und besitzen eine begrenzte Erklärkraft.

Letztlich bestätigen die Befunde auf übergeordneter Ebene ebenfalls, dass es sinnvoll ist, zwischen unterschiedlichen Dimensionen elterlichen Wohlbefindens

zu unterscheiden und hinsichtlich dieser Aspekte von qualitativ unterschiedlichen Variablenzusammenhängen am Übergang zur Elternschaft auszugehen. Dies trägt dem Umstand Rechnung, dass Eltern über ihre Elternrolle hinaus, auch in andere Lebenssphären und soziale Bezüge, wie die Partnerschaft eingebettet sind und damit unterschiedliche Rollen bekleiden (z. B. die der Ehefrau oder des Ehemanns) (vgl. Ketner et al. 2018).

5.8.1 Diskussion der Einzelergebnisse hinsichtlich des partnerschaftsrelevanten Wohlbefindens und der Rolle des Kindes

Die Teiluntersuchung zielte darauf ab herauszufinden, inwiefern das Kind am Übergang zur Elternschaft eine Rolle für die Partnerschaft spielt. Dazu wurde zu Beginn ein theoretisches Modell aus den bisher bestehenden theoretischen und empirischen Befunden abgeleitet. Davon ausgehend wurden anschließend zentrale Hypothesen über die Variablenzusammenhänge im ersten Jahr nach der Geburt formuliert.

Anpassungsleistungen in der Partnerschaft
In den Daten bestätigten sich die ersten beiden Annahmen, dass das vorgeburtliche Ausgangsniveau in der Partnerschaftsqualität prädiktiv für die Partnerschaftsqualität (I) und die Paarkommunikation (II) im Jahr nach der Geburt war. Das weist in die bereits geschilderte Richtung, dass Variablen in der Partnerschaft eng mit der vorher bestehenden Beziehungsausgestaltung verknüpft sind. Das heißt, bei vielen Paaren löst diese turbulente Transitionsphase durch die Geburt des Babys nicht erst Stress aus, sondern es werden schon vorher bestehende Belastungen fortgesetzt oder intensiviert (Kluwer und Johnson 2007). Beziehungsweise, je nach Skalierung der Variablen, wie im vorliegenden Fall, setzt sich ein hohes Ausgangsniveau in der Partnerschaftsqualität mit hoher Wahrscheinlichkeit im Jahr nach der Geburt fort und stellt zugleich eine Ressource für den Erhalt einer besseren Kommunikationsqualität der Paare nach dem Übergang zur Elternschaft dar. Die Ergebnisse deuten aber nicht nur auf Fortsetzungsprozesse innerhalb der Partnerschaft hin, die schon vor dem Übergang zur Elternschaft bestanden. Unter Kontrolle des Ausgangsniveaus stand die Paarkommunikation nach dem Übergang zur Elternschaft in direktem negativen Zusammenhang mit der Partnerschaftsqualität im ersten Jahr als auch im Folgejahr. Damit untermauern die hier vorliegenden Ergebnisse, die vorab angenommene Hypothese III, dass erhöhte negative Kommunikations- und Umgangsformen nach dem Übergang zur Elternschaft in negativem Zusammenhang

mit der Paarqualität stehen können. Dies fügt sich in die bisherige Befundlage ein, dass Merkmale der Beziehung wie Umgangs- und Kommunikationsformen eng mit der Partnerschaftsqualität- bzw. -zufriedenheit zusammenhängen und diese prädizieren (z. B. Braithwaite et al. 2011; Hiew et al. 2016; Yoo et al. 2014; Young und Curran 2016; van Lankveld et al. 2018; Moore et al. 2001; Gordon und Chen 2016; Leuchtmann et al. 2019; Meeks et al. 1998). Insbesondere am Übergang zur Elternschaft lieferten Paarvariablen bislang eine wichtige Erklärung für eine Abnahme in der Partnerschaftsqualität oder -zufriedenheit (Rauch-Anderegg et al. 2020; Huss und Pollmann-Schult 2020; Theiss et al. 2013).

Die empirische Bekräftigung der zweiten Annahme, dass die vorgelagerte Partnerschaftsqualität die Paarkommunikation im ersten Lebensjahr des Kindes prädiziert und die anschließend bestätigte Mediationsannahme (VI), dass sich das Startniveau der Paarqualität über die Paarkommunikation im ersten Jahr auf die Partnerschaftsqualität zu diesem Zeitpunkt (und auch noch ein Jahr später) überträgt, weisen außerdem darauf hin, dass Merkmale der Paarbeziehung (Kommunikations- und Konfliktstrategien, Partnerschaftsqualität) eng aufeinander bezogene Konstrukte sind, die sich mit aller Wahrscheinlichkeit reziprok beeinflussen (Kluwer und Johnson 2007). Das heißt, die Partnerschaftsqualität ist nicht nur von Merkmalen der romantischen Beziehung (Relationship Behaviors) beeinflusst (z. B. der Paarkommunikation), sondern, es besteht auch der umgekehrte Zusammenhang, indem die Partnerschaftsqualität Einfluss auf Verhaltensweisen in der Beziehung (Qualität der Kommunikation, Konfliktniveau) nimmt (ebd.). Die Ergebnisse geben Anlass dazu, die Zusammenhänge der Paarvariablen untereinander inhaltlich auf folgende Weise zu interpretieren: Befragte, die vor der Geburt des ersten Kindes zufrieden in ihrer Partnerschaft waren, sich vom anderen gewertschätzt fühlten und dem Partner oder der Partnerin gegenüber intime Gedanken und Gefühle äußern konnten, waren weniger anfällig dafür, während dieser turbulenten, stressreichen Phase, in dysfunktionale Kommunikationsmuster dem Partner oder der Partnerin gegenüber zu verfallen. Dazu zählt zum Beispiel, den anderen in einer Konfliktsituation anzuschreien oder ihm/ihr Beschimpfungen an den Kopf zu werfen. Das wiederum wirkte sich auf positive Weise auf die Partnerschaftsqualität bis zu zwei Jahre nach der Geburt aus. Damit wies der Mechanismus eine gewisse Stabilität auf. Das heißt, waren die Wertschätzung durch den Partner oder die Partnerin und die emotionale Selbstoffenbarung in der Beziehung im Ausgangsjahr hoch, gelang es den befragten Müttern und Vätern im Jahr nach der Geburt auf konstruktivere und weniger dysfunktionale Weise mit dem Partner oder der Partnerin in Konfliktsituationen zu sprechen, was aus Einschätzung der Befragten relevant dafür war, dass ihnen der jeweilige Partner oder die Partnerin, bis zu zwei Jahre nach der Geburt,

ein höheres Maß an Wertschätzung entgegenbrachte und mehr Selbstoffenbarung in der Beziehung bestand.

Anpassungsleistungen in der Partnerschaft und die Rolle des Kindes

Es ließ sich kein Hinweis darauf finden, dass das vorgeburtliche Niveau in der Partnerschaftsqualität in Zusammenhang mit der Verhaltensanpassung des Kindes oder der ängstlichen Überfürsorge im Jahr nach der Geburt stand (VIII). Das kann unterschiedliche Ursachen haben. In den vorliegenden Daten zeigten Babys beispielsweise aus Sicht der Eltern größere Schwierigkeiten in der Verhaltensanpassung, wenn Eltern ihren finanziellen Spielraum als restriktiver erlebten. Bei Müttern mit größeren finanziellen Sorgen war gleichzeitig auch die Tendenz zur ängstlichen Überfürsorge größer. Hinsichtlich der ängstlichen Überfürsorge half Eltern hingegen mehr Schlaf pro Nacht in einer normalen Woche, um ruhig zu bleiben und sich nicht zu große Sorgen zu machen, ob mit dem Baby alles in Ordnung ist oder sie alles richtigmachen. Deshalb ist einerseits zu vermuten, dass das Ausmaß, inwiefern sich das Kind im Zeitraum nach der Geburt gut beruhigen lässt, schreit oder insgesamt irritabler ist, aber auch die ängstliche Überfürsorge in Bezug auf das Baby, weniger mit Aspekten der Partnerschaft vom Vorjahr zusammenhängen, sondern stärker von aktuellen Merkmalen der Eltern oder der Lebenssituation zu diesem Zeitpunkt mitbestimmt werden. Damit drängten diese unmittelbaren Einflussfaktoren die vorgeburtliche Partnerschaftsqualität in den Hintergrund. Das stimmt mit Befunden überein, die nachzeichnen konnten, dass die frühkindliche Entwicklung in engem Zusammenhang mit individuellen Merkmalen der Eltern (Erziehungsverhalten, Schlaf, Müdigkeit) (Williamson et al. 2019; Boergers et al. 2007) als auch der unmittelbaren familiären Lebenssituation steht, z. B. dem sozioökonomischen Status, mit dem zugleich bestimmte Ressourcen oder Risikofaktoren für die kindliche Entwicklung einhergehen (Bradley und Corwyn 2002; Letourneau et al. 2013).

Andererseits war das Ausgangsniveau des individuellen Wohlbefindens (Lebenszufriedenheit, Depressivität) der Eltern von besonderer Wichtigkeit für die Verhaltensanpassung des Babys und verdrängte, hinsichtlich der Irritabilität des Kindes, auch Effekte der Lebenssituation. Im Modell zur Depressivität besaß die eingeschätzte Knappheit finanzieller Mittel zum Beispiel keine statistische Signifikanz in Bezug auf kindliche Verhaltenscharakteristika. Studien verwiesen schon vorher in die Richtung, dass sich vor allem individuelle Stimmungslagen, Erwartungen und Sorgen vor der Geburt auf das Verhalten und den Umgang mit dem Kind nach der Geburt übertragen können. Gross und Marcussen (2017) beispielsweise zeigen, dass hohe vorgeburtliche elterliche Selbstwirksamkeitserwartungen einen abmildernden Einfluss auf die elterliche Depressivität nach der Geburt des Kindes haben und so den Entwicklungshintergrund für das Baby maßgeblich mitbestimmen.

Während sich pränatal bestehende Angstsymptome als Risikofaktoren für kindliche Verhaltensschwierigkeiten herausgestellt haben (Barker et al. 2011; Faleschini et al. 2019). Vorgeburtlich bestehende Depressivitätssymptome können ebenfalls prädiktiv für frühkindliche Schlafprobleme sein (Kim et al. 2020). Ausgehend von diesen Befunden ist daher anzunehmen, dass die vorgelagerte, individuelle elterliche Befindlichkeit einen wesentlich stärkeren Ausgangskontext für die kindliche Entwicklung im ersten Lebensjahr schuf als die vorgeburtliche Partnerschaftsqualität und selbst Merkmale der Lebenssituation verdrängte. Die kindliche Verhaltenseinschätzung der Eltern und die individuelle, elterliche psychische Verfasstheit waren damit eng aufeinander bezogen.

Erhöhte Anforderungen des Kindes bzw. die erlebte ängstliche Überfürsorge in Bezug auf das Kind standen in keinem direkten Zusammenhang mit der Partnerschaftsqualität nach der Geburt. Damit traf der vorab jeweils angenommene direkte negative Zusammenhang zwischen (V) der Irritabilität des Kindes sowie der ängstlichen Überfürsorge und der Partnerschaftsqualität im ersten Jahr nicht zu, obwohl andere Studien, ohne Bezug zum Übergang zur Elternschaft, auch direkte Zusammenhänge zwischen erhöhten Anforderungen des Kindes und der Partnerschaftszufriedenheit feststellen konnten (Zemp et al. 2017). Dagegen bestätigte sich in der Datenanalyse der angenommene verstärkende Effekt eines irritableren Kindes als auch einer erhöhten ängstlichen Überfürsorge hinsichtlich dysfunktionaler Konflikt- und Kommunikationsstrategien dem Partner oder der Partnerin gegenüber im ersten Jahr nach der Geburt (IV). Zugleich erwies sich die angenommene Übertragung der Irritabilität des Kindes bzw. der ängstlichen Überfürsorge über eine negativere Paarkommunikation auf die Partnerschaftsqualität im ersten Jahr (VII) als zutreffend. Damit ordnen sich die Ergebnisse in die theoretischen Annahmen und Befunde der Paarstressforschung ein: Erhöhte Anforderungen (ganz allgemein Stress), verstören bestimmte in der Partnerschaft selbst liegende Aspekte im Verhalten und im Umgang der Paare miteinander (Kommunikation), dadurch verringert sich die Partnerschaftszufriedenheit (z. B. Ledermann et al. 2010). Paaren gelingt es unter Stress somit häufig nicht, wichtige Kompetenzen aufrecht zu erhalten. Beispielsweise nimmt die Kommunikationsqualität unter Stress ab und es fällt schwer, den anderen zu verstehen, auf ihn einzugehen oder ihm Wertschätzung entgegen zu bringen, was eine emotionale Distanzierung bewirkt (Bodenmann 2013). Dadurch fehlen dem Paar wichtige Momente der Intimität, Regeneration, der emotionalen Kommunikation sowie Möglichkeiten der sexuellen Begegnung. Das unterminiert das Wir-Gefühl des Paares, so dass auf lange Sicht gesehen die Intimität und Nähe des Paares abflachen (Bodenmann 2013). Die Analysen konnten diesen Mechanismus bestätigen. Erhöhten Anforderungen durch das Kind und in Bezug auf die neue Elternrolle, die hier als Stressauslöser verstanden werden können, standen primär

über die Variable des Kommunikations- und Konfliktverhaltens in Zusammenhang mit der Partnerschaftsqualität im ersten Jahr nach der Geburt. Für die Irritabilität des Kindes im ersten Jahr bestand sogar noch eine längerfristig vermittelte Verknüpfung über eine erhöhte negative Paarkommunikation zu diesem Zeitpunkt mit der Partnerschaftsqualität ein Jahr später. Insgesamt ließ sich damit die zentrale theoretische Annahme der Paarstressforschung reproduzieren. Stressoren wirken nicht immer automatisch auf direkte Weise auf die Partnerschaftsqualität ein, sondern werden über Variablen in der Partnerschaft (Relationship Behaviors) vermittelt. Außerdem wurde deutlich, dass die Geburt des Kindes nicht nur eine implizite Rolle für die Partnerschaft spielt, als reiner Auslöser, der allerdings in keinem Zusammenhang mit Variablen der Partnerschaft steht. Das Kind und neue Herausforderungen in der Elternrolle waren vielmehr explizit mit Variablen innerhalb der Partnerschaft verknüpft.

Im Kontrast der berechneten Modelle zur Irritabilität des Kindes und zur ängstlichen Überfürsorge im ersten Jahr nach der Geburt fällt auf, dass der Grad der erlebten ängstlichen Überfürsorge ein etwas höheres Regressionsgewicht hinsichtlich der Paarkommunikation besaß als die Irritabilität des Kindes. Der entsprechende indirekte Effekt trat ebenso etwas klarer zu Tage. Eine Erklärung hierfür wäre, dass insbesondere große Sorgen um das Kind unmittelbarere Auswirkungen auf die Partnerschaft haben und sich auf direktere Weise in Verhaltensweisen dem Partner oder der Partnerin gegenüber übersetzen. Die Auswirkungen der Verhaltensanforderungen des Kindes übertragen sich hingegen zunächst stärker auf die individuelle Ebene und erst im nächsten Schritt – und damit über Umwege – auf die Partnerschaft.

In einer qualitativen Studie kam es zu Unstimmigkeiten in der Partnerschaft, wenn das Baby nicht zum gemeinsamen Fokus und zur gemeinsam zu bewältigenden Aufgabe der Eltern, sondern auf Kosten des Vaters, zum Augenmerk der Mutter wurde (Ahlborg und Strandmark 2001). Zwei Väter berichteten, dass ihre Partnerin aufgrund der starken Fokussierung auf das Neugeborene keine Zeit mehr für ihre Bedürfnisse hatte und ihnen daher Intimität und Nähe in der Beziehung fehlten. Da es jedoch keine offene Kommunikation über diese unerfüllten Bedürfnisse und unausgesprochenen Erwartungen gab, entstanden Unstimmigkeiten und das Gefühl, dass sich die Partnerschaft, im Vergleich zu vor der Geburt des Kindes, zum Negativen verändert hatte (ebd.). In einer anderen qualitativen Studie bestätigen Berichte von Eltern die große Herausforderung, die Rollen als Partner oder Partnerin in einer Paarbeziehung oder Ehe und gleichzeitig als Mutter oder Vater miteinander in Einklang zu bringen. Die Bedürfnisse und die Pflegeroutine des Babys hatten oberste Priorität, was weniger Zeit für die Bedürfnisse des Partners oder der Partnerin, gemeinsame Momente und die Beziehung an sich bedeutete (Lévesque

et al. 2020). Am Übergang zur Elternschaft ist daher von einer merklichen Verschiebung der Aufmerksamkeit, weg von den eigenen Bedürfnissen oder den Wünschen und Erwartungen des Partners, hin zum Baby auszugehen, was sich nachteilig auf die Partnerschaft auswirken kann (Kluwer 2010). Vor allem dann, wenn diese Verschiebung der Aufmerksamkeit auf das Baby mit vielen Sorgen verbunden ist. Auf Basis dieser Studienergebnisse wäre eine Einordnung der vorliegenden Befunde, dass sich die Verschiebung der Aufmerksamkeit auf das Kind, in Form einer ängstlichen Überfürsorge, unmittelbar auf die Verhaltensebene dem Partner oder der Partnerin gegenüber übersetzte. Vermehrte Sorgen und eine stärkere Ängstlichkeit in Bezug auf das Baby gingen auf Kosten des Partners oder der Partnerin, da durch diese Verschiebung die Energie und Zeit fehlten, dem anderen zuzuhören und seine Bedürfnisse zu erfüllen. Das verschlechterte den Umgang und die Kommunikation mit dem Partner oder der Partnerin, da es in so einer Situation schwerer fällt, dem anderen bei Meinungsverschiedenheiten wirklich zu zuhören oder ihn nicht anzuschreien. Das reduzierte die Partnerschaftsqualität und das Gefühl entstand, dass der andere einem weniger Wertschätzung und Anerkennung entgegenbrachte und auch eine emotionale Selbstöffnung (sprechen über intime Gedanken oder Gefühle) fand seltener statt.

Erhöhte Anforderungen, wie vermehrtes Schreien des Babys, wiederum riefen zunächst Anpassungsreaktionen auf individueller Ebene hervor. So gibt es viele Studienbefunde, die das Schreiverhalten des Babys mit einem erhöhten elterlichen Stresserleben (Beebe et al. 2016), Gefühlen der Inkompetenz (Maternal Self-Efficacy) (Stifter und Bono 1998) und auch mit Gefühlen der Hilflosigkeit, wie Kaley et al. (2011) in einem Review anführen, in Zusammenhang brachten. Fthenakis et al. (2002) beschreiben die erste Zeit mit dem Kind ebenfalls als belastungsreich, die ausnahmslos durch Schlafmangel geprägt ist. Dies kann zu einer Dauerbelastung werden, die sich in Gereiztheit, Erschöpfung und ständiger Müdigkeit bemerkbar macht. Zugleich unterbricht das unvorhersehbare Verhalten des Babys (Schreien, Füttern) den Alltag, verändert den Tagesablauf und verursacht manchmal Handlungsschleifen, die zu Hilflosigkeit, Überforderung und Kontrollverlust führen können (ebd.). Eine theoretische Erklärung wäre vor dieser Sachlage, dass erhöhte Anforderungen des Kindes zunächst das Individualsystem herausfordern. Das kann ein Gefühl von Druck erzeugen, das sich schließlich über eine größere Gereizt- und/oder Genervtheit oder über Überforderungsgefühle auf Verhaltensaspekte oder Merkmale innerhalb der Paarbeziehung überträgt. Aus einer stresstheoretischen Perspektive ist beispielsweise bekannt, dass sich erhöhte Anforderungen neben Paarvariablen auch über individuelle Merkmale der Partner (z. B. ungünstige Persönlichkeitseigenschaften) auf die Partnerschaftsqualität übertragen

können (Bodenmann 2013). Diese vielen zwischengeschalteten individuellen Prozesse (Gefühl von Überforderung, Inkompetenz, Hilflosigkeit), über die sich erhöhte Anforderungen des Kindes dann erst auf die Verhaltensebene innerhalb der Paarbeziehung übertragen und schließlich die Partnerschaftsqualität reduzieren, haben vermutlich eine größere Erklärkraft als die Verhaltensanforderungen des Kindes selbst, wurden in den Analysen jedoch nicht explizit mitberücksichtigt. Das kann eine Erklärung dafür liefern, warum eine erhöhte Irritabilität des Kindes an sich in weniger starkem Zusammenhang mit den Variablen der Partnerschaft stand als die ängstliche Überfürsorge. Sie übersetzte sich dahingegen unmittelbar in ungünstigere Konflikt- und Kommunikationsstrategien bei Meinungsverschiedenheit und verschlechterte darüber die Partnerschaftsqualität.

Dass die Irritabilität des Kindes insgesamt eine geringere Vorhersagekraft und nur einen sehr kleinen indirekten Effekt hinsichtlich der Partnerschaftsqualität hatte, kann weitere Ursachen haben. Zum einen umfasste die Messung der kindlichen Verhaltensanforderungen ausgewählte Aspekte, die nicht das gesamte Anforderungsspektrum eines Neugeborenen abbilden. Damit wurden höchstwahrscheinlich bestimmte kindliche Merkmale nicht erfasst, die ein größeres oder zusätzliches Potenzial in sich bergen, die Paarbeziehung zu verstören. Etwa häufiges Aufwachen des Babys in der Nacht mit nur kurzen Schlafsequenzen und/oder Fütterprobleme.

Dass nur ein sehr kleiner Übertragungsmechanismus von den erhöhten verhaltensbedingten Anforderungen des Kindes auf die Partnerschaftsqualität zu finden war, kann zusätzlich daran liegen, dass während dieser Transitionsphase viele Aspekte innerhalb der Partnerschaft einer Neuorganisation, Umorientierung oder Neuaushandlung bedürfen, die von Faktoren mitgesteuert werden, die weit über die hier erfassten Anforderungen des Kindes hinausgehen. Die physischen Nachwirkungen der Geburt bei Müttern können beispielsweise Einfluss auf die Intimität und Sexualbeziehung der Paare nehmen. So führt eine größere Diskrepanz des sexuellen Verlangens zwischen den Partnern nach dem Übergang zur Elternschaft zu einer größeren Unzufriedenheit mit der Sexualbeziehung (Rosen et al. 2018). Zugleich nehmen die Häufigkeit als auch das Verlangen nach Geschlechtsverkehr sowie die Zufriedenheit mit der Sexualbeziehung insbesondere bei Müttern ab (Fischman et al. 1986; DeJudicibus und McCabe 2002; Ahlborg et al. 2005; Hackel und Ruble 1992; Rosen et al. 2020a), jedoch steigt die sexuelle Aktivität im Verlauf des ersten Jahres in der Regel wieder an (Pacey 2004). Die zumeist temporäre Abnahme sexueller Aktivität bzw. die Reduktion der Zufriedenheit mit verschiedenen Aspekten der Intimität in der Partnerschaft kann dabei von vielfältigen biologischen, sozialen und psychologischen Faktoren beeinflusst sein (Bitzer und Alder 2000). Studien verknüpfen eine Abnahme beispielsweise mit körperlichen (hormonellen) Veränderungen und der Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper bei Müttern (Pacey

2004), erhöhter Müdigkeit (Fischman et al. 1986; Hipp et al. 2012) aber auch Merkmalen der Partnerschaft bzw. der Dyade (z. B. niedrigerer Partnerschaftsqualität), depressiven Symptomen, Geburtserfahrungen, der Art der Entbindung, dem Stillen des Babys, oder, ob Eltern das Bett mit dem Baby teilen (*Bed-Sharing*) (Ahlborg und Strandmark 2006; Handelzalts et al. 2018; DeJudicibus und McCabe 2002; McBride und Kwee 2017; Moel et al. 2010; Hyde Shibley et al. 1996; Matthies et al. 2019; Messmer et al. 2012). Deutlich wird, dass in diesem Zeitfenster viele unterschiedliche Faktoren Einfluss auf die Partnerschaft nehmen und die, in dieser Studie erfassten, kindlichen erhöhten Anforderungen einen kleinen Teilausschnitt dieser komplexen Veränderungs- und Anpassungsprozesse einfangen. Vor diesem Hintergrund lässt sich ebenfalls der eher geringe Beitrag kindlicher Verhaltenscharakteristika hinsichtlich der Partnerschaft erklären.

Mit Blick auf die letzte formulierte Forschungsfrage (IX) im Rahmen der Untersuchung zum partnerschaftsrelevanten Wohlbefinden, bestanden keine Unterschiede in den Variablenzusammenhängen zwischen der Irritabilität des Kindes/ängstlichen Überfürsorge, dem Kommunikations- und Konfliktverhalten bei Meinungsverschiedenheiten und der Partnerschaftsqualität im ersten Jahr nach der Geburt. Das heißt, es existierten keine Unterschiede, je nachdem wie sich das Kommunikationsverhalten aus Sicht der Eltern von vor der Geburt über den zweiten Messzeitpunkt verändert hatte. Eine Möglichkeit wäre gewesen, dass Eltern, bei denen über dieses Zeitfenster hinweg negative Verhaltensweisen in der Paarkommunikation abgenommen hatten, insgesamt besser davor gefeit gewesen wären, sich durch ein schwierigeres Kind aus der Ruhe bringen zu lassen. Es wäre möglich gewesen, dass bei ihnen kein Zusammenhang zwischen der Irritabilität des Kindes und der Paarkommunikation bestand oder ein geringerer als in der Gruppe mit intensivierter negativer Kommunikation. Jedoch offenbarte sich, ganz unabhängig vom Veränderungsausmaß in der Kommunikation dem Partner oder der Partnerin gegenüber am Übergang zur Elternschaft, dass sich, wenn Eltern ein irritableres Kind hatten oder zu einer erhöhten ängstlichen Überfürsorge neigten, der Umgang mit dem Partner oder der Partnerin in Konfliktsituationen schlechter ausfiel und das wiederum in Zusammenhang mit einer geringeren Partnerschaftsqualität stand. Das deutet darauf hin, dass die Irritabilität des Kindes und auch das Erleben einer erhöhten ängstlichen Überfürsorge unabhängig davon auftraten, wie sich die Partnerschaftskommunikation über diese zwei Messzeitpunkte entwickelt hatte. Das Kind und Aspekte des Erlebens der Elternrolle waren relevant für die Partnerschaft, selbst unter Berücksichtigung der vorgeburtlichen Partnerschaftsqualität und der Veränderung in der Paarkommunikation.

Nachgelagerte Effekte

Mit Blick auf die Frage, ob die Variablenzusammenhänge des ersten Jahres auch auf das partnerschaftsrelevante Wohlbefinden des Folgejahres ausstrahlten, bestand nur ein längerfristiger Zusammenhang für das Modell zwischen der Irritabilität des Kindes, der Paarkommunikation jeweils aus dem ersten Jahr nach der Geburt und der Partnerschaftsqualität im darauffolgenden Jahr. War das Kind im ersten Jahr irritabler stand das zu diesem Zeitpunkt in Zusammenhang mit vermehrten ungünstigen Verhaltensweisen dem Partner oder Partnerin gegenüber. Dies übertrug sich nicht nur auf die Partnerschaftsqualität in diesem Zeitfenster, sondern auch auf die im Folgejahr. Trotz des sehr geringen indirekten Effekts, war dieser Zusammenhang damit durch eine gewisse Stabilität geprägt. War das erste Jahr besonders anforderungsreich, gelang es den befragten Eltern offenbar nicht, sich innerhalb dieser Zeitspanne gänzlich von den Belastungen zu erholen. Vielmehr waren die erhöhten kindlichen Anforderungen über ungünstige Konflikt- und Kommunikationsstrategien der befragten Mütter und Väter im ersten Jahr auch noch nachgelagert relevant für die Partnerschaftsqualität. Für die Überfürsorge ließ sich kein nachgelagerter Effekt feststellen, da das berechnete Modell keinen adäquaten Modellfit aufwies.

Bedingungen elterlichen Wohlbefindens

Die Ergebnisse des Analyseteils zum partnerschaftsrelevanten Wohlbefinden bestätigten teilweise, dass die Partnerschaftsqualität, die Paarkommunikation, die ängstliche Überfürsorge und die kindliche Verhaltensanpassung von zentralen Rahmenbedingungen der elterlichen und familiären Situation am Übergang zur Elternschaft mitgesteuert werden. Interessante Befunde ergaben sich beispielsweise hinsichtlich des Kommunikations- und Konfliktverhaltens im Jahr nach der Geburt, im Modell, das mit der Variable der Irritabilität des Kindes berechnet wurde (vgl. Tabelle 5.5). Hatten Väter ihre Partnerin im Verlauf der ersten zwei Messzeitpunkte geheiratet, wiesen sie niedrigere Werte in der ungünstigen Paarkommunikation auf als Väter, an deren Partnerschaft sich nichts verändert hatte. Für Mütter bestand dieser Effekt nicht. Es ist grundsätzlich bekannt, dass eine Heirat im Entwicklungsverlauf von Partnerschaften, unmittelbar im Jahr nach der Heirat, einen meist kurzfristigen positiven Effekt auf Wohlbefindensaspekte (z. B. *Life Satisfaction*, *Marital Satisfaction*) haben kann, auch bezeichnet als *Honeymoon Period* (Zimmermann und Easterlin 2006; Lorber et al. 2015; Luhmann et al. 2012; Lucas und Clark 2006). Anzunehmen wäre hier, dass sich dieser kurzzeitig auftretende positive Effekt einer Heirat im Kommunikations- und Konfliktverhalten der Väter bemerkbar machte und es die *Honeymoon Phase* erleichterte, der Partnerin im ersten Jahr nach der Geburt zu zuhören und eine konstruktivere Kommunikation aufrechtzuerhalten. Zugleich übertrug sich dieser positive *Honeymoon Effekt* über eine weniger negative

Paarkommunikation auf die Partnerschaftsqualität im ersten Jahr nach der Geburt und erhöhte diese.

Ein eher überraschender Befund bestand in diesem Modell zwischen der Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs und der negativen Paarkommunikation. Hatten Mütter und Väter im Jahr nach der Geburt im Schnitt häufiger pro Monat Geschlechtsverkehr, ging das mit etwas schlechteren Werten im Konflikt- und Kommunikationsverhalten einher. Insgesamt war der Effekt allerdings klein und im Modell mit der ängstlichen Überfürsorge nicht mehr vorhanden. Deshalb sollte er nicht zu stark gewichtet werden. Dennoch erscheint der Befund zunächst verwunderlich, da eine Studie etwa darauf hinweist, dass eine höhere Lebenszufriedenheit eher dann besteht, wenn Paare häufiger miteinander schlafen (Schmiedberg et al. 2017). Auch Muise et al. (2016) bestätigen, dass regelmäßiger Sex zu einer größeren Lebenszufriedenheit beiträgt. Allerdings galt das nur für Paare, die angegeben hatten, einmal pro Woche mit dem Partner oder der Partnerin zu schlafen. Für Befragte, die mehr als einmal in der Woche Sex mit dem Partner oder der Partnerin hatten, bestand dieser positive Einfluss auf das Wohlbefinden nicht mehr (ebd.). Schoenfeld et al. (2017) zeigen darüber hinaus, dass die tatsächliche Frequenz, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Qualität der Sexualbeziehung, keinen Einfluss mehr auf die Partnerschaftszufriedenheit hatte. Dies deutet darauf hin, dass nicht unbedingt die reine Häufigkeit ausschlaggebend für die Partnerschafszufriedenheit ist, sondern vielmehr, wie Intimität und Qualität der sexuellen Begegnungen erlebt werden (ebd.). Das heißt, eine hohe Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs geht nicht immer automatisch mit positiveren Merkmalen in der Partnerschaft einher. Besonders im Zeitraum nach dem Übergang zur Elternschaft kann im Übrigen das Thema Sex ein größeres Konfliktpotenzial in sich bergen, da viele Aspekte des Sexuallebens und der weiblichen, sexuellen Funktionsfähigkeit von den Nachwirkungen der Geburt beeinträchtigt sein können (Gutzeit et al. 2020) und das Sexualleben und die sexuelle Zufriedenheit beider Partner erstmal abflachen (McBride und Kwee 2017). Dass in den vorliegenden Daten häufigerer Geschlechtsverkehr mit negativeren Konflikt- und Kommunikationsverhaltensweisen dem Partner oder der Partnerin einherging, könnte vor diesem Hintergrund damit zusammenhängen, dass die sexuellen Begegnungen als weniger intim oder zufriedenstellend empfunden wurden, was insgesamt zu Unzufriedenheit in der Partnerschaft führte. Es bestand bei diesen Eltern offenbar eine schlechtere Passung zwischen der Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs und der dabei erlebten Intimität/Qualität der sexuellen Begegnung.

Ein weiterer Befund des Modells zwischen der Irritabilität des Kindes, der Paarkommunikation und der Partnerschaftsqualität im ersten Jahr nach der Geburt (vgl. Abbildung 5.3 und Tabelle 5.5), der einer Einordnung bedarf, zeigte sich hinsichtlich des direkten Zusammenhangs zwischen einem Zusammenzug der befragten

Eltern mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin und der Partnerschaftsqualität. Waren Mütter und Väter im Zuge des Übergangs zur Elternschaft in einen gemeinsamen Haushalt gezogen, hatte das einen negativen Effekt auf die Partnerschaftsqualität. Obwohl anzunehmen gewesen wäre, dass die neue Anwesenheit des anderen Elternteils im selben Haushalt einige Dinge erleichtert (z. B. Fürsorge/Betreuung des Babys, Unterstützung im Haushalt) und daher ein Entlastungsmoment schaffen sollte. Der Befund weist jedoch in die entgegengesetzte Richtung, dass der Zusammenzug in einen gemeinsamen Haushalt zusätzliche Anpassungsreaktionen in der Partnerschaft hervorrief. Sowohl Annahmen zu Entwicklungsaufgaben im Rahmen der Paarentwicklung (Schneewind und Wunderer 2013) als auch die grundlegenden Ideen des *Relational Turbulence Model* der Partnerschaft (Solomon 2015; Solomon und Knobloch 2004) haben den Zusammenzug eines Paares, neben der Geburt des ersten Kindes, als eine kritische Transitionsphase in der Partnerschaftsentwicklung identifiziert. Solche Übergänge in Partnerschaften erfordern eine Neuausrichtung beider Partner aneinander. Das kann Routinen, Selbstverständnisse, Erwartungen oder Verhaltensweisen umfassen (Solomon 2015). In jedem Fall stellen der Zusammenzug und die Anforderung, erst lernen zu müssen miteinander zu leben, eine gemeinsame Entwicklungsaufgabe dar, die kurzfristig Unstimmigkeiten, Konflikt- und Aushandlungspotenziale aufwerfen kann. Vor diesem Hintergrund lässt sich die reduzierte Partnerschaftsqualität jener Eltern erklären, die neben dem ohnehin schon anforderungsreichen Übergang zur Elternschaft, zusätzlich in einen gemeinsamen Haushalt gezogen waren. Für sie stellten sich viele zusätzliche Herausforderungen, die eben nicht nur die Fürsorge und Pflege des Kindes, sondern gleichzeitig auch Fragen der neuen Alltagsorganisation in einem gemeinsamen Haushalt betrafen. Das kumulierte Auftreten von Entwicklungsaufgaben (Zusammenzug, Übergang zur Elternschaft) versetzte diese Elterngruppe in eine besondere Anforderungssituation.

Geschlechterunterschiede

Mit Blick auf den Gruppenvergleich zwischen den Geschlechtern bestanden vor allem Unterschiede hinsichtlich der Paarvariablen. Während die vorgeburtliche Partnerschaftsqualität für Mütter eine signifikant höhere Vorhersagekraft für die Partnerschaftsqualität nach dem Übergang zur Elternschaft hatte (Modell mit Irritabilität des Kindes, Modell mit ängstlicher Überfürsorge), stand bei den Vätern wiederum das Konflikt- und Kommunikationsverhalten in deutlich stärkerem Zusammenhang mit der Partnerschaftsqualität im Jahr nach der Geburt als bei den Müttern (Modell mit Irritabilität des Kindes). Im nachgelagerten Modell, mit der Partnerschaftsqualität aus dem zweiten Jahr nach der Geburt, bestanden diese Geschlechterunterschiede nicht mehr. Auch im Modell mit der Überfürsorge ließ

sich der Geschlechterunterschied zwischen Paarkommunikation und Partnerschaftsqualität nicht mehr ausmachen. Die Unterschiede sollten deshalb nicht überbewertet werden.

Auch wenn keine einschlägigen Forschungsbefunde vorliegen, die eine klare Einordnung dieser Unterschiede zulassen, ist zunächst daraus zu schließen, dass die vorgeburtliche Partnerschaftsqualität der Mütter stärker mit deren nachgeburtlicher Partnerschaftsqualität zusammenhing als es bei Vätern der Fall war. Ihre Partnerschaftsqualität war damit zeitstabiler als die väterliche. Aus biologischer Betrachtung entstehen für Frauen in diesem Zeitraum stärkere physische Anforderungen (Übelkeit während der Schwangerschaft, Nachwirkungen der Geburt, Stillen des Babys mehrmals pro Nacht) (Rauch-Anderegg et al. 2020), was zugleich dazu beiträgt, dass es meist Mütter sind, die nach der Geburt die Hauptlast der Fürsorge, Pflege und Betreuung des Säuglings übernehmen (Fillo et al. 2015). In dieser Anforderungssituation sind Mütter deshalb unter Umständen auf ein höheres Maß an Nähe, Verständnis und Wertschätzung des Partners angewiesen. In dieser Umbruchsphase der größeren Vulnerabilität für Mütter (physisch, hormonell, emotional) spielte die Partnerschaftsqualität für Mütter damit eine besondere Rolle und das vor- und nachgeburtliche Level waren enger aufeinander bezogen.

Dahingegen spielte für Väter das eigene Konflikt- und Kommunikationsverhalten, im ersten Jahr nach der Geburt, eine stärkere Rolle für die Partnerschaftsqualität als bei den Müttern. Das heißt, wenn es häufiger vorkam, dass Väter ihre Partnerin in einer Konfliktsituation anschrien oder beschimpften, war das bei den Vätern stärker mit einer reduzierten Partnerschaftsqualität assoziiert als bei den Müttern. Diese ungünstigen Verhaltensweisen waren bei den Vätern also relevanter dafür, dass sie das Gefühl hatten, dass die Partnerin sie weniger wertschätzte und ihnen weniger Anerkennung entgegenbrachte als dies bei den Müttern der Fall war. Im Umkehrschluss bedeutet das, selbst wenn Mütter dem Partner gegenüber in diese ungünstigen Verhaltensweisen verfielen, ging dies zwar auch mit dem Gefühl einher, weniger vom Partner gewertschätzt zu werden oder mit ihm seltener intime Gedanken und Gefühle teilen zu können, jedoch in weniger starkem Ausmaß als bei den Vätern. Eine Möglichkeit, diesen Befund einzuordnen besteht ebenfalls in der Annahme, dass diese Phase für Mütter, aufgrund der vor allem physischen Anforderungen, schwieriger ist als für Väter. Die Partnerinnen der befragten Väter wiesen in dieser vulnerablen Phase möglicherweise weniger Ressourcen auf, mit ungünstigen Kommunikationsstrategien bei Meinungsverschiedenheiten des Partners umzugehen und reagierten dementsprechend mit größerer Abwehr und Rückzug. Dies nahmen die befragten Väter als geringere Partnerschaftsqualität wahr. Verfielen die befragten Mütter hingegen in ungünstige kommunikative Verhaltensweisen, hatten

die jeweiligen Partner vermutlich etwas mehr Ressourcen, dieses Verhalten aufzufangen und in den Gesamtkontext dieser schwierigen Phase einzuordnen. Aus Sicht der befragten Mütter reagierten ihre Partner daher weniger abwehrend, was sie als weniger belastend für die Partnerschaftsqualität empfanden.

Hinsichtlich der Irritabilität des Kindes und der ängstlichen Überfürsorge bestanden wiederum keine bedeutenden Geschlechterunterschiede. Das heißt, auch wenn Mütter und Väter den Übergang zur Elternschaft teilweise unterschiedlich wahrnahmen (hinsichtlich ausgewählter Aspekte in der Partnerschaft), standen höhere kindliche Anforderungen/eine größere ängstliche Überfürsorge in Bezug auf das Baby sowohl aus Sicht der Mütter als auch der Väter in Zusammenhang mit ungünstigeren Konflikt- und Kommunikationsverhaltensweisen dem Partner oder der Partnerin gegenüber, was schließlich für beide Geschlechter gleichermaßen mit einer geringeren Partnerschaftsqualität assoziiert war.

5.8.2 Diskussion der Einzelergebnisse hinsichtlich des individuellen Wohlbefindens und der Rolle des Kindes

Ziel dieser Teiluntersuchung war es, die Rolle des Kindes in Bezug auf Anpassungsleistungen individuellen Wohlbefindens am Übergang zur Elternschaft näher zu beleuchten. Obwohl in diesem Forschungsfeld viele Einzelbefunde vorliegen, wurden die identifizierten Variablenbeziehungen bisher nicht in einem gemeinsamen Modell gleichzeitig geprüft. Deshalb war es Zielstellung des Analyseteils, ein theoretisches Modell mit allen relevanten Variablenzusammenhängen aus den bisher bestehenden theoretischen und empirischen Erkenntnissen zu gewinnen, und konkret anhand der vorliegenden Daten zu prüfen.

Anpassungsleistungen des individuellen Wohlbefindens und die Rolle des Kindes
Auf übergeordneter Ebene ließ sich, mit Blick auf die Aspekte individuellen Wohlbefindens von Eltern am Übergang zur Elternschaft, erkennen, dass durchaus differenzielle Befunde zu den einzelnen Aspekten subjektiven Wohlbefindens (Lebenszufriedenheit, Depressivität, Stresserleben) vorlagen. Eine Schlussfolgerung daraus ist, dass die betrachteten Dimensionen teilweise qualitativ eigenständige Bereiche subjektiven Wohlbefindens von Müttern und Vätern abbilden. Das unterstreicht die Betrachtungsweise vieler Studien, elterliches Wohlbefinden in einem umfassenden Sinne zu begreifen und von unterschiedlichen Inhaltsdimensionen auszugehen (Nelson et al. 2014b).

Zum Vorschein kam, dass das subjektive Stresserleben nicht in direktem Zusammenhang mit den erhöhten Anforderungen des Kindes stand, sondern diese erst über die Einschätzung des kindlichen Verhaltens als subjektiv belastend, auf das Stressempfinden vermittelt wurden und es erhöhten. Dies steht in Einklang mit der zentralen Annahme der Stressforschung, dass in manchen Situationen erst spezifische Einschätzungen (Cognitive Appraisal) äußerer Anforderungen zu Stress führen und keine einfache Ursache-Wirkkette vorliegt. Anpassungsreaktionen auf äußere Ereignisse/Anforderungen hängen daher eng damit zusammen, wie sie vom Einzelnen wahrgenommen und hinsichtlich des eigenen Wohlbefindens (als bedrohlich, herausfordernd, belastend) eingeschätzt werden (Lazarus und Folkman 1984; Kaufmännische Krankenkasse 2006). Der Befund bekräftigt damit zugleich die Annahmen des Parenting Stress Models, dass der zentrale, vermittelnde Mechanismus subjektiver Einschätzungen ebenso im spezifischen Kontext von Elternschaft besteht. Bewertungen von Anforderungen (z. B. kindlichen Verhaltensweisen) werden, diesem theoretischen Modell folgend, allerdings stärker vor dem Selbstverständnis als Mutter oder Vater (der Elternrolle) evaluiert (Abidin 1992). Im Kontrast dazu waren die anderen beiden Dimensionen (Lebenszufriedenheit, Depressivität) im ersten Jahr nach der Geburt auf direkte Weise mit den kindlichen Anforderungen verknüpft. Einerseits zeigte sich damit, dass Stressoren, und hier im Spezifischen erhöhte kindliche Anforderungen, unter bestimmten Bedingungen in direktem Zusammenhang mit dem subjektiven Wohlbefinden stehen können, ohne das zwischengeschaltete (kognitive) Prozesse am Werk sind. Das kann an der Intensität der kindlichen Verhaltensanforderungen liegen, da akute Stressoren (z. B. kritische Lebensereignisse) auch zu unmittelbaren Belastungsreaktionen führen können (Luhmann et al. 2012). Andererseits kommt zum Ausdruck, dass an das Individuum gestellte Anforderungen, Aspekte subjektiven Wohlbefindens auf unterschiedliche Weise beeinflussen (Luhmann et al. 2012; Lazarus und Folkman 1984).

Für die Depressivität und Lebenszufriedenheit trat im ersten Jahr nach der Geburt darüber hinaus noch einmal stärker der bidirektionale Charakter kindlicher und elterlicher Merkmale hervor, im direkten Kontrast zu den Variablenbeziehungen im berechneten Modell zum subjektiven Stresserleben. So waren beide Aspekte des Wohlbefindens im Jahr vor der Geburt relevant für die kindliche Verhaltensanpassung im Jahr nach der Geburt, was wiederum in Zusammenhang mit dem elterlichen Wohlbefinden zu diesem Zeitpunkt stand. Auch wenn hier keine längsschnittlichen Analysen (z. B. Crosslegged Modelle) zugrunde lagen, die eine gegenseitige Beeinflussung kindlicher und elterlicher Merkmale über die Zeit dokumentieren, reihen sich die Befunde insgesamt in die bereits bekannte Erkenntnis ein, dass Verhaltensweisen und Befindlichkeiten von Kindern und Eltern eng aufeinander bezogen

sind (Deater-Deckard 2004; Gross et al. 2009). Eltern und Kinder befinden sich in einem fortwährenden Prozess gegenseitiger Beeinflussung und Co-Produktion von unterschiedlichen Austauschprozessen (Verhaltensweisen, Befindlichkeiten, Umgangsformen) (Lollis und Kuczynski 1997).

Lebenszufriedenheit
Die Dimension der Lebenszufriedenheit wurde in den vorliegenden Analysen separat betrachtet, da sich im Zuge der Darstellung des Forschungsstands herauskristallisierte, dass Studien der Life-Satisfaction- und Wellbeing-Forschung am Übergang zur Elternschaft in der Regel nicht darauf eingehen, welche Rolle das Kind für die Lebenszufriedenheit spielt. Hauptanliegen des Forschungsstrangs ist es herauszufinden, inwiefern sich Elternschaft auf das Wohlbefinden auswirkt (Psychological Effects of Parenthood) (z. B. Galatzer-Levy et al. 2011). Es geht hier also vor allem um die Ermittlung des Effekts von abhängigen Kindern im Haushalt auf das Wohlbefinden beziehungsweise um den Zusammenhang zwischen Fertilität (operationalisiert am Übergang zur Elternschaft als die Geburt des ersten Kindes und weiterer Kinder) und elterlichem Wohlbefinden (z. B. Kohler und Mencarini 2016; Radó 2020; Myrskylä und Margolis 2014; Kohler et al. 2005; Baranowska und Matysiak 2011; Margolis und Myrskylä 2011; Knoester und Eggebeen 2006). Das Forschungsfeld klammert daher zumeist einschlägige Befunde zu familiären, kindlichen und elterlichen Veränderungsprozessen am Übergang zur Elternschaft aus, die vorranging unter einer psychologischen, pädagogischen, medizinischen oder sozialpädiatrischen Betrachtungsweise im Fokus stehen. Anhand der vorliegenden Analysen ließ sich nun bestätigen, dass das Kind (operationalisiert über kindliche Verhaltensanforderungen) eine Rolle für die Lebenszufriedenheit von Eltern am Übergang zur Elternschaft spielt. Es bestand der vorab angenommene direkte negative Zusammenhang zwischen erhöhten kindlichen Verhaltensanforderungen und der Lebenszufriedenheit im ersten Jahr nach der Geburt (IV). Dies bekräftigt bisherige Studienergebnisse, die untermauern konnten, dass erhöhte kindliche Anforderungen eine eigene Belastungsquelle für Eltern im Zeitraum nach der Geburt darstellen können, selbst unter Kontrolle des Ausgangsniveaus des Wohlbefindens (z. B. Radesky et al. 2013; Beck 2001). Die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten im ersten Jahr nach der Geburt stand wiederum in keinem Zusammenhang mit der Lebenszufriedenheit zu diesem Zeitpunkt. Damit bestätigte sich der, für diese Zeitspanne vorab angenommene, negative Zusammenhang der subjektiven Belastung und der Lebenszufriedenheit (IV) nicht. Die erhöhten kindlichen Verhaltensanforderungen hatten in diesem Fall einen stärkeren prädiktiven Effekt auf das Wohlbefinden der Eltern als die subjektiv erlebte Belastung durch das kindliche Verhalten. Neben Veränderungen ganz unterschiedlicher Art, können neu entstehende

Fürsorge-, Betreuungs- und Pflegeaufgaben hinsichtlich des Kindes herausfordernd sein, da die meisten frischgebackenen Eltern keine Erfahrung mit diesen neuen Aufgaben haben (Fillo et al. 2015). In einer früheren Studie drehten sich zum Beispiel die meisten Probleme, die bei Müttern und Vätern nach der Geburt des ersten Kindes auftraten, um das Baby selbst (kindliche Gesundheit, Entwicklung des Kindes, Schrei- und Fütterverhalten) (McKim 1987). Vor diesem Hintergrund ist anzunehmen, dass erhöhte kindliche Verhaltensanforderungen, selbst wenn sie nicht im besorgniserregenden Bereich liegen, vor allem im ersten Jahr nach der Geburt eine unmittelbare Belastungsquelle für die Lebenszufriedenheit darstellen können.

Die vorgeburtliche Lebenszufriedenheit war erwartungsgemäß ein wichtiger Prädiktor für die Lebenszufriedenheit im Jahr nach der Geburt (I) und lässt sich damit in bisherige Studienbefunde einordnen, die ebenfalls herausfanden, dass das vorgeburtliche Wohlergehen die Stimmungslage nach der Geburt maßgeblich beeinflusst (z. B. Scheyer und Urizar 2016; Kiviruusu et al. 2020). Das Ausgangsniveau der Lebenszufriedenheit hatte des Weiteren einen protektiven Charakter für Schwierigkeiten in der kindlichen Verhaltensanpassung im Jahr nach der Geburt und bestätigte damit Hypothese II. Damit zeigte sich grundsätzlich, dass das elterliche Wohlbefinden einen Schlüsselfaktor für die kindliche Entwicklung darstellt, wie auch Bertram (2011) betont.

Die vorgeburtliche Lebenszufriedenheit war entgegen der anfangs aufgestellten Hypothese nicht reduzierend mit der erlebten Belastung durch das kindliche Verhalten verbunden (III). Vielmehr wurde das erlebte Belastungsniveau im ersten Jahr nach der Geburt, wie erwartet, vor allem von den eingeschätzten erhöhten Verhaltensaspekten des Kindes selbst vorhergesagt (V) und stand in direktem Zusammenhang mit Merkmalen der Eltern und der Lebenssituation zu diesem Zeitpunkt. Für Mütter und Väter, die mit ihrem Partner/ihrer Partnerin im Verlauf des Übergangs zur Elternschaft zusammengezogen waren, offenbarte sich beispielsweise ein abmildernder Einfluss hinsichtlich des Belastungserlebens, im Gegensatz zu Eltern an deren Wohnverhältnissen oder Partnerschaftsgefüge sich nichts verändert hatte. Außerdem besaß insbesondere für Mütter durchschnittlich mehr Schlaf pro Nacht, in einer normalen Woche, einen protektiven Charakter hinsichtlich der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten, der sich bei Vätern nicht zeigte. Darüber hinaus fühlten sich höher gebildete Mütter und Väter stärker durch das kindliche Verhalten belastet als mittel bis niedrig gebildete Eltern. Die erlebte Belastung durch das kindliche Verhalten korreliert damit stärker mit individuellen Merkmalen und akuten Veränderungen am Übergang zur Elternschaft und stand vorrangig mit den mittelbaren Umständen des Übergangs zur Elternschaft in Verbindung.

Schließlich konnte der angenommene Vermittlungsmechanismus zwischen der Irritabilität des Kindes, der dadurch erlebten subjektiven Belastung und der Lebenszufriedenheit im ersten Jahr nach der Geburt nicht bestätigt werden (VII). Vielmehr ließ sich zu diesem Zeitpunkt ein vorgelagerter protektiver Charakter einer höheren Lebenszufriedenheit für die kindliche Entwicklung im ersten Jahr nach der Geburt (niedrigere Irritabilität des Kindes) ausmachen, die sich auf positive Weise auf die Lebenszufriedenheit zu diesem Zeitpunkt übertrug. Daneben erwies sich ein weiterer indirekter Effekt als relevant. Wenn Eltern auf einem hohen Ausgangsniveau in der Lebenszufriedenheit starteten und ihr Kind als weniger irritabel einschätzten, stand das zusätzlich in Zusammenhang mit einem geringeren subjektiven Belastungserleben durch erhöhte kindliche Anforderungen. Diese zwei identifizierten indirekten Effekte verweisen darauf, dass, wie bereits geschildert, insbesondere in dieser Übergangsphase kindliche und elterliche Merkmale eng miteinander verknüpft sind, wie Cattarius und Schlarb (2016) auch an der engen Verwobenheit kindlichen und elterlichen Schlafverhaltens veranschaulichen konnten. Außerdem deutet sich an, dass offenbar eine positive Einstellung und hohe Zufriedenheit dem eigenen Leben gegenüber, im Jahr vor der Geburt, wichtige protektive Faktoren sind. Auch wenn es hierzu bisher kaum einschlägige Forschungsbefunde gibt, weisen Ergebnisse von Kuile et al. (2021) auf den protektiven Charakter eines vorgeburtlich hohen subjektiven Wohlbefindens (*Happiness*) hin, in diesem Fall hinsichtlich eines Aspekts der Partnerschaft (*Commitment*). Väter, deren subjektives Wohlbefinden vor der Geburt im Schnitt höher war, erlebten nach dem Übergang zur Elternschaft eine Zunahme des Commitments ihrer Partnerin gegenüber. Während ein niedrigeres Ausgangsniveau im Lebensglück der Väter, als auch ein niedrigeres vorgeburtliches Wohlbefinden ihrer Partnerinnen, eine Abnahme des väterlichen Commitments im Zeitraum nach der Geburt begünstigten. Kuile et al. (2021) argumentieren, dass das elterliche Ausgangsniveau des persönlichen Lebensglücks (Happiness) eine psychologische Ressource im Stress- und Adaptionsprozess auf dieses kritische Lebensereignis darstellen kann. Im Stressprozess können Ressourcen unterschiedliche Hilfsmittel sein, um anforderungsreiche Phasen besser bewältigen zu können. Diese Schutzfaktoren können einerseits protektiv wirken, so dass Belastungen erst gar nicht auftreten, oder andererseits begünstigen, dass Anforderungen als weniger belastend oder bedrohlich wahrgenommen werden (Kaufmännische Krankenkasse 2006). Vor dieser Argumentationslinie lässt sich vermuten, dass mit einer höheren Lebenszufriedenheit der hier untersuchten Mütter und Väter insgesamt eine positive Lebenseinstellung einherging, die als Schutzfaktor half, den neuen Herausforderungen nach dem Übergang zur Elternschaft auf lösungsorientierte Weise zu begegnen. Wie sich zeigte, bildete diese Positivität dabei einen protektiven Ausgangspunkt für die kindliche Entwicklung. Eine Erklärung wäre, dass sich die höhere elterliche

Zufriedenheit und die positive Einstellung gegenüber Herausforderungen über die Verhaltensebene auf das Kind übertrugen. Dieses war dann, aus Elternperspektive, insgesamt weniger irritabel, wenn Eltern über eine höhere Lebenszufriedenheit im Ausgangsjahr berichteten. Die geringere Irritabilität des Kindes wiederum war relevant dafür, dass sich Eltern subjektiv weniger durch das kindliche Verhalten belastet fühlten, zugleich war sie mit einer höheren Lebenszufriedenheit im Jahr nach der Geburt assoziiert. Ein höheres Ausgangsniveau in der Lebenszufriedenheit unterstützte womöglich ebenfalls eine positive Sichtweise auf das Kind und die neuen Anforderungen im Jahr nach der Geburt.

Interessanterweise trat der vorab angenommene Vermittlungsmechanismus der Irritabilität des Kindes, über die dadurch tatsächlich empfundene Belastung, auf die Lebenszufriedenheit erst im nachgelagerten Modell auf. Das heißt, während eine erhöhte Irritabilität des Kindes im ersten Jahr nach der Geburt mit einer gedämpften Lebenszufriedenheit zu diesem Zeitpunkt verknüpft war, erfuhr die Lebenszufriedenheit ein Jahr später eine Reduzierung, wenn es im Jahr nach der Geburt zu einer erhöhten Belastung durch diese Verhaltensanforderungen gekommen war. Die Irritabilität des Kindes im ersten Lebensjahr stand damit in keinem direkten Zusammenhang mehr mit der Lebenszufriedenheit ein Jahr später. Das empfundene Belastungsniveau durch die Irritabilität des Kindes entfaltete seinen dämpfenden Charakter, in Bezug auf die Lebenszufriedenheit, erst mit einer gewissen Zeitversetzung. Dies spricht dafür, dass sich bestimmte Belastungsmechanismen über die Zeit entwickeln. Aus einer Stressperspektive ist bekannt, dass bestimmte Anpassungs- und Belastungsreaktionen unmittelbar nach dem Auftreten von Stressoren oder belastenden Bedingungen auftreten, während andere Reaktionen einige Zeit benötigen, um zu entstehen (Pearlin 2010). Anzunehmen wäre daher, dass sich das erste Jahr der Eltern vorrangig um das Neugeborene drehte und jene Eltern einen direkten Dämpfer ihres Wohlbefindens erlebten, wenn das Kind häufiger schrie und sich seltener wirklich gut beruhigen ließ. Diese Anforderungssituation stand dann bei jenen Müttern und Vätern in längerfristigem Zusammenhang mit dem Wohlergehen, wenn sie diese erste Zeit gleichzeitig als belastender erlebten. War das Kind im ersten Jahr nach der Geburt insgesamt irritabler, musste das auf der anderen Seite allerdings nicht automatisch bedeuten, dass diese größeren Anforderungen auch noch mit einer niedrigeren Lebenszufriedenheit im zweiten Jahr nach der Geburt verbunden waren, sondern erst dann ein längerfristiger Zusammenhang bestand, wenn das Verhalten des Kindes im Jahr nach der Geburt tatsächlich als subjektiv belastender empfunden wurde.

Depressivität

Für die Depressivität erwies sich ebenfalls der vorab angenommene prädiktive Charakter der vorgeburtlichen Depressivität auf die Depressivität bis zu zwei Jahre später als statistisch relevant (I). Ebenso bestand die vorab erwartete positive Verknüpfung zwischen einer höheren vorgeburtlichen Depressivität und einer erhöhten Irritabilität des Kindes (II). Entgegen der vorab formulierten Erwartung eines positiven Zusammenhangs zwischen der vorgeburtlichen Depressivität und der subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten (III) ließ sich, genauso wie für die Lebenszufriedenheit, kein bedeutender Zusammenhang erkennen. Analog zur Lebenszufriedenheit war eine erhöhte Irritabilität des Kindes mit einem höheren subjektiven Belastungserleben durch die kindlichen Anforderungen verbunden (V). Anders als im Modell zur Lebenszufriedenheit bestätigte sich nun sowohl ein direkter Zusammenhang zwischen der Irritabilität des Kindes und der Depressivität (IV) als auch zwischen der subjektiven Belastung und diesem Wohlbefindensaspekt (VI). Mit Blick auf die direkten Effekte trat damit zum Vorschein, dass sowohl die objektiv eingeschätzten Verhaltensaspekte des Kindes als auch die subjektive Erlebensebene dieser erhöhten Anforderungen, eine Rolle für die Depressivität im Jahr nach der Geburt spielten. Mütter und Väter gerieten in ein (mildes) Stimmungstief, wenn ihr Kind aus ihrer Perspektive irritabler war, selbst unter Berücksichtigung des erlebten Belastungsniveaus aufgrund der Verhaltensanforderungen. Zugleich gingen etwas höhere Werte auf der Skala mit einem höheren Belastungserleben einher, unter Kontrolle der Verhaltenscharakteristika.

Die angenommene Mediationsannahme der Übertragung einer erhöhten kindlichen Irritabilität, über die tatsächlich subjektiv erlebte Belastung auf die Depressivität im ersten Jahr nach der Geburt (VII), bestätigte sich nicht. Allerdings trat auch hier die enge Bezogenheit kindlicher und elterlicher Merkmale hervor, da höhere Werte auf der Skala der Depressivität vor dem Übergang zur Elternschaft insgesamt mit einer höheren Irritabilität des Kindes nach der Geburt einherging was einerseits mit höheren Werten auf der Depressivität und andererseits mit einer größeren subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten im Jahr nach der Geburt assoziiert war. Auch wenn nur halblängsschnittliche Befunde vorliegen, steht dies grundsätzlich in Einklang mit bisherigen Studienergebnissen, die sich mit der gegenseitigen Bezüglichkeit kindlicher und elterlicher Merkmale im Kontext einer elterlichen depressiven Symptomatik auseinandergesetzt haben. Bekannt ist, dass sich elterliche Depressivität und kindliche Anpassungsschwierigkeiten kaskadisch verhalten und gegenseitig bedingen, selbst wenn Einschätzungen anderer Beobachter (z. B. Lehrerangaben, anderer Bezugspersonen des Kindes) zu kindlichen Verhaltensauffälligkeiten herangezogen werden (Gross et al. 2009; Gross et al. 2008). Eine depressive Verstimmung strahlt oftmals auf die Eltern-Kind-Interaktion

aus und den betroffenen Müttern (Väter werden in diesem Kontext weniger untersucht) gelingt es nicht, feinfühlig auf die Bedürfnisse und Emotionen des Babys zu reagieren, was wiederum Auswirkungen auf das kindliche Verhalten hat und daher einen Risikofaktor für die kindliche Entwicklung darstellt (Reck 2014). Gleichzeitig kommt es in so einer Situation oftmals dazu, dass das Verhalten des Kindes auf einer Erlebensebene insgesamt als schwieriger oder belastender wahrgenommen wird (Field et al. 1993). Starteten Mütter und Väter bereits vor der Geburt mit höheren Depressivitätssymptomen, bereitete das einen ungünstigen Entwicklungshintergrund für das Kind im Jahr nach der Geburt. Dieses wies dann, aus Perspektive der Eltern, etwas größere Schwierigkeiten in der Verhaltensanpassung auf. Das stand wiederum in Zusammenhang mit einem größeren Belastungserleben und höheren Werte auf der Depressionsskala.

Es bestanden keine direkten oder indirekten nachgelagerten Zusammenhänge zwischen der Irritabilität des Kindes und/oder der dadurch erlebten subjektiven Belastung auf die Depressivität, obwohl die bisherigen Ergebnisse die enge Verwobenheit kindlicher Verhaltensaspekte und elterlicher Depressivität hervorhoben. Kindliche Anforderungen und deren Intensität verändern sich allerdings innerhalb der ersten Monate stetig und variieren je nach den individuellen Gegebenheiten des Kindes. Womöglich war die Depressivität im zweiten Jahr nicht mehr mit den kindlichen Anforderungen des ersten Lebensjahres und/oder der dadurch erlebten Belastung verknüpft, weil sich die Situation mit dem Baby verändert hat. Vor der schnellen Veränderung kindlicher Verhaltenscharakteristika wäre daher anzunehmen, dass die Depressivität vorrangig mit aktuellen kindlichen Merkmalen korreliert, während nachgelagerte Effekte eine untergeordnete Rolle spielen. In einem vertiefenden Analyseschritt konnten dafür erste Hinweise gesammelt werden.

Stress

Für das Stresserleben erwies sich der vorab angenommene prädiktive Charakter des vorgeburtlichen Stresserlebens auf das Stresserleben ein Jahr später als statistisch relevant (I). Dabei kam ein bedeutender Geschlechterunterschied zum Vorschein. Das Stresserleben der Väter im Jahr nach der Geburt hing stärker mit ihrem vorgeburtlichen Stressniveau zusammen als das bei den untersuchten Müttern der Fall war. Bei Mütter erwiesen sich die Bedingungen im Jahr nach der Geburt (Belastungserleben durch erhöhte kindliche Anforderungen, durchschnittlicher Nachtschlaf) als bedeutsamer, im direkten Kontrast zum Stresserleben des Vorjahres. Stress setzte sich für sie über diese zwei Messzeitpunkte nicht automatisch fort, sondern war voranging mit den akuten Anforderungen nach dem Übergang zur Elternschaft verknüpft. Das väterliche Stresserleben stand zwar mit denselben Anforderungen in Zusammenhang, war insgesamt jedoch zeitstabiler, da ihr vorgeburtliches Niveau,

das nachgeburtliche Level stärker vorhersagte. Dass das Stresserleben der Mütter insgesamt weniger mit dem Ausgangsniveau, sondern vor allem mit den akuten Anforderungen nach dem Übergang zur Elternschaft zusammenhing, lässt sich unter anderem vor dem Hintergrund erklären, dass insbesondere Mütter während dieser Phase, durch neu auftretende Bedingungen, gefordert werden. Einerseits, weil für sie tiefgreifende physische und hormonelle Herausforderungen entstehen (Nachwirkungen der Geburt, verändertes Körpergefühl, Hormonschwankungen) (für einen Überblick siehe z. B. McBride und Kwee 2017) und andererseits, da sie durch das Stillen, mehrmaliges Aufwachen pro Nacht, damit einhergehenden Schlafdefiziten, aber auch fehlender Erfahrung mit Fragen rund um das Stillen und der richtigen Pflege des Säuglings (zu häufig auftretenden Problemen in der postpartalen Phase siehe z. B. Kanotra et al. 2007) unmittelbar mit neuen Fragen konfrontiert sind. Diese Herausforderungen können im ersten Jahr nach der Geburt auch für jene Mütter ein höheres Stresserleben bedeuten, die sich vor dem Übergang zur Elternschaft noch nicht in einer erhöhten Stresssituation befanden. Für Mütter erwies sich der erlebte Stress daher als ein weniger zeitstabiles und vielmehr den situativen Bedingungen des Übergangs zur Elternschaft unterlegenes Merkmal.

Für Väter ist diese Phase ebenso mit tiefgreifenden Veränderungen verbunden, da sie neue Stressoren erleben (z. B. finanzielle Sorgen, Sorgen um das Wohlergehen und die Gesundheit des Babys) (Pollock et al. 2005). Insgesamt fand der erlebte Stress seine Ursprünge für sie jedoch, neben diesen akut auftretenden Anforderungen, stärker im vorgeburtlichen Stresserleben. Unter Umständen, weil sich für Väter bestimmte Stressoren über diese kritische Transitionsphase fortsetzten (z. B. berufliche Anforderungen) oder intensivierten und daher bereits vorher gestresste Väter mit hoher Wahrscheinlichkeit auch nach dem Übergang zur Elternschaft ein erhöhtes Stresserleben aufwiesen.

Im direkten Vergleich der Vorhersagekraft des jeweiligen Ausgangsniveaus des individuellen Wohlbefindens im Jahr vor der Geburt, auf das Wohlbefinden bis zu zwei Jahre nach der Geburt, zeigte sich, dass vor allem die Depressivität ein zeitlich stabileres Merkmal war, im Kontrast zur Lebenszufriedenheit und dem allgemeinen Stresserleben. Zwar waren situative Bedingungen nach dem Übergang zur Elternschaft ebenfalls relevant für eine mütterliche oder väterliche depressive Verstimmung, jedoch blieb das vorgeburtliche Niveau, unter Kontrolle aller weiteren Variablen, der stärkste Prädiktor. Das liegt daran, dass die hier erfasste Depressivität eine *Trait Variable* abbildet (Thönnissen et al. 2020). Sie spiegelt damit ein zeitstabiles Merkmal und keinen aktuellen Zustand wider (Spaderna et al. 2002). Die Idee dahinter ist, dass das Wohlbefinden und die psychische Verfasstheit von Individuen zeitstabile Merkmale aufweist (Eigenschaften, Dispositionen), die weniger

von situativen Umständen abhängen (*Traits*). Während andere Merkmale des Befindens (Zustände, Stimmungslagen, aktuelles Befinden auch bezeichnet als *States*) abhängig sind von bestimmten Situationen und damit Schwankungen unterlegen sein können (Kelava und Schermelleh-Engel 2012). Diese grundsätzliche Unterscheidung spiegelt sich in den Befunden wider, da die Lebenszufriedenheit und das Stresserleben insgesamt weniger stark vom jeweiligen Ausgangsniveau vorhergesagt wurden als die Depressivität. Es ist davon auszugehen, dass diese beiden Inhaltsdimensionen subjektiven Wohlbefindens stärker zeitvariabel und in die punktuellen Veränderungen dieser Zeitphase eingebettet sind als die Depressivität der Eltern.

Mit Blick auf die vorab formulierten Annahmen, bestanden keine der erwarteten positiven Verknüpfungen zwischen einem höheren vorgeburtlichen Stresserleben und einer erhöhten Irritabilität des Kindes (II) sowie einer höheren subjektiven Belastung durch das kindliche Verhalten (III). Analog zu den bisherigen Ergebnissen war eine erhöhte Irritabilität des Kindes mit einem höheren subjektiven Belastungserleben durch diese kindlichen Anforderungen verbunden (V). Schließlich bestand kein direkter Zusammenhang zwischen der Irritabilität des Kindes und dem Stresserleben (IV). Das Stresserleben war, wie zuvor angenommen, direkt positiv mit der subjektiven Belastung assoziiert (VI). Für das elterliche Stresserleben ließ sich die aufgestellte Mediationsannahme (VII) bestätigen. Eine erhöhte Irritabilität des Kindes war nicht automatisch relevant für ein höheres Stressempfinden, sondern wurde über das tatsächliche Belastungserleben auf den erlebten Stress vermittelt.

Insgesamt handelte es sich jedoch um geringe indirekte Effekte, so dass auch hier davon auszugehen ist, dass die untersuchten Variablen nur einen kleinen Ausschnitt der komplexen Anpassungsleistungen am Übergang zur Elternschaft abbilden. Wie Lévesque et al. (2020) in einer qualitativen Studien mit Elterninterviews herausarbeiten, unterliegen viele Lebensbereiche tiefgreifenden Veränderungen und es müssen viele Themen auf Individual- als auch Partnerebene bearbeitet werden. Etwa das Gefühl, seine eigene Identität als Individuum ein Stück weit aufzugeben, keine Zeit mehr für sich oder soziale Kontakte zu haben, die neue Rolle als Mutter oder Vater zu übernehmen, dabei die Bedürfnisse des Kindes zu erfüllen und gleichzeitig in einer romantischen Beziehung zu sein, innerhalb der Partnerschaft eine faire Balance in der Aufteilung der Pflege und Betreuung des Kindes zu finden und eine Identität als kompetente Mutter oder Vater zu entwickeln, entgegen der vielen von außen gestellten sozialen Normen und Erwartungen (ebd.). All diese Faktoren spielen eine Rolle für das subjektive Wohlbefinden, vor allem in diesem ersten Jahr, und machen deutlich, dass die hier ausgewählten Variablen nur eine begrenzte Erklärkraft hinsichtlich des elterlichen Wohlbefindens besitzen.

Bedingungen elterlichen Wohlbefindens

Die Ergebnisse des Analyseteils zum individuellen Wohlbefinden bestätigten teilweise, dass Aspekte des individuellen Wohlbefindens, die kindliche Verhaltensanpassung (aus Elternperspektive) und die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten, mit zentralen Rahmenbedingungen der elterlichen und familiären Situation am Übergang zur Elternschaft korrelierten. So entpuppte sich die subjektive finanzielle Belastung als vulnerabilisierende Variable, die nicht nur mit einer geringeren allgemeinen Lebenszufriedenheit verknüpft war, sondern in diesem berechneten Modell auch mit einer etwas stärkeren Irritabilität des Kindes in Zusammenhang stand. Das bestätigt die grundsätzlichen Annahmen des Family Stress Models (Conger und Donnellan 2007; Conger et al. 2010; Conger et al. 1992), dass ökonomische und finanzielle Schwierigkeiten unterschiedliche Auswirkungen auf das gesamte Familiensystem oder Teilsysteme der Familie haben können und dabei vor allem die subjektiv erlebte Belastung durch eine schwierige finanzielle Situation relevant für das Wohlbefinden der Eltern ist, gleichzeitig aber auch den Entwicklungshintergrund für das Kind mitabsteckt (Elder et al. 1992; Conger und Donnellan 2007). Eine objektiv schwierige ökonomische Lage (hohe Schuldenlast, geringes Einkommen) führt, dem Modell nach, zu finanziellen Sorgen (z. B. für wichtige materielle Dinge nicht aufkommen zu können wie Nahrung oder Kleidung, Sorgen Rechnungen nicht bezahlen zu können, weil das Geld am Ende des Monats nicht ausreicht). Dies wiederum schafft den Ausgang für Belastungsprozesse innerhalb der Familie (Conger und Donnellan 2007). Die Ergebnisse stehen in Einklang mit der grundsätzlichen Annahme, dass vor allem die subjektive Erlebensdimension finanzieller Knappheit ein wichtiger Ausgangspunkt elterlichen, aber auch kindlichen Wohlbefindens darstellt.

Eine wichtige Ressource stellte der durchschnittliche Nachtschlaf in einer normalen Woche dar. So berichteten Eltern, die durchschnittlich mehr Stunden pro Nacht schliefen über ein geringeres allgemeines Stresserleben und insbesondere Mütter über eine geringere subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten. Grundsätzlich stehen wiederkehrende Unterbrechungen und Störungen des elterlichen Nachtschlafs und damit einhergehende Müdigkeit im Zeitraum nach der Geburt, in Zusammenhang mit unterschiedlichen Schwierigkeiten wie schlechter Laune, Gereiztheit, niedrigerer Partnerschaftszufriedenheit, Einschränkungen in der kognitiven Aufnahmefähigkeit oder geringerer Geduld dem Partner gegenüber (Medina et al. 2009; Bhati und Richards 2015). Dabei ist das Schlafverhalten der Eltern (wie viel Eltern nach der Geburt schlafen, wie viele Störungen oder Unterbrechungen auftreten) eng mit dem kindlichen Schlafverhalten und kindlicher Charakteristika (Schrei- oder Fütterstörungen) verknüpft (Cattarius und Schlarb 2016). Überdies ergeben sich Schlafunterbrechungen meist in besonderem Ausmaß für Mütter, da

diese vorrangig mit dem nächtlichen Aufwachen, Pflegetätigkeiten und dem Stillen des Neugeborenen in Verbindung stehen (Hunter et al. 2009). Bei Müttern, die mehr Stunden pro Nacht schliefen, lag daher mit hoher Wahrscheinlichkeit eine größere Passung zwischen kindlichen Anforderungen und dem eigenen Schlaf vor (weil das Baby z. B. längere Schlafphasen am Stück zuließ). Dies wiederum schuf wichtige Gelegenheiten der Regeneration für Mütter und stand daher in engem Zusammenhang mit einem geringeren Belastungserleben durch die kindlichen Verhaltensanforderungen. Des Weiteren ist anzunehmen, dass Eltern, die mehr Schlaf pro Nacht bekamen, ein geringeres subjektives Stresserleben aufwiesen, weil sie sich insgesamt besser von den Strapazen des Übergangs zur Elternschaft erholen konnten und sich daher in einer besseren Grundverfassung befanden (z. B. weniger gereizt waren, sich insgesamt wohler und fitter fühlten).

In Bezug auf die subjektive Belastung durch das kindliche Verhalten, erwies sich ein Zusammenzug mit dem Partner oder der Partnerin im Zeitraum des Übergangs zur Elternschaft als hilfreich für Eltern, die zuvor noch nicht mit dem Partner oder der Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt lebten. Auch wenn ein Zusammenzug auf der einen Seite mit größeren Anpassungsleistungen innerhalb der Partnerschaft einherging, entfaltete er offenbar auf individueller Ebene ein Entlastungspotenzial. Möglicherweise, weil die Unterstützung und physische Anwesenheit des Partners oder der Partnerin als stärker entlastend wahrgenommen wurde, da sie ungewohnt und neu war, im Vergleich zu Eltern, an deren Partnerschaftsgefüge sich nichts verändert hatte. Jedoch bestehen keine einschlägigen Befunden, die diese Annahme stützen könnten, insofern ist weitere Forschung erforderlich, inwiefern ein Zusammenzug mit dem Partner oder der Partnerin, im Zuge des Übergangs zur Elternschaft, relevant für unterschiedliche Aspekte subjektiven Wohlbefindens ist.

Schließlich fühlten sich höher gebildete Eltern stärker subjektiv durch Verhaltensanforderungen des Kindes belastet. Vor dem Verständnis, dass Bildung eine Ressource für bestimmte Wohlbefindensaspekte darstellen kann (*Education as Resource*) (Nomaguchi und Brown 2011), wäre eigentlich die andere Wirkrichtung erwartbar gewesen, dass sich höher gebildete Eltern insgesamt weniger durch die kindlichen Anforderungen belastet fühlen. Die dahinterstehende Annahme ist, dass eine höhere Bildung mit unterschiedlichen sozialen, ökonomischen und personalen Ressourcen einhergeht, die eine protektive Wirkung gegenüber unterschiedlichen Stressoren besitzen. Demnach geraten höher gebildete Mütter insgesamt weniger in die Lage, sich Sorgen um die Entwicklung und das Wohlbefinden des Kindes machen, da ihnen vielfältigere Ressourcen zur Verfügung stehen, um ihr Kind zu schützen. Zugleich erleichtert eine bessere Ressourcenausstattung die Erziehung und Betreuung des Kindes, so dass höher gebildete Eltern den Lebenssinn (Meaning of Life), den Kinder mit sich bringen besser wahrnehmen und wertschätzen

können (Nomaguchi und Brown 2011). Dass höhere Bildung im Schnitt jedoch mit einer größeren subjektiven Belastung durch die Irritabilität des Kindes einherging, lässt sich eher mit dem Verständnis der *Education as Parenting Demands* (Nomaguchi und Brown 2011) in Einklang bringen. Diese Sichtweise geht davon aus, dass höhere Bildung sowohl mit positiven als auch ungünstigen Elternschaftserfahrungen einhergeht. Höher gebildete investieren mehr in ihre Kinder, wollen diese bestmöglich fördern und fordern und sind in ihrer Erziehung stärker kindzentriert. Dies kann einerseits Druck und Angst erzeugen, aufgrund der hohen Selbstaufgabe, andererseits aber auch größere emotionale Nähe zum Kind schaffen (Nomaguchi und Brown 2011). Ergebnisse von Merkle und Wippermann (2008) deuten ebenfalls in diese Richtung. In ihrer Studie untersuchten sie Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Elternschaftserfahrungen von Eltern unterschiedlicher sozialer Milieus und kamen zu dem Schluss, dass Eltern der Oberschicht bis oberen Mittelschicht, mit einem meist hohen Bildungsniveau (*Etablierte, Postmaterielle*), in besonderem Maße in die Betreuung, Förderung und Erziehung ihrer Kinder investieren. Für die Gruppe der etablierten Eltern sprechen sie beispielsweise von *ambitionierter Erziehungsarbeit* (Merkle und Wippermann 2008). Demnach informieren sich Mütter dieses Milieus von Beginn an anhand von Ratgebern und Fachliteratur über die Entwicklung des Kindes oder über Erziehungsstrategien und möchten dem Kind die bestmögliche Erziehung, Förderung und Betreuung bereitstellen. Zugleich steht für sie die Entwicklung des Kindes im Vordergrund, mit dem Ziel, Entwicklungsdefizite frühestmöglich zu erkennen und ihnen entgegenzuwirken. Bei postmateriellen Eltern, die ebenfalls einer höheren Bildungsschicht angehören, sprechen sie wiederum von *selbstkritischer Erziehungsarbeit* (Merkle und Wippermann 2008). Diese Eltern haben hohe Ansprüche an ihre eigene Erziehungsleistung und legen viel Wert auf umfassende Informationen (Fachliteratur, Bücher, Zeitschriften, Austausch mit anderen Eltern) und eine gute Vorbereitung, bereits vor der Geburt des Kindes. Erziehung bedeutet für sie eine verantwortungsvolle Aufgabe, die es verlangt, sich immer wieder selbstkritisch zu hinterfragen, ob Handlungen, Reaktionen oder Verhaltensweisen in der Erziehung richtig oder angemessen sind (ebd.). Ausgehend von diesen Erkenntnissen wäre eine Einordnung des Bildungseffekts, dass höher gebildete Eltern den Übergang zur Elternschaft mit Bedacht angehen. Sie wollen vorbereitet sein, informieren sich über die Entwicklung des Kindes in unterschiedlichen Altersphasen und beschäftigen sich mit Fragen der richtigen Erziehung, Fürsorge und Betreuung des Kindes. Allerdings geraten sie deshalb auch eher in die Situation, sich verunsichern zu lassen, wenn etwa das Verhalten des Kindes nicht mit dem angeeigneten Wissen übereinstimmt. Das löst Unsicherheiten aus, etwas falsch zu machen. Eine Erklärung wäre daher, dass insbesondere höher gebildete Eltern stärker subjektiv durch Verhaltensaspekte des Kindes

belastet waren, weil sie sich insgesamt stärker unter Druck setzten, alles richtig zu machen, Entwicklungsschwierigkeiten rechtzeitig zu erkennen oder die Bedürfnisse des Kindes richtig zu deuten.

Geschlechterunterschiede

Zwischen den relevanten Studienvariablen im Kontext des individuellen Wohlbefindens von Eltern bestanden kaum bedeutende Geschlechterunterschiede. Dies deutet daraufhin, dass das subjektive Wohlbefinden beider Geschlechter am Übergang zur Elternschaft von Anpassungsleistungen betroffen ist. Berichteten Mütter und Väter beispielsweise darüber, dass ihr Kind häufiger schrie oder sich seltener beruhigen ließ, war das für beide Geschlechter relevant für das Wohlbefinden. Damit stehen die Befunde grundsätzlich in Einklang mit dem Verständnis, dass der Übergang zur Elternschaft nicht nur für Mütter von Bedeutung ist, sondern auch für Väter Einschnitte, Freuden und neue Herausforderungen mit sich bringt. Es ist daher wichtig, Befindlichkeiten, Stimmungslagen und Einschränkungen subjektiven Wohlbefindens (z. B. einer postpartalen Depression) von Vätern im Blick zu behalten, so dass auch ihnen gezielt Unterstützung angeboten werden kann (Bruno et al. 2020; Eddy et al. 2019; Pollock et al. 2005). In einer qualitativen Studie fanden es Väter beispielsweise frustrierend, dass sie auf wenig gezielte Informationen und Unterstützung zurückgreifen konnten, und nicht in ausreichendem Maße bei Vor- und Nachsorgeuntersuchungen oder Terminen rund um die Geburt und das Neugeborene adressiert wurden. Das löste bei ihnen das Gefühl aus, eher Zuschauer (*Bystander*) als aktiv involvierter Teil des Übergangs zur Elternschaft zu sein (Deave und Johnson 2008). Damit stehen die Ergebnisse entgegen der oft impliziten, sozial normierten Annahme, dass Mütter stärker vom Übergang zur Elternschaft betroffen sind (z. B. durch natürliche physische Aspekte wie die Geburt selbst, das Stillen des Babys) (Brandel et al. 2018) – und angewandt auf den vorliegenden Fall – stärker von den Anforderungen des Babys gefordert werden. Der Übergang zur Elternschaft ist vielmehr für beide Geschlechter eine Phase größerer Anpassungsleistungen und Veränderungen, die von Müttern als auch Vätern verlangt, sich zum Beispiel auf die neuen Bedürfnisse des Kindes aber auch der Partnerin oder des Partners einzustellen (Eickhorst und Scholtes 2014). Damit bestätigte sich, wie auch schon in der ersten Teilstudie, dass Elternschaft kein Lebensereignis ist, dass vorranging Auswirkungen auf Mütter hat, sondern eine ebenso zentrale Bedeutung im Leben von Vätern spielt. Überdies stellen die Entwicklung oder Anforderungen des Kindes, genauso wie für Mütter, wichtige Eckpfeiler des subjektiven Wohlbefindens von Vätern dar. In einer qualitativen Studie berichteten Väter etwa, in Einklang mit dieser Beobachtung, dass zentrale Stressoren nach dem Übergang zur Elternschaft für

sie ebenfalls darin bestanden, nicht zu wissen, was das Baby brauchte oder sich um die Gesundheit des Neugeborenen zu sorgen (Pollock et al. 2005).

5.8.3 Grenzen der Analysen im Rahmen von Teilstudie II

Die Analysen basieren grundsätzlich auf einer selektiven Stichprobe und sind nicht repräsentativ für alle Eltern in Deutschland nach dem Übergang zur Elternschaft, da beispielsweise Eltern mit einem geringeren sozioökonomischen Status seltener in der Stichprobe vertreten waren. Die Ergebnisse müssen daher im Hinblick auf die Charakteristika der zugrundeliegenden Stichprobe interpretiert werden und können keine Grundlage für verallgemeinernde Aussagen bilden. Weiterhin lassen sich die vorliegenden Daten als halblängsschnittlich (*half-longitudinal*) (Maxwell und Cole 2007) einordnen, was mit unterschiedlichen Einschränkungen einhergeht. Einerseits können bestimmte Mediationsmechanismen meist erst über die Zeit aufgedeckt werden, da sich bestimmte Übertragungen erst im Zeitverlauf ergeben (Maxwell et al. 2011), wenn sich Verhaltensweisen oder Interaktionen stabilisieren. Diese Perspektive war mit den vorliegenden Daten nur bedingt möglich, da ein primäres Erkenntnisinteresse auf dem ersten Jahr nach der Geburt und damit auf der Zeit direkt nach dem Übergang zur Elternschaft lag. Wäre ein autoregressives Mediationsmodell für längsschnittliche Daten, wie es Maxwell et al. (2011) konzipiert haben, zum Einsatz gekommen, das mindestens drei aufeinanderfolgende Messungen der Prädiktoren, Mediatoren und der abhängigen Variable voraussetzt, wären bestimmte Fallstricke entstanden. Der Übergang zur Elternschaft, mit jeweils einer Messung vor der Geburt und zwei Messungen in den zwei nachfolgenden Jahren, hätte nicht mitberücksichtigt werden können, da das vorgeschlagene Modell Informationen aller Variablen zu allen Erhebungszeitpunkten voraussetzt. Informationen zum kindlichen Verhalten/der ängstlichen Überfürsorge lagen jedoch zum ersten Messzeitpunkt vor der Geburt nicht vor. Als Alternative hätte sich das längsschnittliche Mediationsmodell für die drei Jahre nach der Geburt des ersten Kindes darstellen lassen können, ohne den Übergang zur Elternschaft explizit mit zu berücksichtigen. Allerdings hätte die Datenstruktur dann insgesamt große Zeitabschnitte umfasst, die bis ins Kleinkindalter des Kindes hineingereicht und nicht mehr die Phase des Übergangs zur Elternschaft oder die Herausforderungen in der Zeit nach der Geburt des ersten Kindes abgebildet hätten. Damit hätte sich die Forschungsfrage auf Beeinflussungsprozesse zwischen Eltern und Kindern in den ersten drei Jahren nach der Geburt verlagert. Insofern wurde sich

für den Tradeoff entschieden, nur ein halblängsschnittliches Modell zu verwenden, welches einen expliziten Blick auf die Variablenzusammenhänge direkt am Übergang zur Elternschaft erlaubt. Ein möglicher Ansatz für nachfolgende Forschung, spezifisch am Übergang zur Elternschaft, um stabilere Mechanismen und Variablenzusammenhänge über die Zeit zu prüfen, könnte darin bestehen, auf kürzere Zeitintervalle zurückzugreifen. Zum Beispiel auf monatliche Abfragen oder auf vier Messzeitpunkte im ersten Jahr nach der Geburt, in Abständen von drei Monaten. Ein solches Design ermöglicht es, die sich schnell verändernden Anforderungen des Kindes und Belastungen der Eltern, in diesen ersten Monaten einzufangen und stabile Dynamiken, aber sich auch nach einer bestimmten Zeit auflösende Zusammenhänge kindlicher und elterlicher Charakteristika genauer nachzuzeichnen. Weiterhin eignet sich die Betrachtung bidirektionaler Einflüsse (z. B. elterlicher und kindlicher Merkmale) vorrangig in längsschnittlichen Designs, z. B. mittels eines Crosslegged Models (siehe dazu z. B. Acock 2013). Diese Modelle ermöglichen es, durch zeitlich vorgelagerte Effekte, gezieltere Aussagen darüber zutreffen, welche der Variablen eher Ursache und welche eher Wirkung ist (Maxwell et al. 2011). Beispielsweise lässt erst eine längsschnittliche Betrachtung kindlicher und elterlichen Merkmale über mehrere Messzeitpunkte hinweg einen Schluss zu, inwiefern sich kindliche und elterliche Charakteristika bidirektional beeinflussen. Insofern kann unter einer querschnittlichen oder halblängsschnittlichen Perspektive keine Aussage darüber getroffen werden, welche Ebene die andere beeinflusst. Es ist lediglich von Zusammenhängen der Variablen untereinander zu sprechen. Die vorliegenden Ergebnisse müssen vor diesem Hintergrund vorsichtig interpretiert und dürfen nicht als Kausalbeziehungen verstanden werden.

Des Weiteren muss darauf verwiesen werden, dass neben dem spezifizierten Modell zumeist eine bestimmte Anzahl an Alternativmodellen besteht, die die Daten ähnlich gut abgebildet hätten (McDonald und Ho 2002). Daher ist immer davon auszugehen, dass das vorgeschlagene Modell eine Möglichkeit neben anderen Erklärversuchen darstellt, soziale Wirklichkeit greif- und beschreibbar zu machen und die Ergebnisse daher nur eine begrenzte Erklärkraft besitzen. Schließlich liegt eine Limitation sicherlich auch in den erfassten Konstrukten, die aufgrund ökonomischer Überlegungen teilweise abgeänderte und kürzere Versionen im Vergleich zu den Originalskalen darstellten. Dies verursacht immer Messungenauigkeiten, die bei der Interpretation der Ergebnisse als Reflexionsfolie mitgedacht werden müssen, wie auch Huss und Pollmann-Schult (2020) zu bedenken geben. Sie stießen in ihrer Studie auf ähnliche Probleme. Ähnlich wie in Teilstudie I bestanden außerdem, hinsichtlich der Einschätzung des Kindes

(kindliche Verhaltenscharakteristika, subjektive Belastung) Reliabilitätsprobleme, so dass auf keine geprüften, validierten Skalen zurückgegriffen werden konnte.

Überdies wurde ausschließlich auf Einschätzungen der Eltern selbst zurückgegriffen, was insbesondere hinsichtlich der Verhaltensanforderungen des Kindes ein gewisses Bias erzeugt. Aus einem systemisch-konstruktivistischen Verständnis heraus bedeutet das, dass Beobachtungen, Einschätzungen und Bewertungen, selbst objektiven Verhaltens, niemals vom Beobachter losgelöst werden können. Damit kommt der Person, die eine Wirklichkeitsbeschreibung vornimmt, eine konstruierende Rolle zu (Simon 2013). Das heißt, wie etwas beobachtet oder eingeschätzt wird, hängt von der Logik und dem Wahrnehmungsapparat des Beobachters (hier: den befragten Müttern und Vätern) ab (Hosemann und Geiling 2013). Für Elternangaben über kindliche Verhaltensweisen bedeutet das, dass die Einschätzung dieser immer vor der Logik, dem Verständnis und der Verfasstheit der Eltern selbst geschieht. Eine andere Person (z. B. Kinderarzt, Hebamme) könnte hinsichtlich der Verhaltenscharakteristika des Babys, anhand festgelegter Einschätzungskriterien, auch zu einem anderen Schluss kommen. Eine Konsequenz kann sein, dass das Kind, in der vorliegenden Studie, von den Eltern als irritabler eingestuft wurde, weil die Belastung der Eltern ein negatives Berichtsbias beförderte, obwohl das kindliche Schreien beispielsweise im Normalbereich lag und für die Entwicklungsphase nicht auffällig war. Diese Ungenauigkeit muss bei Elterneinschätzungen über kindliche Charakteristika in Kauf genommen werden. Fremdeinschätzungen über das kindliche Verhalten können in diesem Zusammenhang eine zusätzliche Informationsquelle bieten, da sie ein Einschätzungsbias der Eltern aufdecken können. In zukünftiger Forschung wäre dies ein gewinnbringender Ansatzpunkt, hinsichtlich der Einschätzungen des kindlichen Verhaltens, auch Informationen von anderen Personen des Familien- oder des näheren Bezugsystems miteinzubeziehen. Dies erlaubt es, Entwicklungsrisiken und Negativdynamiken für Kinder und Eltern in dieser anforderungsreichen Phase differenzieller zu beurteilen.

6 Abschließende Diskussion

Übergeordnete Zielstellung der Arbeit war es, auf systematische theorie- und datenbasierte Weise der Frage nachzuspüren, unter welchen Bedingungen oder in welchen besonderen Lebensabschnitten das Kind relevant für unterschiedliche Inhaltsdimensionen elterlichen Wohlbefindens sein kann, und welche zwischengeschalteten Variablen dabei eine Rolle spielen. Dazu erfolgte zunächst ein Gang durch Entwicklungslinien der Paar-, Familien- und Elternstressforschung, die mit Grundgedanken der Entstehung, Einschränkung und Aufrechterhaltung subjektiven Wohlbefindens verknüpft wurden. Entlang der breitgefächerten Forschungsbefunde und theoretischen Überlegungen kristallisierte sich einerseits heraus, dass dem Kind in Bezug auf das elterliche Wohlbefinden auf ganz unterschiedliche Weise Beachtung geschenkt wurde. Andererseits ließen sich im Verlauf der Ausführungen drei zentrale Forschungslücken identifizieren, die in den zwei datengestützten Teilen der Arbeit aufgegriffen wurden. In allen Analysen zeigte sich dabei, dass das Kind in bestimmten Lebensabschnitten oder anforderungsreicheren Phasen (am Übergang zur Elternschaft) und unter bestimmten Forschungszugängen (dem Vergleich von Eltern und kinderlosen Personen) einen wichtigen Anhaltspunkt für elterliches Wohlbefinden liefert.

Wie die unterschiedlichen Forschungsbefunde und theoretischen Annahmen vor allem im Feld der Paar-, Familien- und Elternstressforschung indizierten, spielen bei den Übertragungsprozessen zwischen kindlichen und elterlichen Merkmalen jedoch oftmals auch zwischengeschaltete Mechanismen eine Rolle. Dies konnte letztlich auch in den Analysen zum individuellen und partnerschaftsrelevanten Wohlbefinden am Übergang zur Elternschaft beobachtet werden. Es wurde deutlich, dass erhöhte Anforderungen durch das Kind oder die Elternrolle nicht immer nur auf direkte Weise ausschlaggebend für Einschränkungen positiver Wohlbefindensaspekte oder für die Verstärkung negativer Befindlichkeiten sind, sondern, dass dabei zwischengeschaltete Variablen auf individueller als auch

H. Maly-Motta, *Gestresste Eltern*,
https://doi.org/10.1007/978-3-658-41224-1_6

auf partnerschaftlicher Ebene eine Rolle spielen. Die Diskussion der Befunde rief dabei auch zur Bescheidenheit auf, da viele der komplexen Variablenzusammenhänge, Austausch- und Hintergrundprozesse am Übergang zur Elternschaft auf Ebene der Daten gar nicht mitberücksichtigt werden konnten. Schließen lässt sich daraus, dass anhand der empirischen Datenanalyse immer nur eine begrenzte Einsicht in die soziale Wirklichkeit von Familien oder Individuen möglich ist. Letztlich handelt es sich um Beschreibungsversuche familiärer, elterlicher und kindlicher Lebenswelten, die jedoch einer fortwährenden Anreicherung empirischer Erkenntnisse bedürfen, um die Komplexität Stück für Stück greifbarer zu machen.

In der Gesamtschau lässt sich ebenfalls bestätigen, dass Elternschaft mit gemischten Gefühlen einhergeht und einerseits Zufriedenheit, Lebenssinn und Erfüllung bedeutet, andererseits aber auch mit bestimmten Herausforderungen verbunden ist. Dies wurde als *Parenting Paradox* bezeichnet (Morse und Steger 2019). Elternschaft ist dabei von vielen Bedingungen gerahmt (individuellen Merkmalen, Unterstützungssystemen, Wertvorstellungen, Erwartungen über Elternschaft, der ökonomischen Situation), die für Eltern manches erleichtern, aber auch einiges erschweren können. Vor diesem Hintergrund haben Forscher und Forscherinnen die Frage aufgeworfen, warum Paare Kinder bekommen, wenn Elternschaft offenbar mit so vielen Kosten und negativen Begleiterscheinungen einhergeht (ebd.). Die Ergebnisse der vorliegenden Studie weisen, als Antwort darauf, an unterschiedlichen Stellen in die Richtung, dass Elternschaft unter bestimmten Lebens- oder Rahmenbedingungen in positivem Zusammenhang mit dem Wohlbefinden der Eltern stehen kann, auch im Vergleich zu kinderlosen Frauen und Männern. Daher sollte die Frage eher lauten, was Familien, Eltern und Kindern bereitgestellt werden muss und wie sie konkret und bedarfsorientiert unterstützt werden können, so dass Elternschaft mit günstigen Voraussetzungen zusammenfällt. Die Befunde der vorliegenden Studie liefern hierzu einige wichtige Anhaltspunkte. Die Impulse lassen sich dabei zwei Ebenen zuordnen. Zum einen können aus den Befunden Implikationen für Beratungsangebote, niederschwellige Unterstützungsleistungen und Informationsmaterialien für Eltern gewonnen werden. Zum anderen lassen sich Impulse in Bezug auf sozialstaatliche Leistungen für Familien ableiten, die auf der Agenda familienpolitischer Überlegungen stehen sollten.

Implikationen der vorliegenden Arbeit für die Arbeit mit Familien, Eltern und Paaren

Deutlich wurde, dass bestimmte Phasen in der Paar- und Familienentwicklung mit unterschiedlichen Anpassungsleistungen einhergehen und vor allem während

der aktiven Familienphase eng mit Entwicklungsschritten des Kindes verknüpft sind. Dazu zählt neben anderen der Übergang zur Elternschaft. Da die Analysen am Übergang zur Elternschaft auf einer zufällig gezogenen Stichprobe aus Eltern beruhten, ohne dabei besonders (vor)belastete Familien in den Blick zu nehmen, verdeutlichen die Ergebnisse, dass Schwierigkeiten am Übergang zur Elternschaft ein Phänomen sind, das viele Paare und Eltern betrifft und bereits milde Belastungen zu erhöhten Irritationen auf Paar- oder Individualebene führen können. Die Befunde verfügen damit einerseits über eine breite Anschlussfähigkeit und liefern Hinweise darüber, zu welchen punktuellen Herausforderungen es im Rahmen dieser Statuspassage bei vielen Eltern auf individueller, aber auch auf Ebene der Partnerschaft kommen kann. Gleichzeitig entsteht die Möglichkeit, Entwicklungsaufgaben und Übergänge in der Paar- und Familienentwicklung explizit in die Arbeit mit Familien einzubeziehen und als eine Einordnungsmöglichkeit für Probleme oder entstandene Schwierigkeiten zu sehen. Dadurch kann die Perspektive eingenommen werden, dass die Belastungen in vielen Fällen einen punktuell auftretenden Charakter haben, nicht aber automatisch chronifizierte Belastungen darstellen müssen. Dies ermöglicht einen lösungsorientierten Blick auf Schwierigkeiten, die Kontextualisierung von Problemen in den aktuellen Lebensbezug, erleichtert die Frage nach Ausnahmen oder nach Situationen, in denen die Paare z. B. auf konstruktive Weise miteinander kommuniziert haben (Vergleich von Problemzeiten und nicht-Problemzeiten), was in diesen Situationen anders war und macht damit Veränderung möglich (Schwing und Fryszer 2006; Schlippe und Schweitzer 2016). Gleichzeitig kommt damit ein spezifisches Menschenbild zum Ausdruck, das optimistisch ist, ressourcenorientiert und Veränderung für möglich hält. Das ist richtungsweisend für einen gelingenden Arbeitsprozess mit Klienten oder Klientinnen (Widulle 2011).

Weiterhin bestätigte sich, einer familientherapeutischen Sichtweise folgend, die hilfreiche Perspektive, Familie in mindestens drei zentrale Betrachtungsebenen zu unterscheiden (in die Ebene von Individuen, die Dyade und das gesamte Familiensystem), die jedoch untrennbar aufeinander bezogen sind (Cierpka 2008). Am Übergang zur Elternschaft finden individuelle Anpassungsprozesse statt und von den Müttern und Vätern müssen viele eigene Themen bearbeitet werden, was mitunter das individuelle Wohlbefinden untergraben kann. Parallel dazu spielen sich aber auch Anpassungsleistungen innerhalb der Partnerschaft ab. Insbesondere dann, wenn das Kind viel Aufmerksamkeit einnimmt, größere Unsicherheit mit der neuen Elternrolle herrscht und in der Paarbeziehung kein Platz mehr für Zweisamkeit, emotionale Nähe oder Austausch bleibt. Diese Dynamiken können letztlich das gesamte Familiensystem ins Ungleichgewicht bringen. Hier zeigen

die vorliegenden Befunde, dass sich ein Blick auf unterschiedliche Betrachtungsebenen lohnt und nicht nur auf einzelne Symptomträger. Dies kann Weichen für gezielten Informations-, Unterstützungs- oder Beratungsbedarf stellen. Nicht zuletzt, da professionelle Unterstützungsleistungen dann nicht nur auf Erfahrungswissen fußen, sondern ebenso auf empirischen Erkenntnissen zu besonderen Problemlagen oder Schwierigkeiten der Ratsuchenden, wie Warschburger (2009) als wichtige Rahmenbedingung professioneller Beratung benennt.

Die Analysen deckten gleichzeitig aber auch konkrete Ressourcen auf, die helfen den Übergang zur Elternschaft besser zu meistern (höhere Lebens- oder Partnerschaftszufriedenheit vor der Geburt des ersten Kindes). Das ermöglicht eine Offenlegung vorhandener Ressourcen und greift damit einen ressourcenorientierten Blick auf, dem sich viele Ansätze der Beratung, Unterstützung und Begleitung von Familien, Eltern als auch Kunden und Kundinnen (sozial)pädagogischer Handlungsfelder verschrieben haben (z. B. Schwarzer und Buchwald 2009; Schubert et al. 2019). Mit dem Wissen, dass emotionale Selbstoffenbarung und Nähe dem Partner oder der Partnerin gegenüber beispielsweise Schutzfaktoren darstellen, um die anforderungsreiche Phase des Übergangs zur Elternschaft gelingend gemeinsam zu meistern, kann bereits vor der Geburt des Kindes geschaut werden, wie diese Ressource aktiviert werden kann oder was es in der Partnerschaft bräuchte, um sich dem anderen näher oder von ihm verstanden zu fühlen. Beziehungsweise kann eine Bewusstmachung oder Reaktivierung dieser Ressourcen im Bewältigungsprozess nach der Geburt des ersten Kindes eine wichtige Hilfestellung leisten, denn die Bewusstmachung, Betrachtung und Stärkung von Ressourcen leistet einen wichtigen Beitrag für gelingende Beratungsprozesse (Schubert et al. 2019). Die Befunde bekräftigten außerdem die zentrale Rolle der Paarkommunikation für eine zufriedenstellende Partnerschaft. In der Arbeit mit Paaren in dieser besonderen Übergangsphase kann ein weiterer Ansatzpunkt in der Bearbeitung von ungünstigen Konflikt- und Kommunikationsstrategien bestehen, mit dem Ziel an einer neutralen Kommunikationsbasis zu arbeiten, durch die sich beide Partner gehört fühlen und Bedürfnisse, Erwartungen und Enttäuschungen wieder wertfrei geäußert werden können.

Die in der Datenanalyse nachgezeichneten Anforderungen, die am Übergang zur Elternschaft auftreten können, weisen zudem auf Potenziale präventiver Angebote hin, die im Aufgabenbereich der Frühen Hilfen liegen. Allerdings im Sinne einer niederschwelligen und frühzeitigen Unterstützung und Information aller Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern (Buschhorn 2018) bevor sich Negativdynamiken verfestigen können und es zu schwerwiegenderen Problemen innerhalb der Familie kommt. Die Ergebnisse sind damit anschlussfähig für den Auftragsbereich der Frühen Hilfen als frühzeitiges niedrigschwelliges Angebot

der Unterstützung und Information aller Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern (Verbesserung der Versorgungs- und Handlungskompetenzen) und weniger für die Erfüllung des frühen Schutzauftrages (soziales staatliches Wächteramt) zur Früherkennung einer sich anbahnenden Kindeswohlgefährdung (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2013a; Buschhorn 2018). Das unterstreicht das Verständnis, dass grundsätzlich alle Eltern einen Bedarf an Information, konkreten Hilfen, Wissen über Negativdynamiken, Konfliktschleifen, Problemlösestrategien oder Entwicklungsaufgaben des Kindes haben. Auch im Diskurs der verantworteten Elternschaft zeigte sich, dass bei vielen Eltern ein hoher Informationsbedarf besteht, um mit dem nötigen Wissen für die bestmögliche Förderung, Erziehung und Betreuung des Kindes ausgerüstet zu sein (Merkle und Wippermann 2008; Ruckdeschel 2015). Den generellen Unterstützungs- und Informationsbedarf von Eltern bekräftigt auch eine Studie, in der Mütter und Väter im Rahmen von 350 narrativen Interviews befragt wurden. Ergebnis war, dass sich viele Eltern (fernab von spezifischen Belastungslagen) konkrete Unterstützung in ihrem Erziehungsalltag wünschen, vor dem Hintergrund, das Erziehung eine herausfordernde Aufgabe ist, die oftmals überfordert oder verunsichert (Tschöpe-Scheffler 2005, 2008). Die untersuchten Eltern äußerten zum Beispiel ein Anliegen nach konkreten Hilfen, um sich in Konfliktsituationen aber auch im Erziehungsalltag sicherer zu fühlen. Daneben bestand ein Bedarf nach Wissen und Information über Entwicklungsanforderungen und -aufgaben des Kindes. Die befragten Mütter und Väter richteten zudem einen kritischen Blick auf sich selbst und erhofften sich mehr Einsicht in bestimmte Konfliktschleifen oder Ursachen für Probleme oder dysfunktionale Interaktionen. Schließlich wünschten sie sich mehr Austausch und Unterstützung mit anderen Eltern, nicht zuletzt zur Aktivierung sozialer Unterstützung und damit einer Entlastungsfunktion (Tschöpe-Scheffler 2005). Diese Studienbefunde bestärken empirische Sozialforschung zum Wohlbefinden und zu Bedürfnissen von Eltern und Kindern aus unterschiedlichen Blickwinkeln und unterstreichen deren Wichtigkeit.

Implikationen der vorliegenden Arbeit für sozialstaatliche Leistungen von Familien und Eltern

Die Befunde sowie der aufbereitete Forschungsstand verwiesen einheitlich in die Richtung, dass Elternschaft mit bestimmten Kosten verbunden sein kann (finanzielle Einbußen, Opportunitätskosten). Diese Einschränkungen, besonders die erlebte Knappheit ökonomischer Ressourcen, kann das elterliche Wohlbefinden beeinträchtigen und letztlich das gesamte Familiensystem vulnerabilisieren. Obwohl in den vergangenen Jahren viele Schritte zur Reformierung familienpolitischer Leistungen unternommen wurden [Einführung des Elterngelds im Jahr

2007, Einführung des ElterngeldPlus im Jahr 2017, der im Jahr 2013 in Kraft getretene Rechtsanspruch auf Förderung des Kindes ab dem vollendeten ersten Jahr in Kindertageseinrichtungen oder in der Kindertagespflege, als auch der Rechtsanspruch auf Ganztagsbetreuung für Grundkinder (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2008, 2016a, 2015, 2021b)] und Elternschaft damit auf unterschiedliche Weise unterstützt wird, gilt es weiterhin die Bedürfnisse von Familien, Kindern und Sorgeberechtigten eng im Blick zu behalten. Beispielsweise ist und bleibt die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, trotz dieser vielen Handlungsschritte, eine zentrale Herausforderung für Eltern und es besteht weiterhin Verbesserungsbedarf (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2021a). Ein Potenzial zur Verbesserung kann dabei in der Weiterentwicklung und im Ausbau flexibler Arbeitszeitmodelle oder in der Ermöglichung von mehr Zeitsouveränität liegen. Der voranschreitende Ausbau der öffentlichen Kindertagesbetreuung kann zusätzliche Entlastung für Eltern schaffen, um nicht gedeckte Bedarfe in der Kinderbetreuung zukünftig abzudecken (ebd.) und auch die Weiterentwicklung des Elterngeldes wurde an unterschiedlichen Stellen empfohlen (z. B. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2021a; Böhmer et al. 2014). Neben der Wichtigkeit familienpolitischer Leistungen, unterstreichen die Befunde schließlich, wie wichtig es ist, dass politisch getragene Infrastrukturen für Familien, Kinder, Eltern (z. B. niedrigschwellige Unterstützungsangebote, sozialräumliche Vernetzung und Koordination von Angeboten, präventive Auffangstrukturen) weiter ausgebaut und gestärkt werden (siehe dazu Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2016b).

Ausblick

An einige Stellen der Ergebnisdiskussion blitzten bereits zukünftige Analysepotenziale auf. Zwei Forschungszugänge sollen besondere Erwähnung finden. Einerseits konnte die Differenzierungsleistung des subjektiven Wohlbefindens in die zwei zentralen Bereiche des partnerschaftsrelevanten und individuellen Wohlbefindens hervorgehoben werden. Dabei ergibt sich weiterer Forschungsbedarf, da die Frage entsteht in welcher Bezüglichkeit individuelles und partnerschaftsrelevantes Wohlbefinden am Übergang zur Elternschaft zueinanderstehen. Kuile et al. (2021) konnten hierzu erste Erkenntnisse liefern, dass eine hohe Lebenszufriedenheit vor dem Übergang zur Elternschaft beispielsweise einen protektiven Charakter für Negativdynamiken innerhalb der Paarbeziehung nach dem Übergang zur Elternschaft haben kann. Andere Studienbefunden weisen wiederum daraufhin, dass eine niedrige Partnerschaftszufriedenheit einen Risikofaktor für eine postpartale Depression darstellen kann (Hutchens und Kearney 2020). Insgesamt fehlt es

bisher an weiteren Studien, die der Bezüglichkeit dieser Dimensionen subjektiven Wohlbefindens am Übergang zur Elternschaft nachspüren, insbesondere auch unter einer Zeitverlaufsperspektive und unter Einbeziehung der Sichtweise des jeweiligen Partners oder der Partnerin.

Anderseits wurde in der Darstellung der theoretischen Bezüge und des empirischen Forschungsstands an einigen Stellen die veränderte Ausgangslage für Familien im Rahmen der Coronapandemie angesprochen. Aufgrund der Aktualität dieses Themas und der vielfältigen Implikationen für Eltern und Kinder, die sich vor den veränderten Bedingungen (Kontaktbeschränkungen, Lockdownmaßnahmen wie Schließungen von formalen und non-formalen Bildungs- und Betreuungsangeboten) im Zuge der Coronapandemie ergeben haben, soll dieser Forschungszugang extra aufgegriffen werden.

Grundsätzlich erlaubt die Familienentwicklungstheorie die Einordnung der Coronapandemie als ein kritisches, unvorhergesehenes Lebensereignis, das insbesondere für Familien neue Herausforderungen aufgeworfen hat und unterschiedliche Anpassungsleistungen erfordert. In einem systematischen Überblicksartikel benennen Hahlweg et al. (2020) relevante soziale Belastungen für Familien im Zuge der Coronapandemie. Dazu zählen auf Ebene der Eltern oder der Familie finanzielle Unsicherheiten, Kurzarbeit, Arbeitsplatzverlust und Existenzängste, aber auch die Gefahr vor Konflikten bis hin zur Gewalt Familien durch räumliche Enge (ebd.). Aufgrund der strengen Kontaktbeschränkungen und Lockdownverordnungen fielen phasenweise wichtige Entlastungspotenziale für Familien weg und der eigene Haushalt wurde für viele Wochen zum zentralen Lebensmittelpunkt (Kuger und Rauschenbach 2020). Besonders Kinder und Jugendliche litten unter diesen Einschränkungen und zeigten als Reaktion auf die pandemische Situation Anpassungsreaktionen, wie ein Anstieg von emotionalen und Verhaltensproblemen (Hahlweg et al. 2020). Nicht zuletzt, da für viele Kinder zeitweise das alltägliche Leben in Kitas oder Schulen gänzlich entfiel, strenge Kontaktbeschränkungen herrschten, die es erschwerten Freunde, Freundinnen oder die Großeltern zu sehen und gleichzeitig anderweitige Freizeitbeschäftigungen oder non-formale Angebote für Kinder nicht möglich waren (Kuger und Rauschenbach 2020). Die Pandemie versetzte damit viele Familien in eine Phase größerer Belastung. Vor einer Familienverlaufsperspektive ist daher anzunehmen, dass insbesondere Eltern am Übergang zur Elternschaft eine Anforderungspotenzierung erlebten, im Sinne des *Pile-up of Family Demands* (Patterson 2002). Fallen beispielsweise eine Episode größerer Belastung oder ein Stressereignis (Coronapandemie) zugleich in eine Phase zentraler Entwicklungsaufgaben oder kritischer Übergänge (dem Übergang zur Elternschaft), kann sich eine Erschütterung der Familie zusätzlich verstärken (übertragen von Bodenmann 1995a). Vor diesem

Hintergrund ist es wichtig, den Blick gezielt auf Familien und Eltern zu legen, die den Übergang zur Elternschaft im Zeitfenster der Pandemie vollzogen haben, da sich für bestimmte Eltern dieser Zielgruppe unter Umständen multiple Belastungen ergaben und auch noch nach dieser akuten Phase Stabilisierungsbedarf besteht. Erste Studien beginnen sich mit der Situation von Müttern und Vätern am Übergang zur Elternschaft während der Pandemie zu beschäftigen und verweisen auf den besonders anforderungsreichen Charakter dieser Ausnahmesituation (z. B. durch veränderte Rahmenbedingungen während der Geburt des Kindes oder in der vorgeburtlichen medizinischen und sozialen Betreuung, Angst vor einer Ansteckung mit COVID-19, Sorgen, das Kind unter den Bedingungen der Pandemie großzuziehen, da es sich z. B. im Zuge der medizinischen Nachversorgung anstecken könnte) (McMillan et al. 2021; Taubman-Ben-Ari und Ben-Yaakov 2020). Die Coronapandemie kann potenziell als Verstärker von Schwierigkeiten am Übergang zur Elternschaft verstanden werden und hat daher – neben vielen anderen Fragen – auch Forschungslücken spezifisch am Übergang zur Elternschaft aufgeworfen.

Literaturverzeichnis

Aarskaug Wiik, Kenneth; Keizer, Renske; Lappegård, Trude (2012): Relationship quality in marital and cohabiting unions across europe. In: *Journal of Marriage and Family* 74 (3), S. 389–398. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2012.00967.x.

Aassve, Arnstein; Arpino, Bruno; Balbo, Nicoletta (2016): It takes two to tango: Couples' happiness and childbearing. In: *European Journal of Population* (32), S. 339–354.

Aassve, Arnstein; Goisis, Alice; Sironi, Maria (2012): Happiness and childbearing across europe. In: *Social Indicators Research* (108), S. 65–86.

Aassve, Arnstein; Mazzuco, Stefano; Mencarini, Letizia (2005): Childbearing and well-being: A comparative analysis of european welfare regimes. In: *Journal of European Social Policy* 15 (4), S. 283–299.

Aassve, Arnstein; Mencarini, Letizia; Sironi, Maria (2015): Institutional change, happiness, and fertility. In: *European Sociological Review* 31 (6), S. 749–765.

Abidin, Richard R. (1990): Introduction to the special Issue: The stresses of parenting. In: *Journal of Clinical Child Psychology* 19 (4), S. 298–301.

Abidin, Richard R. (1992): The determinants of parenting behavior. In: *Journal of Clinical Child Psychology* 21 (4), S. 407–412.

Acock, Alan C. (2013): Discovering structural equation modeling using Stata. College Station, Tex.: StataCorp LP (A Stata Press publication).

Agrati, Daniella; Browne, Dillon; Jonas, Wibke; Meaney, Michael; Atkinson, Leslie; Steiner, Meir; Fleming, Alison S. (2015): Maternal anxiety from pregnancy to 2 years postpartum. Transactional patterns of maternal early adversity and child temperament. In: *Archives of Women's Mental Health* 18 (5), S. 693–705.

Ahlborg, Tone; Dahlöf, Lars-Gösta; Hallberg, Lillemor R-M. (2005): Quality of the intimate and sexual relationship in first-time parents six months after delivery. In: *Journal of Sex Research* 42 (2), S. 167–174.

Ahlborg, Tone; Misvaer, Nina; Möller, Anders (2009): Perception of marital quality by parents with small children. A follow-up study when the firstborn is 4 years old. In: *Journal of Family Nursing* 15 (2), S. 237–263. DOI: https://doi.org/10.1177/1074840709334925.

Ahlborg, Tone; Strandmark, Margaretha (2001): The baby was the focus of attention – first-time parents' experiences of their intimate relationship. In: *Scandinavian Journal of Caring Science* (15), S. 318–325.

H. Maly-Motta, *Gestresste Eltern*,
https://doi.org/10.1007/978-3-658-41224-1

Ahlborg, Tone; Strandmark, Margaretha (2006): Factors influencing the quality of intimate relationships six months after delivery – First-time parents' own views and coping strategies. In: *Journal of Psychosomatic & Gynecology* 27 (3), S. 163–172.

Ahun, Marilyn N.; Côté, Sylvana M. (2019): Maternal depressive symptoms and early childhood cognitive development. A review of putative environmental mediators. In: *Archives of Women's Mental Health* 22 (1), S. 15–24. DOI: https://doi.org/10.1007/s00737-018-0870-x.

Aichholzer, Julian (2017): Einführung in lineare Strukturgleichungsmodelle mit Stata. Wiesbaden: Springer VS.

Aldous, Joan (1990): Family development and the life course: two perspectives on family change. In: *Journal of Marriage and Family* 52 (3), S. 571–583.

Aldous, Joan; Klein, David M. (1988): The linkages between family development and family stress. In: David M. Klein und Joan Aldous (Hg.): Social stress and family development. New York London: Guilford Press, S. 3–15.

Alt, Christian; Lange, Andreas (2012): Erschöpft und ausgelaugt, und dann noch Kinder – Elternschaft zwischen Erwerbsarbeit und Familie. In: Ronald Lutz (Hg.): Erschöpfte Familien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 107–124.

American Psychological Association (2012): Publication manual of the american psychological association. Washington DC: American Psychological Association.

Anastopoulos, Arthur D.; Guevremont, David C.; Shelton, Terri L.; DuPaul, George J. (1992): Parenting stress among families of children with attention deficit hyperactivity disorder. In: *Journal of Abnormal Child Psychology* 20 (5), S. 503–520.

Anderson, Stepehn A.; Russell, Candyce S.; Schumm, Walter R. (1983): Perceived marital quality and family life-cycle categories: A further analysis. In: *Journal of Marriage and Family* 45 (1), S. 127–139.

Angeles, Luis (2010): Children and life satisfaction. In: *Journal of Happiness Studies* 11 (4), S. 523–538. DOI: https://doi.org/10.1007/s10902-009-9168-z.

Arzheimer, Kai (2016): Strukturgleichungsmodelle. Eine anwendungsorientierte Einführung. Wiesbaden: Springer VS.

Ashman, Sharon B.; Dawson, Geraldine; Panagiotides, Heracles (2008): Trajectories of maternal depression over 7 years. Relations with child psychophysiology and behavior and role of contextual risks. In: *Development and Psychopathology* 20 (1), S. 55–77. DOI: https://doi.org/10.1017/S0954579408000035.

Asisi, Vaidilutė (2015): Entwicklungsbedingungen im Kontext der Eltern-Kind-Beziehung. Chancen und Risiken in der Interaktion mit Mutter und Vater. Wiesbaden: Springer VS (Research).

Assel, Michael A.; Landry, Susan H.; Swank, Paul R.; Steelman, L.; Miller-Loncar, C.; Smith, K. E. (2002): How do mothers' childrearing histories, stress and parenting affect children's behavioural outcomes? In: *Child: care, health and development* 28 (5), S. 359–368.

Aust, Folkert; Burg, Julian von der; Giza, Adam, Jesske, Birgit (2015): Methodenbericht. Aufwachsen in Deutschland: Alltagswelten II. Hg. v. infas.

Austin, Marie-Paule; Hadzi-Pavlovic, Dusan; Leader, Leo; Saint, Karen; Parker, Gordon (2005): Maternal trait anxiety, depression and life event stress in pregnancy. Relationships with infant temperament. In: *Early human development* 81 (2), S. 183–190. DOI: https://doi.org/10.1016/j.earlhumdev.2004.07.001.

Avison, William R.; Ali, Jennifer; Walters, David (2007): Family structure, stress, and psychological distress. A demonstration of the impact of differential exposure. In: *Journal of Health and Social Behavior* 48 (3), S. 301–317. DOI: https://doi.org/10.1177/002214650704800307.

Aytaç, Işik A.; Rankin, Bruce H. (2009): Economic crisis and marital problems in turkey. Testing the family stress model. In: *Journal of Marriage and Family* 71 (3), S. 756–767. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2009.00631.x.

Backes, Sabine; Brandstätter, Veronika; Kuster, Monika; Nussbeck, Fridtjof; Bradbury, Thomas N.; Bodenmann, Guy; Sutter-Stickel, Dorothee (2017): Who suffers from stress? Action-state orientation moderates the effect of external stress on relationship satisfaction. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 34 (6), S. 894–914.

Backhaus, Klaus; Erichson, Bernd; Plinke, Wulff; Weiber, Rolf (2016): Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung. 14., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin, Heidelberg: Springer Gabler.

Baetschmann, Gregori; Staub, Kevin E.; Studer, Raphael (2019): Does the stork deliver happiness? Parenthood and life statisfaction. University of Zurich, Deparment of Economics. Zürich (Working Paper, No. 94). Online verfügbar unter https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/65882/, zuletzt aktualisiert am 08.07.2019.

Baker, B. David (1994): Parenting stress and ADHD: A comparison of mothers and fathers. In: *Journal of Emotional and Behavioral Disorders* 2 (1), S. 46–50.

Baker, Bruce L.; Blacher, Jan; Crnic, Keith A.; Edelbrock, Craig (2002): Behavior problems and parenting stress in families of three-year-old children with and without developmental delays. In: *American Journal on Mental Retardation* 6, S. 433–444.

Baker, Bruce L.; Neece, Cameron L. (2008): Predicting maternal parenting stress in middle childhood: the roles of child intellectual status, behaviour problems and social skills. In: *Journal of Intellectual Disability Research* 52 (12), S. 1114–1128.

Balbo, Nicoletta; Arpino, Bruno (2016): The role of family orientations in shaping the effect of fertility on subjective well-being: A Propensity Score Matching Approach. In: *Demography* 53 (4), S. 955–978. DOI: https://doi.org/10.1007/s13524-016-0480-z.

Baranowska, Anna; Matysiak, Anna (2011): Does parenthood increase happiness? Evidence for Poland. In: *Vienna Yearbook of Population Research* (9), S. 307–325.

Barker, Edward D.; Jaffee, Sara; Uher, Rudolf; Maughan, Barbara (2011): The contribution of prenatal and postnatal maternal anxiety and depression to child maladjustment. In: *Depression and anxiety* 28 (8). DOI: https://doi.org/10.1002/da.20856.

Barnes, Medora W. (2015): Gender differentiation in paid and unpaid work during the transition to parenthood. In: *Sociology Compass* (9/5), S. 348–364.

Barnes, Sean; Brown, Kirk Warren; Krusemark, Elizabeth; Campbell, W. Keith; Rogge, Ronald D. (2007): The role of mindfulness in romantic relationship satisfaction and responses to relationship stress. In: *Journal of Marital and Family Therapy* 33 (4), S. 482–500. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1752-0606.2007.00033.x.

Barnett, Melissa A. (2008): Economic disadvantage in complex family systems. Expansion of Family Stress Models. In: *Clinical Child and Family Psychology Review* 11 (3), S. 145–161. DOI: https://doi.org/10.1007/s10567-008-0034-z.

Barroso, Nicole E.; Mendez, Lucybel; Graziano, Paulo A.; Bagner, Daniel M. (2018): Parenting stress through the lens of different clinical groups: A systematic review & meta-analysis. In: *Journal of Abnormal Child Psychology* (46), S. 449–461.

Baxter, Janeen; Hewitt, Belinda; Haynes, Michele (2008): Life course transitions and housework: Marriage, parenthood, and time on housework. In: *Journal of Marriage and Family* 70 (2), S. 259–272.

Beck, Audrey N.; Cooper, Carey E.; McLanahan, Sara S. (2010): Partnership transitions and maternal parenting. In: *Journal of Marriage and Family* 72 (2), S. 219–233.

Beck, Cheryl Tatano (2001): Predictors of postpartum depression: An update. In: *Nursing Research* 50 (5), S. 275–285.

Beckerman, Marieke; van Berkel, Sheila R.; Mesman, Judi; Alink, Lenneke (2018): Negative Parental Attributions mediate Associations between Risk factors and dysfunctional Parenting. A replication and extension. In: *Child Abuse & Neglect* 81, S. 249–258. DOI: https://doi.org/10.1016/j.chiabu.2018.05.001.

Bedin, Livia Maria; Sarriera, Jorge Castella (2015): A comparative study of the subjective well-being of parents and adolsecents considering gender, age and social class. In: *Social Indicators Research* 120 (1), S. 79–95.

Beebe, Susan A.; Casey, Rosemary; Pinto-Martin, Jennifer (2016): Association of reported infant crying and maternal parenting stress. In: *Clinical Pediatrics* 32 (1), S. 15–19.

Beierlein, Constanze; Kovaleva, Anastassiya; Laszlo, Zsuzsa; Kemper, Christoph J.; Rammstedt, Betarice (2014): Eine Single-Item-Skala zur Erfassung der Allgemeinen Lebenszufriedenheit: Kurzskala Lebenszufriedenheit-1 (L-1). GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften. Mannheim (GESIS-Working Papers, 33). Online verfügbar unter https://www.gesis.org/fileadmin/kurzskalen/working_papers/L1_WorkingPapers_2014-33.pdf, zuletzt geprüft am 22.06.2020.

Belsky, Jay (1984): The determinants of parenting: A process model. In: *Child Development* (55), S. 83–96.

Belsky, Jay; Rovine, Michael (1990): Patterns of marital change across the transition to parenthood. Pregnancy to Three Years Postpartum. In: *Journal of Marriage and Family* 52 (1), S. 5–19. DOI: https://doi.org/10.2307/352833.

Belsky, Jay; Youngblade, Lise; Rovine, Michael; Volling, Brenda (1991): Patterns of marital change and parent-child interaction. In: *Journal of Marriage and Family* 53 (2), S. 487. DOI: https://doi.org/10.2307/352914.

Benin, Holland Mary; Nienstedt, Barbara Cable (1985): Happiness in single- and dual-earner families: The effects of marital happiness, job satisfaction, and life cycle. In: *Journal of Marriage and Family* 47 (4), S. 975–984.

Bennett, Emily; English, William Martin; Rennoldson, Michael; Starza-Smith, Arleta (2013): Predicting parenting stress in caregivers of children with brain tumours. In: *Psycho-Oncology* 22, S. 629–636.

Bennett, J.; Riedel, M. (2013): Was beeinflusst die Lebenszufriedenheit im hohen Alter? Repräsentative Studie zur ambulanten Altenpflege und -betreuung in der Deutschschweiz. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 46, S. 21–26.

Benz, Marisa; Scholtes, Kerstin (2015): Von der normalen Entwicklung zur Entwicklungskrise und zur Regulationsstörung. In: Manfred Cierpka (Hg.): Regulationsstörungen. Beratung und Psychotherapie für Eltern mit kleinen Kindern. Berlin: Springer (Psychotherapie), S. 1–13.

Bergman, Kristin; Sarkar, Pampa; O'Connor, Thomas; Modi, Neena; Glover, Vivette (2007): Maternal stress druing pregnancy predicts cognitive ability and fearfulness in infancy. In: *Journal of the American Academy of Child & Adolescent Psychiatry* 46 (11), S. 1454–1463. DOI: https://doi.org/10.1097/chi.0b013e31814a62f6.

Berk, Laura E. (2004): Entwicklungspsychologie. 3., aktualisierte Aufl. München: Pearson-Studium (PS Psychologie).

Bernardi, Laura; Bollmann, Grégoire; Potarca, Gina; Rossier, Jérôme (2017): Multidimensionality of well-being and spillover effects across life domains. How do parenthood and personality affect changes in domain-specific satisfaction? In: *Research in Human Development* 14 (1), S. 26–51. DOI: https://doi.org/10.1080/15427609.2016.1268893.

Bertram, Hans (2011): Subjektives Wohlbefinden. In: Hans Bertram und Katharina C. Spieß (Hg.): Fragt die Eltern! Ravensburger Elternsurvey Elterliches Wohlbefinden in Deutschland. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos Verlag, S. 61–78.

Bertram, Hans; Deuflhard, Carolin (2015): Die überforderte Generation. Arbeit und Familie in der Wissensgesellschaft. Opladen Berlin Toronto: Barbara Budrich.

Bertram, Hans; Spieß, Katharina C. (Hg.) (2011): Fragt die Eltern! Ravensburger Elternsurvey Elterliches Wohlbefinden in Deutschland. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos Verlag. Online verfügbar unter https://doi.org/10.5771/9783845232980.

Bhati, Sue; Richards, Kathy (2015): A systematic review of the relationship between postpartum sleep disturbance and postpartum depression. In: *Journal of Obstetric, Gynecologic & Neonatal Nursing* 44 (3), S. 350–357.

Bien, Walter; Pötter, Ulrich; Quellenberg, Holger (2015): Methodische Grundlagen von AID:A II. Stichprobe und Fallzahlen. In: Sabine Walper, Walter Bien und Thomas Rauschenbach (Hg.): Aufwachsen in Deutschland heute. Erste Befunde aus dem DJI-Survey AID:A 2015. München.

Bird, Chloe E. (1997): Gender differences in the social and economic burdens of parenting and psychological distress. In: *Journal of Marriage and Family* 59 (4), S. 809. DOI: https://doi.org/10.2307/353784.

Bittman, Michael; Wajcman, Judy (2000): The rush hour: The character of leisure time and gender equity. In: *Social Forces* 79 (1), S. 165–189.

Bitzer, Johannes; Alder, Judith (2000): Sexuality during pregnancy and the postpartum period. In: *Journal of Sex Education and Therapy* 25 (1), S. 49–58.

Blanchflower, David G. (2009): International evidence on well-being. In: Alan B. Krueger (Hg.): Measuring the subjective well-being of nations. National accounts of time use and well-being. Chicago, London: The University of Chicago Press, S. 155–226.

Blanz, Mathias (2015): Forschungsmethoden und Statistik für die Soziale Arbeit. Grundlagen und Anwendungen. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag.

Blossfeld, Hans-Peter (2009): Die Entwicklung der Aufgabenverteilung im Eheverlauf in Deutschland. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Rollenbilder und -realitäten in Europa: Rechtliche, ökonomische und kulturelle Dimensionen. Dokumentation des Workshops 20.-22. Oktober 2008. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos Verlag (Forschungsreihe, Band 8), S. 43–57.

Bodenmann, Guy (1995a): Bewältigung von Stress in Partnerschaften. Der Einfluss von Belastungen auf die Qualität und Stabilität von Paarbeziehungen. Bern: Hans Huber (Freiburger Beiträge zur Familienforschung, 2).

Bodenmann, Guy (1995b): Der Einfluß von Streß und Coping auf die Qualität und Stabilität von Partnerschaften: eine 2-Jahres Längsschnittuntersuchung. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 7 (1), S. 27–49.

Bodenmann, Guy (2000): Stress und Coping bei Paaren. Göttingen Bern Toronto Seattle: Hogrefe.

Bodenmann, Guy (2001): Psychologische Risikofaktoren für Scheidung: Ein Überblick. In: *Psychologische Rundschau* 52 (2), S. 85–95.

Bodenmann, Guy (2002): Die Bedeutung von Stress für die Familienentwicklung. In: Brigitte Rollett und Harald Werneck (Hg.): Klinische Entwicklungspsychologie der Familie. Göttingen: Hogrefe, S. 243–260.

Bodenmann, Guy (2013): Die Bedeutung von Stress für die Partnerschaft. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): Sozialpsychologie der Partnerschaft. Berlin: Springer, S. 483–530.

Bodenmann, Guy; Atkins, David C.; Schär, Marcel; Poffet, Valérie (2010): The association beweent daily stress and sexual activity. In: *Journal of Family Psychology* 24 (3), S. 271–279.

Bodenmann, Guy; Charvoz, Linda; Bradbury, Thomas N.; Bertoni, Anna; Iafrate, Raffaella; Giuliani, Christina et al. (2007a): The role of stress in divorce: A three-nation retrospective study. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 24 (5), S. 707–728.

Bodenmann, Guy; Cina, Annette (2000): Streß – und sein Einfluß auf die Partnerschaft. In: *Dialog* (2), S. 1–7.

Bodenmann, Guy; Cina, Annette (2005): Stress and coping among stable-satisfied, stable-distressed and seperated/divorced swiss couples: A 5-year prospective longitudinal study. In: *Journal of Divorce & Remarriage* 44 (1/2), S. 71–89.

Bodenmann, Guy; Ledermann, Thomas; Blattner, Denise; Galluzzo, Claudia (2006): Associations among everyday stress, critical life events, and sexual problems. In: *The Journal of Nervous and Mental Disease* 194 (7), S. 494–501.

Bodenmann, Guy; Ledermann, Thomas; Bradbury, Thomas N. (2007b): Stress, sex, and satisfaction in marriage. In: *Personal Relationships* (14), S. 551–569.

Bodenmann, Guy; Perrez, Meinrad (1991): Dyadisches Coping – eine systemische Betrachtungsweise der Belastungsbewältigung in Partnerschaften. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 3 (3), S. 4–25.

Bodenmann, Guy; Perrez, Meinrad (1993): Stress- und Copingdiagnostik in Partnerschaft und Familie. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 5 (3), S. 177–214.

Boergers, Julie; Hart, Chantelle; Owens, Judith A.; Streisand, Randi; Spirito, Anthony (2007): Child sleep disorders. Associations with parental sleep duration and daytime sleepiness. In: *Journal of Family Psychology* 21 (1). DOI: https://doi.org/10.1037/0893-3200.21.1.88.

Bohadana, Gal; Morrissey, Shirley; Paynter, Jessica (2019): Self-compassion: A novel predictor of stress and quality of life in parents of children with autism spectrum disorder. In: *Journal of Autism and Developmental Disorders* (49), S. 4039–4052.

Böhmer, Michael; Ehrentraut, Oliver; Heimer Andreas; Henkel, Melanie; Ohlmeier, Nina; Poschmann, Katharina (2014): Gesamtevaluation der ehe- und familienbezogenen Maßnahmen und Leistungen in Deutschland. Hg. v. Prognos. Berlin (Endbericht). Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/resource/blob/93954/25490622c47497e47acbcfa797748cfb/gesamtevaluation-der-ehe-und-familienbezogenen-massnahmen-und-leistungen-data.pdf.

Bohsem, Guido (2014): Gesundheit in der Familie. Stress der Eltern macht Kinder krank. Hg. v. Süddeutsche Zeitung online. Online verfügbar unter https://www.sueddeutsche.de/gesundheit/gesundheit-in-der-familie-stress-der-eltern-macht-kinder-krank-1.1906385.

Bolten, Margarete I.; Fink, Nadine S.; Stadler, Christina (2012): Maternal self-efficacy reduces the impact of prenatal stress on infant's crying behavior. In: *The Journal of Pediatrics* 161 (1), S. 104–109.

Booth, Alan; Rustenbach, Elisa; McHale, Susan (2008): Early family transitions and depressive symptoms changes from adolescence to early adulthood. In: *Journal of Marriage and Family* 70 (1), S. 3–14.

Bortz, Jürgen; Schuster, Christof (2010): Pfadanalyse. In: Jürgen Bortz und Christof Schuster (Hg.): Statistik für Human- und Sozialwissenschaftler. 7. Aufl. Berlin Heidelberg: Springer-Verlag (Springer-Lehrbuch), S. 435–452.

Bradbury, Thomas N.; Fincham, Frank D.; Beach, Steven R. H. (2000): Research on the nature and determinants of marital satisfaction: A decade review. In: *Journal of Marriage and Family* 62, S. 964–980.

Bradley, Robert H.; Corwyn, Robert F. (2002): Socioeconomic status and child development. In: *Annual Review of Psychology* 53 (1), S. 371–399. DOI: https://doi.org/10.1146/annurev.psych.53.100901.135233.

Braithwaite, Scott R.; Selby, Edward A.; Fincham, Frank D. (2011): Forgiveness and relationship satisfaction. Mediating mechanisms. In: *Journal of Family Psychology* 25 (4), S. 551–559. DOI: https://doi.org/10.1037/a0024526.

Brand, Serge; Furlano, Raoul; Sidler, Marc; Schulz, Jürgen; Holsboer-Trachsler, Edith (2014): Associations between infants' crying, sleep and cortisol secretion and mother's sleep and well-being. In: *Neuropsychobiology* 69 (1), S. 39–51.

Brandel, Martina; Melchiorri, Erika; Ruini, Chiara (2018): The dynamics of eudaimonic well-being in the transition to parenthood. Differences between fathers and mothers. In: *Journal of Family Issues* 39 (9), S. 2572–2589.

Braun, Karl-Heinz (2008): Entwicklungsaufgaben. In: Thomas Coelen und Hans-Uwe Otto (Hg.): Grundbegriffe Ganztagsbildung. Das Handbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 109–117.

Brauns, Hildegard; Steinmann, Susanne (1997): Educational reform in France, West-Germany, the United Kingdom and Hungary: Updating the CASMIN educational classification. Hg. v. MZES (Arbeitspapiere, 21). Online verfügbar unter http://www.mzes.uni-mannheim.de/publications/wp/wp1-21.pdf, zuletzt geprüft am 29.06.2020.

Breitenstein, Christina J.; Milek, Anne; Nussbeck, Fridtjof; Davila, Joanne; Bodenmann, Guy (2018): Stress, dyadic coping, and relationship satisfaction in the late adolescent couples. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 35 (5), S. 770–790.

Bristol, Marie M. (1987): Mothers of children with autism or communication disorders: Successful adaptation and the double ABCX model. In: *Journal of Autism and Developmental Disorders* 17 (4), S. 469–486.

Britton, John R. (2011): Infant temperament and maternal anxiety and depressed mood in the early postpartum period. In: *Women & Health* 51 (1), S. 55–71.

Bronfenbrenner, Urie (1981): Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente. Herausgegeben von Kurt Lüscher. Stuttgart: Klett-Cotta.

Brooks-Gunn, Jeanne; Han, Wen-Jui; Waldfogel, Jane (2010): First-year maternal employment and child development in the first seven years. In: *Monographs of the Society for Research in Child Development* 75 (2), S. 7–9. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1540-5834.2010.00562.x.

Brown, Susan L. (2000): The effect of union type on psychological well-being. Depression among cohabitors versus marrieds. In: *Journal of Health and Social Behavior* 41 (3), S. 241–255. DOI: https://doi.org/10.2307/2676319.

Brown, Susan L. (2006): Family structure transitions and adolescent well-being. In: *Demography* 43 (3), S. 447–461.

Brüderl, Josef; Schmiedeberg, Claudia; Castilglioni, Laura; Arránz Becker, Oliver; Buhr, Petra; Fuß, Daniel et al. (2019a): The German Family Panel: Study design and cumulated field report (Waves 1 to 10). Release 10.0 (01 pairfam Technical Paper). Online verfügbar unter https://www.pairfam.de/fileadmin/user_upload/uploads/Neu_10/TP01%20Cumulated%20Field%20Report%2C%20pairfam%202019a.pdf.

Brüderl, Josef; Sonja, Drobnič; Karsten, Hank; Bernhard, Nauck; Franz, J. Neyer; Sabine, Walper et al. (2019b): The German Family Panel (pairfam). Köln.

Bruno, Antonio; Celebre, Laura; Mento, Carmela; Rizzo, Amelia; Silvestri, Maria Catena; Stefano, Rosa de et al. (2020): When fathers begin to falter: A comprehensive review on paternal perinatal depression. In: *International Journal of Environmental Research and Public Health* 17 (4), S. 1139. DOI: https://doi.org/10.3390/ijerph17041139.

Buba, Hans-Peter; Vaskovics, Laszlo A. (1994): Arbeitsteilung und Tagesablauf beim Übergang junger Paare zur Elternschaft. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 6 (3), S. 150–176.

Bucher, Anton A. (2011): Kinder, die sich nicht biegen lassen. Psychologische Skizzen zur Resilienz. In: Clemens Sedmak, Bernhard Babic, Reinhold Bauer und Christian Posch (Hg.): Der Capability-Approach in sozialwissenschaftlichen Kontexten. Überlegungen zur Anschlussfähigkeit eines entwicklungspolitischen Konzepts. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 188–202.

Buddelmeyer, Hielke; Hamermesh, Daniel; Wooden, Mark (2018): The stress costs of children on moms and dads. In: *European Economic Review* 109, S. 148–161. DOI: https://doi.org/10.3386/w21223.

Bühl, Achim (2006): SPSS 14. Einführung in die moderne Datenanalyse. 10. Aufl. München: Pearson Studium (Scientific tools).

Bühner, Markus; Ziegler, Matthias (2009): Statistik für Psychologen und Sozialwissenschaftler. München: Pearson Studium (Always learning).

Bujard, Martin; Lück, Detlev; Passe-Witting, Jasmin; Lux, Linda (2019): Drei Kinder und mehr – Familien aus der Mitte der Gesellschaft. Hg. v. Konrad Adenauer Stiftung. Online verfügbar unter https://www.kas.de/documents/252038/4521287/Drei+Kinder+und+mehr+%E2%80%93+Familien+aus+der+Mitte+der+Gesellschaft.pdf/50f6ac53-baf1-82ae-447d-94367003fd2d?version=1.0&t=1558366987317, zuletzt geprüft am 15.04.2021.

Bujard, Martin; Panova, Ralina (2016): Zwei Varianten der Rushhour des Lebens: Lebensentscheidungen bei Akademiker/innen und Zeitbelastung bei Familien mit Kindern. Analysen aus dem BiB. In: *Bevölkerungsforschung Aktuell* (1), S. 11–20.

Bujard, Martin; Ruckdeschel, Kerstin (2018): Neue Normalität von Familie? Eine kurze Bestandsaufnahme. In: *Die Politische Meinung* 552, S. 37–42. Online verfügbar unter https://www.kas.de/de/web/die-politische-meinung/artikel/detail/-/content/neue-normalitaet-von-familie-, zuletzt geprüft am 15.04.2021.

Bujard, Martin; Schwebel, Lars (2015): Väter zwischen Wunsch und Realität. Neue Vereinbarkeitsprobleme von Familie und Beruf bei Männern. In: *Gesellschaft Wirtschaft Politik (GWP)* (Heft 2), S. 211–224.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hg.) (2020): Armuts- und Reichtungsbericht. Äquivalenzgewichtung/Nettoäquivalenzeinkommen (Glossar). Online verfügbar unter https://www.armuts-und-reichtumsbericht.de/DE/Service/Glossar/Functions/glossar.html?cms_lv2=62630&cms_lv3=62574, zuletzt geprüft am 30.06.2020.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2006): Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/7--familienbericht/74010v?view=DEFAULT, zuletzt geprüft am 10.12.2018.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2008): Das neue Elterngeld. Umsetzung in der betrieblichen Praxis. Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/resource/blob/93618/56d7ba84a72c0d4d66bd464f107f5e59/elterngeld-in-der-betrieblichen-praxis-data.pdf.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2012): Ausgeübte Erwerbstätigkeit von Müttern. Erwerbstätigkeit, Erwerbsumfang und Erwerbsvolumen 2010. Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/ausgeuebte-erwerbstaetigkeit-von-muettern/75148?view=DEFAULT, zuletzt aktualisiert am 14.08.2019, zuletzt geprüft am 14.08.2019.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2013a): 14. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/resource/blob/93146/6358c96a697b0c3527195677c61976cd/14-kinder-und-jugendbericht-data.pdf.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2013b): Mehrkindfamilien in Deutschland. Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/resource/blob/94312/0b8bf636b124a2735ed0f46ed4e80bfe/mehrkindfamilien-in-deutschland-data.pdf, zuletzt geprüft am 15.04.2021.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2013c): Stief- und Patchworkfamilien in Deutschland. Monitor Familienforschung. Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik (31). Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/blob/76242/1ab4cc12c386789b943fc7e12fdef6a1/monitor-familienforschung-ausgabe-31-data.pdf, zuletzt geprüft am 21.07.2020.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2014): Kinderlose Frauen und Männer. Ungewollte und gewollte Kinderlosigkeit im Lebenslauf und Nutzung von Unterstützungsangeboten. Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/resource/blob/94130/bc0479bf5f54e5d798720b32f9987bf2/kinderlose-frauen-und-maenner-ungewollte-oder-gewollte-kinderlosigkeit-im-lebenslauf-und-nutzung-von-unterstuetzungsangeboten-studie-data.pdf, zuletzt aktualisiert am 15.04.2021.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2015): Fünfter Bericht zur Evaluation des Kinderförderungsgesetzes. Bericht der Bundesregierung 2015 über den Stand des Ausbaus der Kindertagesbetreuung für Kinder unter drei Jahren für das Berichtsjahr 2014 und Bilanzierung des Ausbaus durch das Kinderförderungsgesetz. Berlin. Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/meta/search/72628!search?state=H4sIAAAAAAAAADWMsQrCMBRFf0XunMFoizWr4tzBrTiE9FULMaHvvQxS-u8Gwe2cw-WuGL3SjfMbLpUYzc_v-W-TD6QCt-J4Ojcd3AB7sG3X4LEZvGaVnrj3T4Kze4OlEH_gAAPJrJUkZKbdSBJqK0LXen_JSZT9nOpg8lFo-wIROjOrhwAAAA%3D%3D&newSearch=true&query=Bericht+zur+Evaluation+des+Kinderf%C3%B6rderungsgesetzes, zuletzt aktualisiert am 13.08.2019, zuletzt geprüft am 13.08.2019.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2016a): Bilanz 10 Jahre Elterngeld. Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/blob/113300/8802e54b6f0d78e160ddc3b0fd6fbc1e/10-jahre-elterngeld-bilanz-data.pdf, zuletzt aktualisiert am 13.08.2019, zuletzt geprüft am 13.08.2019.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2016b): Familie und frühe Bildung. Monitor Familienforschung (Beiträge aus Forschung, Statistik und Familienpolitik, 35). Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/resource/blob/112458/5c2232640b25469ea1ad63711f1312d7/familie-und-fruehe-bildung-monitor-familienforschung-ausgabe-35-data.pdf.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2018): Väterreport. Vater sein in Deutschland heute. Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/vaeterreport/112722, zuletzt aktualisiert am 29.08.2018.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2021a): Neunter Familienbericht. Eltern sein in Deutschland – Ansprüche, Anforderungen und Angebote bei wachsender Vielfalt. Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/resource/blob/174094/93093983704d614858141b8f14401244/neunter-familienbericht-langfassung-data.pdf.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2021b): Rechtsanspruch auf Ganztagsbetreuung für ab 2026 beschlossen. Berlin (Aktuelle Meldung). Online verfügbar unter https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/aktuelles/alle-meldungen/rechtsanspruch-auf-ganztagsbetreuung-fuer-ab-2026-beschlossen-178826.

Bures, Regina M.; Koropeckyj-Cox, Tanya; Loree, Michael (2009): Childlessness, parenthood, and depressive symptoms among middle-aged and older adults. In: *Journal of Family Issues* 30 (5), S. 670–687.

Burke, Lisa (2003): The impact of maternal depression on familial relationships. In: *International Review of Psychiatry* 15 (3), S. 243–255. DOI: https://doi.org/10.1080/0954026031000136866.

Burr, Wesley R. (1970): Satisfaction with various aspects of marriage over the life cycle: A random middle class sample. In: *Journal of Marriage and Family* 32 (1), S. 29–37.

Burt, Keith B.; van Dulmen, Manfred H.M.; Carlivati, Jill; Egeland, Byron; Alan Sroufe, L.; Forman, David R. et al. (2005): Mediating links between maternal depression and offspring psychopathology. The importance of independent data. In: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 46 (5), S. 490–499. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1469-7610.2004.00367.x.

Burton, Peter; Phipps, Shelley (2011): Families, time, and well-being in Canada. In: *Canadian Public Policy/Analyse de Politiques* 37 (3), S. 395–423.

Buschhorn, Claudia (2018): Förderung der Erziehung in der Familie und Frühe Hilfen. In: Karin Böllert (Hg.): Kompendium Kinder- und Jugendhilfe. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 783–804.

Butcher, Philipa R.; Wind, T.; Bouma, A. (2008): Parenting stress in mothers and fathers of a child with a hemiparesis: sources of stress, intervening factors and long-term expressions of stress. In: *Child: care, health and development* 34 (4), S. 530–541.

Calzada, Esther J.; Sales, Adam; O'Gara, Jamie l. (2019): Maternal depression and acculturative stress impacts on mexican-origin children through authoritarian parenting. In: *Journal of Applied Developmental Psychology* 63, S. 65–75.

Camisasca, Elena; Miragoli, Sarah; Di Blasio, Paola (2016): Families with distinct levels of marital conflict and child adjustment. Which role for maternal and paternal stress? In: *Journal of Child and Family Studies* 25 (3), S. 733–745. DOI: https://doi.org/10.1007/s10826-015-0261-0.

Camisasca, Elena; Miragoli, Sarah; Di Blasio, Paola; Feinberg, Mark (2019): Co-parenting mediates the influence of marital satisfaction on child adjustment. The conditional indirect effect by parental empathy. In: *Journal of Child and Family Studies* 28 (2), S. 519–530. DOI: https://doi.org/10.1007/s10826-018-1271-5.

Campbell, Susan B.; Matestic, Patricia; Stauffenberg, Camilla; Mohan, Roli; Kirchner, Thomas (2007): Trajectories of maternal depressive symptoms, maternal sensitivity, and children's functioning at school entry. In: *Developmental Psychology* 43 (5), S. 1202–1215. DOI: https://doi.org/10.1037/0012-1649.43.5.1202.

Carter, Betty; McGoldrick, Monica (1989): The changing family life cycle. A framework for family therapy. 2. Aufl. Boston London Sydney Toronto: Allyn and Bacon.

Cattarius, Barbara G.; Schlarb, Angelika A. (2016): Gegenseitige Beeinflussung von Eltern und Babys in ihrem Schlafverhalten. In: *Somnologie* 20 (3), S. 189–198.

Cetre, Sophie; Clark, Andrew E.; Senik, Claudia (2016): Happy people have children: Choice and self-selection into parenthood. In: *European Journal of Population* (32), S. 445–473.

Chan, Tim Oi; Lam, Shui-Fong (2017): Mediator or moderator? The role of mindfulness in the association between child behavior problems and parental stress. In: *Research in Developmental Disabilities* 70, S. 1–10. DOI: https://doi.org/10.1016/j.ridd.2017.08.007.

Chapman, Bruce; Guven, Cahit (2016): Revisiting the relationship between marriage and wellbeing. Does marriage quality matter? In: *Journal of Happiness Studies* 17 (2), S. 533–551. DOI: https://doi.org/10.1007/s10902-014-9607-3.

Chen, Fu-mei (2020): Effects of daily parenting uplifts on well-being of mothers with young children in taiwan. In: *Journal of Family Issues* 41 (4), S. 542–561.

Cheung, Kristine; Theule, Jennifer (2019): Paternal depression and child externalizing behaviors. A meta-analysis. In: *Journal of Family Psychology* 33 (1). DOI: https://doi.org/10.1037/fam0000473.

Choi, Heejeong; Marks, Nadine F. (2008): Marital conflict, depressive symptoms, and functional impairment. In: *Journal of Marriage and Family* 70 (2), S. 377–390. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2008.00488.x.

Cierpka, Manfred (2008): Das Drei-Ebenen-Modell in der Familiendiagnostik. In: Manfred Cierpka (Hg.): Handbuch der Familiendiagnostik. 3. Aufl. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 25–43.

Cina, Annette; Bodenmann, Guy (2009): Zusammenhang zwischen Stress der Eltern und kindlichem Problemverhalten. In: *Kindheit und Entwicklung* 18 (1), S. 39–48.

Clark, Andrew E.; Georgellis, Yannis (2013): Back to baseline in Britain: adaptation in the British household panel survey. In: *Economica* 80 (319), S. 496–512.

Cleff, Thomas (2015): Deskriptive Statistik und Explorative Datenanalyse. Eine computergestützte Einführung mit Excel, SPSS und STATA. Wiesbaden: Gabler Verlag.

Clyburn, Leah D.; Stones, Michael J.; Hadjistavropoulos, Thomas; Tuokko, Holly (200): Predicting caregiver burden and depression in alzheimer's disease. In: *Journal of Gerontology: Social Science* 55B (1), S. 2–13.

Cockshaw, Wendell D.; Muscat, Tracey; Obst, Patricia L.; Thorpe, Karen (2014): Paternal postnatal depressive symptoms, infant sleeping and feeding behaviors, and rigid parental regulation. A correlational study. In: *Journal of Psychosomatic Obstetrics & Gynecology* 35 (4), S. 124–131.

Cohen, Jacob (1988): Statistical power analysis for the behavioral sciences. 2. Aufl. New York: Erlbaum.
Cohen, Sheldon; Kamarck, Tom; Mermelstein, Robin (1983): A global measure of perceived stress. In: *Journal of Health and Social Behavior* 24 (4), S. 385–396.
Cohen, Sheldon; Kessler, Ronald C.; Underwood-Gordon, Lynn (1997): Strategies for measuring stress in studies of psychiatric and physical disorders. In: Sheldon Cohen, Ronald C. Kessler und Lynn Underwood-Gordon (Hg.): Stress. A Guide for health and social scientists. New York Oxford: Oxford University Press, S. 3–26.
Condon, John T.; Boyce, Philip; Corkindale, Carolyn J. (2004): The first-time fathers study: a prospective study of the mental health and wellbeing of men during the transition to parenthood. In: *Australian and New Zealand Journal of Psychiatry* (38), S. 56–64.
Conger, Rand D.; Conger, Katherine; Martin, Monica J. (2010): Socioeconomic status, family processes, and individual development (72), S. 685–704.
Conger, Rand D.; Conger, Katherine J.; Elder, Glen H.; Lorenz, Frederick O.; Simons, Ronald L.; Whitbeck, Les B. (1992): A family process model of economic hardship and adjustment of early adolescent boys. In: *Child Development* (63), S. 526–541.
Conger, Rand D.; Donnellan, Bernt M. (2007): An interactionist perspective on the socioeconomic context of human development. In: *Annual Review of Psychology* (58), S. 175–199.
Connell, Arin M.; Goodman, Sherryl H. (2002): The association between psychopathology in fathers versus mothers and children's internalizing and externalizing behavior problems. A meta-analysis. In: *Psychological Bulletin* 128 (5), S. 746–773. DOI: https://doi.org/10.1037/0033-2909.128.5.746.
Cooklin, Amanda R.; Giallo, Rebecca; Rose, Natalie (2011): Parental fatigue and parenting practices during early childhood: An Australian community survey. In: *Child: care, health and development* (38,5), S. 654–664.
Cooper, Carey E.; McLanahan, Sara S.; Meadows, Sarah O.; Brooks-Gunn, Jeanne (2009): Family structure transitions and maternal parenting stress. In: *Journal of Marriage and Family* 71 (3), S. 558–574.
Costa, Andreia P.; Steffgen, Georges; Ferring, Dieter (2017): Contributors to well-being and stress in parents of children with autism spectrum disorder. In: *Research in Autism Spectrum Disorders* 37, S. 61–72. DOI: https://doi.org/10.1016/j.rasd.2017.01.007.
Cox, Martha J.; Paley, Blair; Burchinal, Margaret; Payne, Chris C. (1999): Marital perceptions and interactions across the transition to parenthood. In: *Journal of Marriage and Family* (61), S. 611–625.
Craig, Lyn; Brown, Judith E. (2017): Feeling rushed: gendered time quality, work hours, nonstandard work schedules, and spousal crossover. In: *Journal of Marriage and Family* (79), S. 225–242.
Creasey, Gary L.; Jarvis, Patricia A. (1994): Relationships between parenting stress and developmental functioning among 2-year-olds. In: *Infant Behavior and Development* (17), S. 423–429.
Crnic, Keith A.; Booth, Cathrin L. (1991): Mothers' and fathers' perceptions of daily hassles of parenting across early childhood. In: *Journal of Marriage and Family* (53), S. 1043–1050.

Crnic, Keith A.; Gaze, Chathrine; Hoffman, Casey (2005): Cumulative parenting stress across the preschool period: Relations to maternal parenting and child behaviour at age 5. In: *Child Development* (14), S. 117–132.

Crnic, Keith A.; Greenberg, Mark T. (1990): Minor parenting stresses with young children. In: *Child Development* 61 (5), S. 1628–1637.

Crnic, Keith A.; Low, Christine (2002): Everyday stresses and parenting. In: Marc H. Bornstein (Hg.): Handbook of Parenting. Volume 5 Practical issues in parenting. Mahwah New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates, S. 243–268.

Cui, Ming; Donnellan, M. Brent (2009): Trajectories of conflict over raising adolescent children and marital satisfaction. In: *Journal of Marriage and Family* 71 (3), S. 478–494. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2009.00614.x.

Cummings, E. Mark; Keller, Peggy S.; Davies, Patrick T. (2005): Towards a family process model of maternal and paternal depressive symptoms. Exploring multiple relations with child and family functioning. In: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 46 (5), S. 479–489. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1469-7610.2004.00368.x.

Cummings, Mark C.; Davies, Patrick T. (1994): Maternal depression and child development. In: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 35 (1), S. 73–112.

Cunningham, Anna-Marie; Knoester, Chris (2007): Marital status, gender, and parents' psychological well-being. Psychological Well-Being. In: *Sociological Inquiry* 77 (2), S. 264–287. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1475-682X.2007.00190.x.

Da Costa, Deborah; Zelkowitz, Phyllis; Dasgupta, Kaberi; Sewitch, Maida; Lowensteyn, Ilka; Cruz, Rani et al. (2017): Dads get sad too. Depressive symptoms and associated factors in expectant first-time fathers. In: *American Journal of Men's Health* 11 (5), S. 1376–1384. DOI: https://doi.org/10.1177/1557988315606963.

Danielzik, Sandra; Müller, James Manfred (2006): Sozioökonomische Einflüsse auf Lebensstil und Gesundheit von Kindern. In: *Deutsche Zeitschrift für Sportmedizin* 57 (9), S. 214–219.

Darling, Carol A.; Senatore, Natalie; Strachan, John (2012): Fathers of children with disabilities. Stress and life satisfaction. In: *Stress and Health* 28 (4), S. 269–278. DOI: https://doi.org/10.1002/smi.1427.

Dathe, Dietmar (1999): Familienzyklus und Erwerbsbeteiligung der Ehepartner in Ehen mit Kindern in West- und Ostdeutschland. In: Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (Hg.): Sozialstrukturanalysen mit dem Mikrozensus. Mannheim (ZUMA-Nachrichten Spezial, 6), S. 149–170.

Davies, Patrick T.; Parry, Lucia Q.; Bascoe, Sonnette M.; Martin, Meredith J. (2019): Children's vulnerability to interparental conflict: The protective role of sibling relationship quality. In: *Child Development* 90 (6), S. 2118–2134.

Davies, Patrick T.; Sturge-Apple, Melissa L.; Winter, Marcia A.; Cummings, Mark E. (2006): Child adaptational development in contexts of interparental conflict over time. In: *Child Development* 77 (1), S. 218–233.

Davis, Elysia Poggi; Snidman, Nancy; Wadhwa, Pathik D.; Glynn, Laura M.; Schetter, Chris Dunkel; Sandman, Curt A. (2004): Prenatal maternal anxiety and depression predict negative behavioral reactivity in infancy. In: *Infancy* 6 (3), S. 319–331. DOI: https://doi.org/10.1207/s15327078in0603_1.

Deater-Deckard, Kirby (1998): Parenting stress and child adjustment: Some old hypotheses and new questions. In: *Clinical Psychology Science and Practice* 5 (3), S. 275–407.

Deater-Deckard, Kirby (2004): Parenting Stress. New Haven London: Yale University Press.

Deault, Louise C. (2010): A systematic review of parenting in relation to the development of comorbidities and functional impairments in children with Attention-Deficit/Hyperactivity Disorder (ADHD). In: *Child Psychiatry & Human Development* 41 (2), S. 168–192. DOI: https://doi.org/10.1007/s10578-009-0159-4.

Deave, Toity; Johnson, Debbie (2008): The transition to parenthood. What does it mean for fathers? In: *Journal of Advanced Nursing* 63 (6). DOI: https://doi.org/10.1111/j.1365-2648.2008.04748.x.

Dechant, Anna; Rost, Harald; Schulz, Florian (2014): Die Veränderung der Hausarbeitsteilung in Paarbeziehungen. Ein Überblick über die Längsschnittforschung und neue empirische Befunde auf Basis der pairfam-Daten. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 26 (2), S. 144–168.

Dechant, Anna; Schulz, Florian (2014): Bedingungsszenarien einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung beim Übergang zur Elternschaft in Deutschland. In: *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 39 (3), S. 587–614.

Deci, Edward L.; Ryan, Richard M. (2000): The "What" and "Why" of goal pursuits. Human needs and the self-determination of behavior. In: *Psychological Inquiry* 11 (4), S. 227–268.

Deci, Edward L.; Ryan, Richard M. (2008): Self-determination theory. A macrotheory of human motivation, development, and health. In: *Canadian Psychology* 49 (3), S. 182–185.

DeJudicibus, Margaret A.; McCabe, Marita P. (2002): Psychological factors and the sexuality of pregnant and postpartum women. In: *The Journal of Sex Research* 39 (2), S. 94–103.

Della Vedova, Anna M. (2014): Maternal psychological state and infant's temperament at three months. In: *Journal of Reproductive and Infant Psychology* 32 (5), S. 520–534. DOI: https://doi.org/10.1080/02646838.2014.947472.

DeLongis, Anita; Folkman, Susan; Lazarus, Richard S. (1988): The impact of daily stress on health and mood: Psychological and social resources as mediators. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 54 (3), S. 486–495.

Dennis, Jessica M.; Parke, Ross D.; Coltrane, Scott; Blacher, Jan; Brothwick-Duffy, Sharon A. (2003): Economic pressure, maternal depression, and child adjustment in latino families: An exploratory study. In: *Journal of Family and Economic Issues* 24 (2), S. 183–202. DOI: https://doi.org/10.1023/A:1023706424725.

Deutsche Gesellschaft für Psychologie (2016): Richtlinien zur Manuskriptgestaltung. 4. Aufl. Göttingen: Hogrefe.

Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung; SOEP (Hg.) (2013): SOEP 2012 – Erhebungsinstrumente 2012 (Welle 29) des Sozio-oekonomischen Panels: Personenfragebogen, Altstichproben (SOEP Survey Papers, 157). Online verfügbar unter https://www.econstor.eu/bitstream/10419/100687/1/795572875.pdf, zuletzt geprüft am 22.06.2020.

Dew, Jeffrey; Wilcox, Bradford (2011): If Momma ain't happy: Explaining declines in marital satisfaction among mothers. In: *Journal of Marriage and Family* 73 (1), S. 1–12.

Diabaté, Sabine (2015): Mutterbilder: Spagat zwischen Autonomie und Aufopferung. In: Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen Berlin Toronto: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 207–226.

Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (2017): Am besten ein Mädchen und ein Junge? – Geschwisterbilder in Deutschland. Hg. v. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) (Analysen aus dem BiB. Bevölkerungsforschung Aktuell, 2). Online verfügbar unter https://www.bib.bund.de/Publikation/2017/pdf/Am-besten-ein-Maedchen-und-ein-Junge-Geschwisterleitbilder-in-Deutschland.pdf?__blob=publicationFile&v=4, zuletzt geprüft am 15.04.2021.

Diener, Ed (1984): Subjective well-being. In: *Psychological Bulletin* 95 (3), S. 542–575.

Diener, Ed; Eunkook, Suh M.; Lucas, Richard E.; Smith, Heidi L. (1999): Subjective well-being: Three decades of progress. In: *Psychological Bulletin* 125 (2), S. 276–302.

Diener, Ed; Inglehart, Ronald; Tay, Louis (2013): Theory and validity of life satisfaction scales. In: *Social Indicators Research* 112 (3), S. 497–527. DOI: https://doi.org/10.1007/s11205-012-0076-y.

Dirks, Evelien; Uilenburg, Noelle; Rieffe, Carolien (2016): Parental stress among parents of toddlers with moderate hearing loss. In: *Research in Developmental Disabilities* 55, S. 27–36.

Ditton, Hartmut (2006): Der Beitrag Urie Bronfenbrenners für die Erziehungswissenschaft/ Urie Bronfenbrenners Contribution. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 26 (3), S. 268–281.

Dix, Theodore (1991): The affective organization of parenting. Adaptive and maladaptive processes. In: *Psychological Bulletin* 110 (1), S. 3–25. DOI: https://doi.org/10.1037/0033-2909.110.1.3.

Dolan, Paul; Peasgood, Tessa; White, Mathew (2008): Do we really know what makes us happy? A review of the economic literature on the factors associated with subjective well-being. In: *Journal of Economic Psychology* 29 (1), S. 94–122. DOI: https://doi.org/10.1016/j.joep.2007.09.001.

Don, Brian P.; Chong, Alexandra; Biehle, Susanne N.; Gordon, Alynn; Mickelson, Kristin D. (2014): Anxiety across the transition to parenthood. Change trajectories among low-risk parents. In: *Anxiety, Stress, & Coping* 27 (6), S. 633–649. DOI: https://doi.org/10.1080/10615806.2014.903473.

Don, Brian P.; Mickelson, Kristin D. (2014): Relationship satisfaction trajectories across the transition to parenthood among low-risk parents. In: *Journal of Marriage and Family* 76 (3), S. 677–692.

Döring, Nicola; Bortz, Jürgen (2016): Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. 5. Aufl. Berlin Heidelberg: Springer.

Doss, Brian D.; Rhoades, Galena K.; Stanley, Scott M.; Markman, Howard J. (2009): The effect of the transition to parenthood on relationship quality: An 8-year prospective study. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 96 (3), S. 601–619. DOI: https://doi.org/10.1037/a0013969.

Downey, Geraldine.; Coyne, James C. (1990): Children of depressed parents. An integrative review. In: *Psychological Bulletin* 108 (1), S. 50–76. DOI: https://doi.org/10.1037/0033-2909.108.1.50.

Dunn, Micheal E.; Burbine, Tracy; Bowers, Clint A.; Tanleff-Dunn, Stacey (2001): Moderators of stress in parents of children with autism. In: *Community Mental Health Journal* 37 (1), S. 39–52.

Durtschi, Jared A.; Soloski, Kristy L.; Kimmes, Jonathan (2017): The dyadic effects of supportive coparenting and parental stress on relationship quality across the transition to parenthood. In: *Journal of Marital and Family Therapy* 43 (2), S. 308–321.

Duvall, Evelyn Millis (1988): Family development's first forty years. In: *Family Relations* 37 (2), S. 127–134.

Dyrdal, Gunvor Marie; Lucas, Richard E. (2012): Reaction and adaptation to the birth of a child: A couple-level analysis. In: *Developmental Psychology* 49 (4), S. 749–761.

Dyrdal, Gunvor Marie; Røysamb, Espen; Nes, Ragnhild Bang; Vittersø, Joar (2011): Can a happy relationship predict a happy life? A population-based study of maternal well-being during the life transition of pregnancy, infancy, and toddlerhood. In: *Journal of Happiness Studies* 12 (6), S. 947–962. DOI: https://doi.org/10.1007/s10902-010-9238-2.

Eckstein, Peter P. (2016): Reliabilitätsanalyse. In: Peter P. Eckstein (Hg.): Angewandte Statistik mit SPSS. Praktische Einführung für Wirtschaftswissenschaftler. 8. Aufl. Wiesbaden: Springer Gabler, S. 309–322.

Eddy, Brandon; Poll, Von; Whiting, Jason; Clevesy, Marcia (2019): Forgotten fathers. Postpartum depression in men. In: *Journal of Family Issues* 40 (8), S. 1001–1017. DOI: https://doi.org/10.1177/0192513X19833111.

Edhborg, M.; Seimyr, L.; Lundh, W.; Widström, A.-M. (2000): Fussy child – difficult parenthood? Comparisons between families with a 'depressed' mother and non-depressed mother 2 months postpartum. In: *Journal of Reproductive and Infant Psychology* 18 (3), S. 225–238.

Eickhorst, Andreas; Scholtes, Kerstin (2014): Väter in der Eltern-Säuglings/Kleinkind-Beratung. In: Manfred Cierpka (Hg.): Frühe Kindheit 0–3 Jahre. Beratung und Psychotherapie für Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern. 2., korr. Aufl. Berlin: Springer, S. 138–143.

Eickhorst, Andreas; Schreier, Andrea; Brand, Christian; Lang, Katrin; Liel, Christoph; Renner, Ilona et al. (2016): Inanspruchnahme von Angeboten der Frühen Hilfen und darüber hinaus durch psychsozial belastete Eltern. In: *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz*.

Elder, Glen H. (1998): The life course and developmental theory. In: *Child Development* 69 (1), S. 1–12.

Elder, Glen H.; Conger, Rand D.; Foster, Michael E.; Ardelt, Monika (1992): Families under economic pressure. In: *Journal of Family Issues* 13 (1), S. 5–37.

Elder, Glen H.; Eccles, Jacquelynne S.; Lord, Sarah; Ardelt, Monika (1995): Inner-city parents under economic pressure. Perspectives on the strategies of parenting. In: *Journal of Marriage and Family* 57 (3), S. 771. DOI: https://doi.org/10.2307/353931.

Elek, Susan M.; Hudson, Diane Brage; Fleck, Margaret Ofe (2002): Couples' experiences with fatigue during the transition to parenthood. In: *Journal of Family Nursing* 8 (3), S. 221–240.

Elgar, F. J.; Mills, R. S.; McGrath, P. J.; Waschbusch, D. A.; Brownridge, D. A. (2007): Maternal and paternal depressive symptoms and child maladjustment. The mediating role of parental behavior. In: *Journal of Abnormal Child Psychology* 35 (6), S. 943–955. DOI: https://doi.org/10.1007/s10802-007-9145-0.

Elgar, Frank J.; McGrath, Patrick J.; Waschbusch, Daniel A.; Stewart, Sherry H.; Curtis, Lori J. (2004): Mutual influences on maternal depression and child adjustment problems. In: *Clinical Psychology Review* 24 (4), S. 441–459. DOI: https://doi.org/10.1016/j.cpr.2004.02.002.

El-Sheikh, M.; Hinnant, J. B.; Erath, S. A. (2015): Marital conflict, vagal regulation, and children's sleep. A longitudinal investigation. In: *Monographs of the Society for Research in Child Development* 80 (1). DOI: https://doi.org/10.1111/mono.12146.

Entleitner-Phelps, Christine; Walper, Sabine (2020): Kindliches Wohlbefinden in unterschiedlichen Familienformen: ein Fokus auf komplexe Stieffamilien. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 23, S. 323–341.

Entleitner-Phleps, Christine (2017): Zusammenzug und familiales Zusammenleben von Stieffamilien. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Erhart, Michael; Hölling, Heike; Bettge, S.; Ravens-Sieberer, Ulrike; Schlack, Robert (2007): Der Kinder- und Jugendgesundheitssurvey (KiGGS). Risiken und Ressourcen für die psychische Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. In: *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz* 50 (5–6), S. 800–809. DOI: https://doi.org/10.1007/s00103-007-0243-5.

Erickson, Nora L.; Gartstein, Maria A.; Dotson, Jo Ann Walsh (2017): Review of prenatal maternal mental health and the development of infant temperament. In: *Journal of Obstetric, Gynecologic & Neonatal Nursing* 46 (4), S. 588–600. DOI: https://doi.org/10.1016/j.jogn.2017.03.008.

Estes, Annette; Munson, Jeffrey; Dawson, Geraldine; Koehler, Elizabeth; Zhou, Xiao-Hua; Abbott, Robert (2009): Parenting stress and psychological functioning among mothers of preschool children with autism and developmental delay. In: *Autism* 13 (4), S. 375–387.

Evenson, Ranae J.; Simon, Robin W. (2005): Clarifying the relationship between parenthood and depression. In: *Journal of Health and Social Behavior* (46), S. 341–358.

Fägerskiöld, Astrid (2008): A change in life as experienced by first-time fathers. In: *Scandinavian Journal of Caring Science* 22 (1), S. 64–71.

Falconier, Mariana K.; Epstein, Norman B. (2010): Relationship satisfaction in Argentinean couples under economic strain. Gender differences in a dyadic stress model. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 27 (6), S. 781–799. DOI: https://doi.org/10.1177/0265407510373260.

Falconier, Mariana K.; Nussbeck, Fridtjof; Bodenmann, Guy; Schneider, Hulka; Bradbury, Thomas N. (2015): Stress from daily hassles in couples: Its effects on intradyadic stress, relationship satisfaction, and physical and psychological well-being. In: *Journal of Marital and Family Therapy* 42 (2), S. 221–235.

Faleschini, Sabrina; Rifas-Shiman, Sheryl L.; Tiemeier, Henning; Oken, Emily; Hivert, Marie-France (2019): Associations of prenatal and postnatal maternal depressive symptoms with offspring cognition and behavior in mid-childhood: A prospective cohort study. In: *International Journal of Environmental Research and Public Health* (16), S. 1007. DOI: https://doi.org/10.3390/ijerph16061007.

Faltermaier, Toni (2005): Gesundheitspsychologie. Stuttgart: Kohlhammer (Grundriss der Psychologie, 21).

Farkas, Chamarrita; Valdés, Nelson (2010): Maternal stress and perceptions of self-efficacy in socioeconomically disadvantaged mothers. An explicative model. In: *Infant Behavior and Development* 33 (4), S. 654–662. DOI: https://doi.org/10.1016/j.infbeh.2010.09.001.

Fegert, Jörg M.; Resch, Franz (2012): Risiko, Vulnerabilität, Resilienz und Prävention. In: Jörg M. Fegert, Christian Eggers und Franz Resch (Hg.): Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters. 2. Aufl. Dordrecht: Springer, S. 131–142.

Feldkötter, Anna-Leena; Thomsen, Tamara; Lessing, Nora (2019): Die Rolle von Partnerschaft, Erziehung und Elternstress beim Problemverhalten von Kindern im Vorschulalter. In: *Kindheit und Entwicklung* 28 (1), S. 68–76.

Fernandes, Daniela V.; Canavarro, Maria C.; Moreira, Helena (2020): The mediating role of parenting stress in the relationship between anxious and depressive symptomatology, mothers' perception of infant temperament, and mindful parenting during the postpartum period. In: *Mindfulness* 21 (4), S. 407.

Field, Tiffany (2011): Prenatal depression effects on early development. A review. In: *Infant Behavior and Development* 34 (1), S. 1–14. DOI: https://doi.org/10.1016/j.infbeh.2010.09.008.

Field, Tiffany; Diego, Miguel; Hernandez-Reif, Maria (2006): Prenatal depression effects on the fetus and newborn. A review. In: *Infant Behavior and Development* 29 (3). DOI: https://doi.org/10.1016/j.infbeh.2006.03.003.

Field, Tiffany; Morrow, Connie; Adlestein, Diane (1993): Depressed mothers' perceptions of infant behavior. In: *Infant Behavior and Development* 16 (1), S. 99–108.

Fillo, Jennifer; Simpson, Jeffry A.; Rholes, W. Steven; Kohn, Jamie L. (2015): Dads doing diapers. Individual and relational outcomes associated with the division of childcare across the transition to parenthood. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 108 (2), S. 298–316. DOI: https://doi.org/10.1037/a0038572.

Fischer, Mariellen (1990): Parenting stress and the child with attention deficit hyperactivity disorder. In: *Journal of Clinical Child Psychology* 19 (4), S. 337–346.

Fischman, Susan H.; Rankin, Elizabeth A.; Soeken, Karen L.; Lenz, Elizabeth R. (1986): Changes in sexual relationships in postpartum couples. In: *Journal of Obstetric, Gynecologic & Neonatal Nursing* 15 (1), S. 58–63. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1552-6909.1986.tb01369.x.

Fisher, Sheehan D.; Sit, Dorothy K.; Yang, Amy; Ciolino, Jody D.; Gollan, Jackie K.; Wisner, Katherine L. (2019): Four maternal characteristics determine the 12-month course of chronic severe postpartum depressive symptoms. In: *Depression and anxiety* 36 (4), S. 375–383. DOI: https://doi.org/10.1002/da.22879.

Fishman, Elizabeth A.; Meyers, Steven A. (2000): Marital satisfaction and child adjustment: direct and mediated pathways. In: *Contemporary Family Therapy* 22 (4), S. 437–452. DOI: https://doi.org/10.1023/A:1007848901640.

Fliege, Herbert; Rose, Matthias; Arck, Petra; Levenstein, Susan; Klapp, Burghard F. (2001): Validierung des "Perceived Stress Questionnaire" (PSQ) an einer deutschen Stichprobe. In: *Diagnostica* 47 (3), S. 142–152.

Fomby, Paula; Cherlin, Andrew J. (2007): Family instability and child well-being. In: *Sociological Review* 72 (2), S. 181–204.

Forsman, Hilma (2020): Exploring educational pathways over the life course in children with out-of-home care experience. A multi-group path analysis. In: *Children and Youth Services Review* 111, S. 104852. DOI: https://doi.org/10.1016/j.childyouth.2020.104852.

Frankfurter Allgemeine Zeitung (Hg.) (2015): Familienstudie. Eltern machen sich viel Stress selbst. Online verfügbar unter https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/familie/familienstudie-eltern-machen-viel-stress-selbst-13365446.html, zuletzt aktualisiert am 12.01.2015.

Frazier, Patricia A.; Tix, Andrew P.; Barron, Kenneth E. (2004): Testing moderator and mediator effects in counseling psychology research. In: *Journal of Counseling Psychology* 51 (1), S. 115–134. DOI: https://doi.org/10.1037/0022-0167.51.1.155.

Friebertshäuser, Barbara; Matzner, Michael; Rothmüller, Ninette (2007): Familie: Mütter und Väter. In: Jutta Ecarius (Hg.): Handbuch Familie. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 179–198.

Fthenakis, Wassilios E.; Kalicki, Bernhard; Peitz, Gabriele (2002): Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Buchreihe der LBS-Initiative Junge Familie, einer Einrichtung der LBS Westdeutsche Landesbausparkasse).

Furman, Wyndol; Buhrmester, Duane (1985): Children's perceptions of the personal relationships in their social networks. In: *Developmental Psychology* 21 (6), S. 1016–1024. DOI: https://doi.org/10.1037/0012-1649.21.6.1016.

Gaab, J.; Rohleder, N.; Nater, U. M.; Ehlert, U. (2005): Psychological determinants of the cortisol stress response: the role of anticipatory cognitiv appraisal. In: *Psychoneuroendocrinology* 30, S. 599–610.

Gabriel, Barbara; Bodenmann, Guy (2006a): Elterliche Kompetenzen und Erziehungskonflikte. Eine ressourcenorientierte Betrachtung von familiären Negativdynamiken. In: *Kindheit und Entwicklung* 15 (1), S. 9–18.

Gabriel, Barbara; Bodenmann, Guy (2006b): Stress und Coping bei Paaren mit einem verhaltensauffälligen Kind. In: *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie* 35 (1), S. 59–64. DOI: https://doi.org/10.1026/1616-3443.35.1.59.

Galatzer-Levy, Isaac R.; Mazursky, Heather; Mancini, Anthony D.; Bonanno, George A. (2011): What we don't expect when expecting. Evidence for heterogeneity in subjective well-being in response to parenthood. In: *Journal of Family Psychology* 25 (3), S. 384–392. DOI: https://doi.org/10.1037/a0023759.

Gänszle, Renate (2010): Paare werden Eltern. Möglichkeiten psychodramatischer Paarberatung in der Schwangerschaft. In: *Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie* 9 (1), S. 63–74.

Garner, Pamela W.; Toney, Tamera D. (2020): Financial strain, maternal attributions, emotion knowledge and children's behavioral readiness for school. In: *Journal of Applied Developmental Psychology* 67, S. 101122.

Gelfand, Donna M.; Teti, Douglas M. (1990): The effects of maternal depression on children. In: *Clinical Psychology Review* 10 (3), S. 329–353. DOI: https://doi.org/10.1016/0272-7358(90)90065-I.

Gelfand, Donna M.; Teti, Douglas M.; Radin Fox, Cathie E. (1992): Source of parenting stress for depressed and nondepressed mothers of infants. In: *Journal of Clinical Child Psychology* 21 (3), S. 262–272.

Gerdes, Alyson C.; Hoza, Betsy; Arnold, L. Eugene; Pelham, William E.; Swanson, James M.; Wigal, Timothy; Jensen, Peter S. (2007): Maternal depressive symptomatology and parenting behavior. Exploration of possible mediators. In: *Journal of Abnormal Child Psychology* 35 (5), S. 705–714. DOI: https://doi.org/10.1007/s10802-007-9134-3.

Gerlach, Irene (Hg.) (2017): Elternschaft. Zwischen Autonomie und Unterstützung. Wiesbaden: Springer VS (Familie und Familienwissenschaft).

Giesselmann, Marco; Hagen, Marina; Schnuck, Reinard (2018): Motherhood and mental well-being in Germany: Linking a longitudinal life course design and the gender perspective on motherhood. In: *Advances in Life Course Research* (37), S. 31–41.

Glasheen, Cristie; Richardson, Gale A.; Fabio, Anthony (2010): A systematic review of the effects of postnatal maternal anxiety on children. In: *Archives of Women's Mental Health* 13 (1), S. 61–74.

Glass, Jennifer; Andersson, Matthew A.; Simon, Robin W. (2016): Parenthood and happiness: Effects of work-family reconciliation policies in 22 OECD countries. In: *American Journal of Sociology* 122 (3), S. 886–929.

Glenn, Norvald D.; McLanahan, Sara (1982): Children and marital happiness. A further specification of the relationship. In: *Journal of Marriage and Family* 44 (1), S. 63. DOI: https://doi.org/10.2307/351263.

Glenn, S.; Cunningham, C.; Poole, H.; Reeves, D.; Weindlings, M. (2008): Maternal parenting stress and its correlates in families with a young child with cerebral palsy. In: *Child: care, health and development* 35 (1), S. 71–78.

Goldberg, Susan; Morris, Penny; Simmons, Robert J.; Fowler, S.; Levison, Henry (1990): Chronic illness in infancy and parenting stress: A comparison of three groups of parents. In: *Journal of Pediatric Psychology* 15 (3), S. 347–358.

Goldenberg, Wendy A.; Michaels, Gerald Y.; Lamb, Michael E. (1985): Husbands' And wives' adjustment to pregnancy and first parenthood. In: *Journal of Family Issues* 6 (4), S. 483–503.

Gondoli, Dawn M.; Silverberg, Susan B. (1997): Maternal emotional distress and diminished responsiveness. The mediating role of parenting efficacy and parental perspective taking. In: *Developmental Psychology* 33 (5), S. 861–868. DOI: https://doi.org/10.1037//0012-1649.33.5.861.

Goodman, Robert (1997): The Strengths and Difficulties Questionnaire. A sesearch note. In: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 38 (5), S. 581–586. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1469-7610.1997.tb01545.x.

Goodman, Sherryl H. (2007): Depression in mothers. In: *Annual review of clinical psychology* 3, S. 107–135. DOI: https://doi.org/10.1146/annurev.clinpsy.3.022806.091401.

Goodman, Sherryl H.; Gotlib, Ian H. (1999): Risk for psychopathology in the children of depressed mothers. A developmental model for understanding mechanisms of transmission. In: *Psychological Review* 106 (3), S. 458–490. DOI: https://doi.org/10.1037/0033-295x.106.3.458.

Goodman, Sherryl H.; Rouse, Matthew H.; Connell, Arin M.; Broth, Michelle Robbins; Hall, Christine M.; Heyward, Devin (2011): Maternal depression and child psychopathology. A meta-analytic review. In: *Clinical Child and Family Psychology Review* 14 (1), S. 1–27. DOI: https://doi.org/10.1007/s10567-010-0080-1.

Gordon, Amie M.; Chen, Serena (2016): Do you get where I'm coming from? Perceived understanding buffers against the negative impact of conflict on relationship satisfaction. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 110 (2), S. 239–260. DOI: https://doi.org/10.1037/pspi0000039.

Gottman, John M.; Notarius, Clifford I. (2000): Decade review: Observing marital interaction. In: *Journal of Marriage and Family* 62, 977–947.

Grace, S. L.; Evindar, A.; Stewart, D. E. (2003): The effect of postpartum depression on child cognitive development and behavior. A review and critical analysis of the literature. In: *Archives of Women's Mental Health* 6 (4), S. 263–274. DOI: https://doi.org/10.1007/s00737-003-0024-6.

Graefe Roempke, Deborah; Lichter, Daniel T. (1999): Life course transitions of american children: Parental cohabitation, marriage, and single motherhood. In: *Demography* 36 (2), S. 205–217.

Grant, Kathryn E.; Compas, Bruce E.; Stuhlmacher, Alice F.; Thurm, Audrey E.; McMahon, Susan D.; Halpert, Jane A. (2003): Stressors and child and adolescent psychopathology. Moving from markers to mechanisms of risk. In: *Psychological Bulletin* 129 (3), S. 447–466. DOI: https://doi.org/10.1037/0033-2909.129.3.447.

Grant, Kerry-Ann; McMahon, Catherine; Austin, Marie-Paule (2008): Maternal anxiety during the transition to parenthood. A prospective study. In: *Journal of Affective Disorders* 108 (1–2), S. 101–111. DOI: https://doi.org/10.1016/j.jad.2007.10.002.

Graziano, Paulo A.; McNamara, Jospeh P.; Geffken, Gary R.; Reid, Adam (2011): Severity of children's ADHD symptoms and parenting stress: A multiple mediation model of self-regulation. In: *Journal of Abnormal Child Psychology* 39 (7), S. 1073–1083.

Gregg, Paul; Wahsbrook, Elizabeth (2003): The effects of early maternal employment on child development in the UK. Preliminary results under project: Understanding the impact of poverty on children of the 90's (CMPO Working Paper, 03/070).

Greve, Werner; Thomsen, Tamara (2019): Entwicklungspsychologie. Eine Einführung in die Erklärung menschlicher Entwicklung. Wiesbaden: Springer (Basiswissen Psychologie).

Gross, Christi L.; Marcussen, Kristen (2017): Postpartum depression in mothers and fathers: The role of parenting efficacy expectations during the transition to parenthood. In: *Sex Roles* 76, S. 290–305.

Gross, Heather E.; Shaw, Daniel S.; Burwell, Rebecca A.; Nagin, Daniel S. (2009): Transactional processes in child disruptive behavior and maternal depression. A longitudinal study from early childhood to adolescence. In: *Development and Psychopathology* 21 (1). DOI: https://doi.org/10.1017/S0954579409000091.

Gross, Heather E.; Shaw, Daniel S.; Moilanen, Kristin L. (2008): Reciprocal associations between boys' externalizing problems and mothers' depressive symptoms. In: *Journal of Abnormal Child Psychology* 36 (5), S. 693–709. DOI: https://doi.org/10.1007/s10802-008-9224-x.

Grundy, Emily; Foverskov, Else (2016): Age at first birth and later life health in western and eastern europe. In: *Population and Development Review* 42 (2), S. 245–269. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1728-4457.2016.00128.x.

Grunow, Daniela; Schulz, Florian; Blossfeld, Hans-Peter (2007): Was erklärt die Traditionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: soziale Normen oder ökonomische Ressourcen? In: *Zeitschrift für Soziologie* 36 (3), S. 162–181.

Grzywacz, Joseph G.; Almeida, David M.; McDonald, Daniel (2002): Work-family spillover and daily reports of work and family stress in the adult labor force. In: *Family Relations* 51 (1), S. 28–36.

Gudjons, Herbert (2008): Pädagogisches Grundwissen. 10. Aufl. Bad Heilbrunn: Klinkhardt UTB (UTB Pädagogik).

Guintivano, Jerry; Manuck, Tracy; Meltzer-Brody, Samantha (2018): Predictors of postpartum depression. A comprehensive review of the last decade of evidence. In: *Clinical obstetrics and gynecology* 61 (3), S. 591–603. DOI: https://doi.org/10.1097/GRF.0000000000000368.

Gunnarsdottir, Hrafnhildur; Petzold, Max; Povlsen, Lene (2014): Time pressure among parents in Nordic countries: A population-based cross-sectional study. In: *Scandinavian Journal of Public Health* (42), S. 137–145.

Gupta, Vidya Bhushan (2007): Comparison of parenting stress in different developmental disabilities. In: *Journal of Developmental and Physical Disabilites* 19, S. 417–425.

Guryan, Jonathan; Hurst, Erik; Kearney, Melissa (2008): Parental education and parental time with children. In: *Journal of Economic Perspectives* 22 (3), S. 23–46. DOI: https://doi.org/10.1257/jep.22.3.23.

Guthermuth-Anthony, Laura; Anthony, Bruno J.; Glanville, Denise N.; Naiman, Daniel Q.; Waanders, Christine; Shaffer, Stephanie (2005): The relationship between parenting stress, parenting behaviour and preschoolers´ social competence and behaviour problems in the classroom. In: *Infant and Child Development* (14), S. 133–154.

Gutzeit, Ola; Levy, Gali; Lowenstein, Lior (2020): Postpartum female sexual function: Risk factors for postpartum sexual dysfunction. In: *Sexual Medicine* 8 (8), S. 8–13.

Haaf, Meredith (2019): Eltern, was habt ihr euch erwartet? Hg. v. Süddeutsche Zeitung online. Online verfügbar unter https://www.sueddeutsche.de/leben/kinder-stress-eltern-studie-reduzieren-1.4715908, zuletzt geprüft am 27.03.2020.

Hackel, Lisa S.; Ruble, Diane N. (1992): Changes in the marital relationship after the first baby is born: Predicting the impact of expectancy disconfirmation. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 62 (6), S. 944–957.

Hadden, Benjamin W.; Smith, C. Veronica; Webster, Gregory D. (2014): Relationship duration moderates associations between attachment and relationship quality. Meta-analytic support for the temporal adult romantic attachment model. In: *Personality and Social Psychology Review* 18 (1).

Haga, Silje M.; Ulleberg, Pål; Slinning, Kari; Kraft, Pål; Steen, Thorbjørn B.; Staff, Annetine (2012): A longitudinal study of postpartum depressive symptoms. Multilevel growth curve analyses of emotion regulation strategies, breastfeeding self-efficacy, and social support. In: *Archives of Women's Mental Health* 15 (3), S. 175–184. DOI: https://doi.org/10.1007/s00737-012-0274-2.

Hagen, E. W.; Mirer, A. G.; Palta, M.; Peppard, P. E. (2013): The sleep-time cost of parenting. Sleep duration and sleepiness among employed parents in the Wisconsin sleep cohort study. In: *American Journal of Epidemiology* 177 (5), S. 394–401.

Hahlweg, Kurt; Ditzen, Beate; Job, Ann-Katrin; Gastner, Judith; Schulz, Wolfgang; Supke, Max; Walper, Sabine (2020): COVID-19: Psychologische Folgen für Familie, Kinder und Partnerschaft. In: *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie* 49 (3), S. 157–171.

Haley, William E.; Levine, Ellen G.; Brown, Lane S. (1987): Stress, appraisal, coping, and social support as predictors of adaptational outcome among dementia caregivers. In: *Psychology and Aging* 2 (4), S. 323–330.

Handelzalts, Jonathan; Levy, Sigal; Peled, Yoav; Yadid, Lital; Goldzweig, Gil (2018): Mode of delivery. Childbirth experience and postpartum sexuality. In: *Archives of Gynecology and Obstetrics* (297), S. 927–932.

Hansen, Thomas (2012): Parenthood and happiness: A review of folk theories versus empirical evidence. In: *Social Indicators Research* 108 (1), S. 29–64.

Harrison, Christine; Sofronoff, Kate (2002): ADHD and parental psychological distress: Role of demographics, child behavioral characteristics, and parental cognitions. In: *Journal of the American Academy of Child & Adolescent Psychiatry* 41 (6), S. 703–711.

Hart, Patricia (2009): On becoming a good enough stepmother. In: *Clinical Social Work Journal* 37 (2), S. 128–139. DOI: https://doi.org/10.1007/s10615-009-0202-8.

Harvey, Adrian; Nathens, Avery B.; Bandiera, Glen; LeBlanc, Vicki R. (2010): Threat and challenge: Cognitive appraisal and stress responses in simulated trauma resuscitations. In: *Medical Education* 44, S. 587–594.

Hastings, Richard P.; Brown, Tony (2002): Behavior problems of children with autism, parental self-efficacy, and mental health. In: *American Journal of Mental Retardation* 107 (3), S. 222–232.

Havighurst, Robert J. (1956): Research on the developmental-task concept. In: *The School Review* 64 (5), S. 215–223.

Havighurst, Robert J. (1981): Developmental tasks and education. 3. Aufl. New York: Longman.

Hayes, Andrew F. (2018): Partial, conditional, and moderated moderated mediation. Quantification, inference, and interpretation. In: *Communication Monographs* 85 (1), S. 4–40. DOI: https://doi.org/10.1080/03637751.2017.1352100.

Hayes, Stephanie; Watson, Shelley L. (2013): The impact of parenting stress: A meta-analysis of studies comparing the experience of parenting stress in parents of children with and without autism spectrum disorder. In: *Journal of Autism and Development Disorder* 43 (629–642).

Heaton, Tim B. (1990): Marital stability throughout the child-rearing years. In: *Demography* 27 (1), S. 55. DOI: https://doi.org/10.2307/2061552.

Heilig, Lena (2014): Risikokonstellationen in der frühen Kindheit: Auswirkungen biologischer und psychologischer Vulnerabilitäten sowie psychosozialer Stressoren auf kindliche Entwicklungsverläufe. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 17 (263–280).

Heiman, Julia R.; Long, Scott J.; Smith, Shawna N.; Fisher, William A.; Sand, Michael S.; Rosen, Raymond C. (2011): Sexual satisfaction and relationship happiness in midlife and older couples in five countries. In: *Archives of sexual behavior* 40 (741–753).

Henderson, Angie; Harmon, Sandra; Newman, Harmony (2016): The price mothers have to pay, even when they are not buying it: Mental health consequences of idealized motherhood. In: *Sex Roles* (74), S. 512–526.

Hendrick, Susan S. (1988): A generic measure of relationship satisfaction. In: *Journal of Marriage and Family* 50 (1), S. 93. DOI: https://doi.org/10.2307/352430.

Hendrick, Susan S.; Dicke, Amy; Hendrick, Clyde (1998): The Relationship Assessment Scale. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 15 (1), S. 137–142. DOI: https://doi.org/10.1177/0265407598151009.

Henry-Huthmacher, Christine (2008): Eltern unter Druck. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der Studie. Hg. v. Konrad Adenauer Stiftung. Online verfügbar unter https://www.kas.de/einzeltitel/-/content/eltern-unter-druck1, zuletzt geprüft am 06.12.2018.

Hentges, Rochelle F.; Graham, Susan A.; Fearon, Pasco; Tough, Suzanne; Madigan, Sheri (2020): The chronicity and timing of prenatal and antenatal maternal depression and anxiety on child outcomes at age 5. In: *Depression and anxiety* 37 (6), S. 576–586.

Hentges, Rochelle F.; Graham, Susan A.; Plamondon, Andre; Tough, Suzanne; Madigan, Sheri (2019): A developmental cascade from prenatal stress to child internalizing and externalizing problems. In: *Journal of Pediatric Psychology* 44 (9), S. 1057–1067.

Herbst, Chris; Ifcher, John (2012): A bundle of joy. Does parenting really make us miserable? In: *SSRN Journal*. DOI: https://doi.org/10.2139/ssrn.1883839.

Herbst, Chris M.; Ifcher, John (2016): The increasing happiness of US parents. In: *Review of Economics of the Household* 14 (3), S. 529–551.

Hermanns, Norbert (2007): WHO-5-Well-Being-Index. Anwendung für jugendliche Typ-1-Diabetiker. In: *Diabetologe* 3 (6), S. 464–465. DOI: https://doi.org/10.1007/s11428-007-0179-2.

Hetherington, Mavis E. (1989): Coping with family transitions: Winners, losers, and survivors. In: *Child Development* 60 (1), S. 1–14.

Hiew, Danika N.; Halford, W. Kim; van de Vijver, Fons J. R.; Liu, Shuang (2016): Communication and relationship satisfaction in Chinese, Western, and intercultural Chinese-Western couples. In: *Journal of Family Psychology* 30 (2), S. 193–202. DOI: https://doi.org/10.1037/fam0000144.

Hildingsson, Ingegerd; Thomas, Jan (2014): Parental stress in mothers and fathers one year after birth. In: *Journal of Reproductive and Infant Psychology* 32 (1), S. 41–56. DOI: https://doi.org/10.1080/02646838.2013.840882.

Hipp, Lauren E.; Low, Lisa Kane; van Anders, Sari M. (2012): Exploring women's postpartum sexulity: Social, psychological, relational, and birth-related contextual factors. In: *Journal of Sexual Medicine* (9), S. 2330–2341.

Hobfoll, Steven E. (2002): Social and psychological resources and adaptation. In: *Review of General Psychology* 6 (4), S. 307–324.

Hobfoll, Steven E.; Freedy, John; Lane, Carol; Geller, Pamela (1990): Conservation of social resources: Social support resource theory. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 7, S. 465–478.

Hobler, Dietmar; Klenner, Christina; Pfahl, Svenja; Sopp, Peter; Wagner, Alexandra (2017): Wer leistet unbezahlte Arbeit? Hausarbeit, Kindererziehung und Pflege im Geschlechtervergleich. Aktuelle Auswertungen aus dem WSI GenderDatenPortal. Hg. v. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut WSI (WSI Report, Nr. 35).

Hofacker, N. von; Papoušek, M.; Jacubeit, T.; Malinowski, M. (1999): Rätsel der Säuglingskoliken. Ergebnisse, Erfahrungen und therapeutische Interventionen aus der „Münchner Sprechstunde für Schreibabies". In: *Monatsschrift Kinderheilkunde* 147 (3), S. 244–253.

Hoffenaar, Peter Johannes; van Balen, Frank; Hermanns, Jo (2010): The impact of having a baby on the level and content of women's well-being. In: *Social Indicators Research* (97), S. 279–295.

Holtmann, Martin; Schmidt, Martin H. (2004): Resilienz im Kindes- und Jugendalter. In: *Kindheit und Entwicklung* 13, S. 195–200.

Hosemann, Wilfried; Geiling, Wolfgang (2013): Einführung in die Systemische Soziale Arbeit. München Basel: Ernst Reinhardt Verlag.

Howes, Paul; Markman, Howard J. (1989): Marital quality and child functioning. A longitudinal investigation. In: *Child Development* 60 (5), S. 1044. DOI: https://doi.org/10.2307/1130778.

Huerta, Maria del Carmen; Adema, Willem; Baxter, Jennifer; Corak, Miles; Deding, Mette; Gray, Matthew C. et al. (2011): Early maternal employment and child devlopment in five OECD countries. Hg. v. OECD Publishing (OECD Social, Employment and Migration Working Papers, 118).

Hughes, Sally Farmer; Berger, Michael; Wright, Larry (1978): The family life cycle and clinical intervention. In: *Journal of Marriage and Family Counseling* 4 (4), S. 33–40.
Huinik, Johannes; Brüderl, Josef; Nauck, Bernhard; Walper, Sabine; Castilglioni, Laura; Feldhaus, Michael (2011): Panel analysis of intimate relationships and family dynamics (pairfam): conceptual framework and design. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 23 (1), S. 77–101.
Huizink, Anja C.; Medina, Pascale G. Robles de; Mulder, Eduard J. H.; Visser, Gerard H. A.; Buitelaar, Jan K. (2002): Psychological measures of prenatal stress as predictors of infant temperament. In: *Journal of the American Academy of Child & Adolescent Psychiatry* 41 (9), S. 1078–1085. DOI: https://doi.org/10.1097/00004583-200209000-00008.
Humpert, Stephan (2015): The kids are alright? A note on parental satisfaction in Germany. In: *Theoretical and Applied Economics* XXII (2(603)), S. 285–292.
Hunter, Lauren P.; Rychnovsky, Jacqueline D.; Yount, Susan M. (2009): A selective review of maternal sleep characteristics in the postpartum period. In: *Journal of Obstetric, Gynecologic & Neonatal Nursing* 38 (1), S. 60–68. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1552-6909.2008.00309.x.
Huss, Björn; Pollmann-Schult, Matthias (2020): Relationship satisfaction across the transition to parenthood: The impact of conflict behavior. In: *Journal of Family Issues* 41 (3), S. 383–411.
Hutchens, Bridget F.; Kearney, Joan (2020): Risk factors for postpartum depression: An umbrella review. In: *Journal of Midwifery & Women's Health* 65 (1), S. 96–108. DOI: https://doi.org/10.1111/jmwh.13067.
Hyde Shibley, Janet; DeLamater, John D.; Plant, Ashby E.; Byrd, Janis M. (1996): Sexuality during pregnancy and the year postpartum. In: *Journal of Sex Research* 33 (2), S. 143–151.
Institute for Digital Research & Education Statistical Consulting (UCLA) (Hg.) (2021): How can i compare indirect effects in a multiple group model? Online verfügbar unter https://stats.idre.ucla.edu/stata/faq/how-can-i-compare-indirect-effects-in-a-multiple-group-model/, zuletzt geprüft am 25.05.2021.
Jaccard, James; Guilamo, Vincent; Johansson, Margaret; Bouris, Alida (2006): Multiple regression analyses in clinical child and adolescent psychology. In: *Journal of Clinical Child Adolescent Psychology* 35 (3), S. 456–479.
Jackson, Aurora P.; Brooks-Gunn, Jeanne; Huang, Chien; Glassman, Marc (2000): Single mothers in low-wage jobs. Financial strain, parenting, and preschoolers' outcomes. In: *Child Development* 71 (5), S. 1409–1423. DOI: https://doi.org/10.1111/1467-8624.00236.
Johnson, Amy Janan; Wright, Kevin B.; Craig, Elizabeth A.; Gilchrist, Eileen S.; Lane, Lindsay T.; Haigh, Michel M. (2008): A model for predicting stress levels and marital satisfaction for stepmothers utilizing a stress and coping approach. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 25 (1), S. 119–142. DOI: https://doi.org/10.1177/0265407507086809.
Johnston, Charlotte; Mash, Eric J. (2001): Families of children with Attention-Deficit/Hyperactivity Disorder: Review and recommendations for future research. In: *Clinical Child and Family Psychology Review* 4 (3), S. 183–207. DOI: https://doi.org/10.1023/A:1017592030434.

Jones, Jessica; Passey, Jennifer (2005): Family adaptation, coping resources: Parents of children with developmental disabilities and behaviour problems. In: *Journal of Developmental Disabilities* 11 (1), S. 31–46.

Joussemet, Mireille; Landry, Renée; Koestner, Richard (2008): A self-determination theory perspective on parenting. In: *Canadian Psychology* 49 (3), S. 194–200.

Jungbauer, Johannes (2009): Familienpsychologie kompakt. Mit Arbeitsmaterial zum Download. Weinheim: Beltz.

Jurczyk, Karin (2017): Elternschaftliches Neuland. In: *DJI Impulse Das Bulletin des Deutschen Jugendinstituts* 4 (118), S. 4–9.

Jurczyk, Karin; Heitkötter, Martina (2012): Keine Zeit zu zweit. Der Übergang in Elternschaft strapaziert die Paarbeziehung. Was sich für Mütter und Väter ändert. In: *DJI Impulse Das Bulletin des Deutschen Jugendinstituts* 1 (97), S. 31–33.

Kaczynski, Karen J.; Lindahl, Kristin M.; Malik, Neena M.; Laurenceau, Jean-Philippe (2006): Marital conflict, maternal and paternal parenting, and child adjustment. A test of mediation and moderation. In: *Journal of Family Psychology* 20 (2), S. 199–208. DOI: https://doi.org/10.1037/0893-3200.20.2.199.

Kaley, Fiona; Reid, Vincent; Flynn, Emma (2011): The psychology of infant colic. A review of current research. In: *Infant Mental Health Journal* 32 (5), S. 526–541.

Kalmijn, Matthijs; Graaf, Paul M. (2012): Life course changes of children and well-being of parents. In: *Journal of Marriage and Family* 74 (2), S. 269–280.

Kanner, Allen D.; Coyne, James C.; Schaefer, Catherine; Lazarus, Richard S. (1981): Comparison of two modes of stress measurement: Daily hassles and uplifts versus major life events. In: *Journal of Behavioral Medicine* 4 (1), S. 1–39.

Kanotra, Sarojini; D'Angelo, Denis; Phares, Tanja M.; Morrow, Brian; Barfield, Wanda D.; Lansky, Amy (2007): Challenges faced by new mothers in the early postpartum period. An analysis of comment data from the 2000 Pregnancy Risk Assessment Monitoring System (PRAMS) survey. In: *Maternal and Child Health Journal* 11 (6).

Katz, Lynn F.; Gottman, John M. (1993): Patterns of marital conflict predict children's internalizing and externalizing behaviors. In: *Developmental Psychology* 29 (6), S. 940–950. DOI: https://doi.org/10.1037/0012-1649.29.6.940.

Kaufman, Gayle; Uhlenberg, Peter (1998): Effects of life course transitions on the quality of relationships between adult children and their parents. In: *Journal of Marriage and Family* 60 (4), S. 924–938.

Kaufmännische Krankenkasse (2006): Stress? Ursachen, Erklärungsmodelle und präventive Ansätze. Berlin Heidelberg: Springer-Verlag (Weißbuch Prävention 2005/2006).

Keeton, Courtney Pierce; Perry-Jenkins, Maureen; Sayer, Aline G. (2008): Sense of control predicts depressive and anxious symptoms across the transition to parenthood. In: *Journal of Family Psychology* 22 (2), S. 212–221. DOI: https://doi.org/10.1037/0893-3200.22.2.212.

Keim-Klärner, Sylvia (2020): Soziale Netzwerke und die Gesundheit von Alleinerziehenden. In: Andreas Klärner, Markus Gamper, Sylvia Keim-Klärner, Irene Moor, Holger von der Lippe und Nico Vonneilich (Hg.): Soziale Netzwerke und gesundheitliche Ungleichheiten. Eine neue Perspektive für die Forschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 329–346.

Keizer, Renske; Dykstra, Pearl A.; Poortman, Anne-Rigt (2010): The transition to parenthood and well-being: The impact of partner status and work hour transitions. In: *Journal of Family Psychology* 24 (4), S. 429–438.

Kelava, Augustin; Schermelleh-Engel, Karin (2012): Latent-State-Trait-Theorie (LTS-Theorie). In: Helfried Moosbrugger und Augustin Kelava (Hg.): Testtheorie und Fragebogenkonstruktion. Berlin Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 344–359.

Keller, Ferdinand; Langmeyer, Alexandra N. (2019): An item response theory analysis of the Strength and Difficulties Questionnaire (SDQ). In: *European Journal of Psychological Assessment* 35 (2), S. 266–279.

Kerstis, Birgitta; Engström, Gabriella; Edlund, Birgitta; Aarts, Clara (2013): Association between mothers' and fathers' depressive symptoms, sense of coherence and perception of their child's temperament in early parenthood in Sweden. In: *Scandinavian Journal of Public Health* 41 (3), S. 233–239.

Ketner, Susan Liesbeth; Gravesteijn, Carolien; Verschuur, Margot Jeannette (2018): Transition to parenthood. It does not get easier the next time. Exploring ways to support well-being among parents with newborns. In: *Journal of Family Social Work* 22 (3), S. 274–291. DOI: https://doi.org/10.1080/10522158.2018.1499063.

Kievit, Rogier A.; Frankenhuis, Willem E.; Waldorp, Lourens J.; Borsboom, Denny (2013): Simpson's paradox in psychological science: a practical guide. In: *Frontiers in Psychology* 4 (513), S. 1–14.

Kiff, Cara J.; Lengua, Liliana J.; Zalewski, Maureen (2011): Nature and nurturing. Parenting in the context of child temperament. In: *Clinical Child and Family Psychology Review* 14 (3), S. 251–301. DOI: https://doi.org/10.1007/s10567-011-0093-4.

Kim, Yunmi; Bird, Amy; Peterson, Elizabeth; Underwood, Lisa; Morton, Susan; Grand, Cameron C. (2020): Maternal antenatal depression and early childhood sleep: Potential pathways through infant temperament. In: *Journal of Pediatric Psychology* 45 (2), S. 203–217. DOI: https://doi.org/10.1093/jpepsy/jsaa001.

Kindler, Heinz; Künster, Anne Katrin (2013): Prävalenz von Belastungen und Risiken in der frühen Kindheit in Deutschland. In: Nationales Zentrum Frühe Hilfen (Hg.): Datenreport Frühe Hilfen, S. 8–13.

King, Kimberly R. (2005): Why is discrimination stressful? The mediation role of cognitive appraisal. In: *Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology* 11 (3), S. 202–212.

Kingsbury, Ann M.; Hayatbakhsh, Reza; Mamun Abdullah M.; Clavarino, Alexandra M.; Williams, Gail.; Najman, Jake M. (2015): Trajectories and predictors of women's depression following the birth of an infant to 21 years. A longitudinal study. In: *Maternal and Child Health Journal* 19 (4), S. 877–888. DOI: https://doi.org/10.1007/s10995-014-1589-6.

Kiviruusu, Olli; Pietikäinen, Johanna T.; Kylliäinen, Anneli; Pölkki, Pirjo; Saarenpää-Heikkilä, Outi; Marttunen, Mauri et al. (2020): Trajectories of mothers' and fathers' depressive symptoms from pregnancy to 24 months postpartum. In: *Journal of Affective Disorders* 260, S. 629–637. DOI: https://doi.org/10.1016/j.jad.2019.09.038.

Klein, David M.; Aldous, Joan; Nock, Steven L. (1979): Three blind mice: Misleading criticisms of the "Family Life Cycle" concept. In: *Journal of Marriage and Family* 41 (4), 989–692.

Klenner, Christina; Pfahl, Svenja (2008): Jenseits von Zeitnot und Karriereverzicht: Wege aus dem Arbeitszeitdilemma. In: *WSI-Diskussionspapier* (No. 158, Hans-Böckler-Stiftung, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI), Düsseldorf).

Kliem, Sören; Foran, Heather; Hahlweg, Kurt (2014): Familienstatus, mütterliche Belastung, dysfunktionales Erziehungsverhalten und kindliche Auffälligkeiten. In: *Kindheit und Entwicklung* 23 (2), S. 113–123. DOI: https://doi.org/10.1026/0942-5403/a000130.

Kline, Rex B. (2011): Principles and practice of structural equation modeling. 3. Aufl. New York London: Guilford Press (Methodology in the Social Sciences).

Klünder, Nina; Meier-Gräwe, Uta (2017): Gleichstellung und innerfamiliale Arbeitsteilung. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/2013 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden, S. 65–90.

Klüver, Nathalie (2019): Strategien für gestresste Eltern. So gelingt ein entspannter Feierabend mit Kindern. Vom Job hetzen sie zum Kinderturnen, Einkaufen, Kochen: Für viele Eltern beginnt nach 18 Uhr die zweite Schicht. Diese Tipps helfen. Hg. v. Spiegel Online. Online verfügbar unter https://www.spiegel.de/plus/wenig-stress-trotz-kind-so-geniessen-sie-den-feierabend-a-15f77982-2242-40c9-9d6e-4c2d28219863.

Kluwer, Esther S. (2010): From partnership to parenthood: A review of marital change across the transition to parenthood. In: *Journal of Family Theory & Review* 2 (2), S. 105–125.

Kluwer, Esther S.; Heesink, Jose A. M.; van de Vliert, Evert (2002): The devision of labor across the transition to parenthood: A justice perspective. In: *Journal of Marriage and Family* (64), S. 930–943.

Kluwer, Esther S.; Johnson, Matthew D. (2007): Conflict frequency and relationship quality across the transition to parenthood. In: *Journal of Marriage and Family* (69), S. 1089–1106.

Knauf, Helen (2019): Die intensive Elternschaft als neues Paradigma für die Erziehung in Familien? Eine empirische Studie zu Familienblogs im Internet. In: *Soziale Passagen* 11 (1), S. 175–190.

Knoester, Chris; Eggebeen, David J. (2006): The effects of the transition to parenthood and subsequent children on men's well-being and social participation. In: *Journal of Family Issues* 27 (11), S. 1532–1560. DOI: https://doi.org/10.1177/0192513X06290802.

Knoester, Chris; Petts, Richard J. (2017): Fathers' parenting stress after the arrival of a new child. In: *Family Relations* 66 (3), S. 367–382.

Knoll, Nina; Scholz, Urte; Rieckmann, Nina (2011): Einführung Gesundheitspsychologie. 2. Aufl. München Basel: Ernst Reinhardt Verlag.

Kohler, Hans-Peter; Behrman, Jere R.; Skytthe, Axel (2005): Partner + Children = Happiness? The effect of partnerships and fertility on well-being. In: *Population and Development Review* 31 (3), S. 407–445.

Kohler, Hans-Peter; Mencarini, Letizia (2016): The parenthood puzzle: An introduction to the special issue. In: *European Journal of Population* (32), S. 327–338.

König, Wolfgang; Lüttinger, Paul; Müller, Walter (1988): A comparative analysis of the development and structure of educational systems. Methodological foundations and the construction of a comparative educational scale (CASMIN-Working Paper, 12). Online verfügbar unter https://www.gesis.org/fileadmin/upload/dienstleistung/tools_standards/mikrodaten_tools/CASMIN/Koenig_Casmin.pdf, zuletzt geprüft am 29.06.2020.

Kopp, Johannes; Lois, Daniel (2014): Sozialwissenschaftliche Datenanalyse. Eine Einführung. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS (Lehrbuch).

Korja, Riikka; Nolvi, Saara; Grant, Kerry Ann; McMahon, Cathy (2017): The relations between maternal prenatal anxiety or stress and child's early negative reactivity or self-regulation. A systematic review. In: *Child Psychiatry & Human Development* 48 (6), S. 851–869.

Kotchick, Beth A.; Forehand, Rex (2002): Putting parenting in perspective: A discussion of the contextual factors that shape parenting practices. In: *Journal of Child and Family Studies* 11 (3), S. 255–269. DOI: https://doi.org/10.1023/A:1016863921662.

Kötter, Charlotte; Stemmler, Mark; Bühler, Anneke; Lösel, Friedrich (2010): Mütterliche Depressivität, Erziehung und kindliche Erlebens- und Verhaltensprobleme. In: *Kindheit und Entwicklung* 19 (2), S. 109–118. DOI: https://doi.org/10.1026/0942-5403/a000006.

Kouros, Chrystyna D.; Cummings, E. Mark (2011): Transactional relations between marital functioning and depressive symptoms. In: *The American journal of orthopsychiatry* 81 (1), S. 128–138. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1939-0025.2010.01080.x.

Kouwenberg, Maartje; Rieffe, Carolien; Banerjee, Robin (2013): Developmetrics a balanced and short best friend index for children and young adolescents. In: *European Journal of Developmental Psychology* 10 (5), S. 634–641. DOI: https://doi.org/10.1080/17405629.2012.707780.

Krakovich, Teri M.; McGrew, John H.; Yu, Yue; Ruble, Lisa A. (2016): Stress in parents of children with Autism Spectrum Disorder: An exploration of demand and resources. In: *Journal of Autism and Developmental Disorders* (46), S. 2042–2053.

Krieger, Tobias; Zimmermann, Johannes; Huffziger, Silke; Ubl, Bettina; Diener, Carsten; Kuehner, Christine; Grosse Holtforth, Martin (2014): Measuring depression with a well-being index. Further evidence for the validity of the WHO Well-Being Index (WHO-5) as a measure of the severity of depression. In: *Journal of Affective Disorders* 156, S. 240–244. DOI: https://doi.org/10.1016/j.jad.2013.12.015.

Kries, R. von; Haack, T. (2016): Bedarf an Frühen Hilfen: Epidemiologie. In: Volker Mall und Anna Friedmann (Hg.): Frühe Hilfen in der Pädiatrie. Bedarf erkennen – intervenieren – vernetzen. Berlin Heidelberg: Springer, S. 27–35.

Kuger, Susanne; Rauschenbach, Thomas (2020): Im Griff der Pandemie. In: *DJI Impulse Das Bulletin des Deutschen Jugendinstituts* (2), S. 4–9. Online verfügbar unter https://www.dji.de/veroeffentlichungen/forschungsmagazin-dji-impulse/dji-impulse-2020.html.

Kuile, Hagar Ter; Finkenauer, Catrin; van der Lippe, Tanja; Kluwer, Esther S. (2021): Changes in relationship commitment across the transition to parenthood: Pre-pregnancy happiness as a protective ressource. In: *Frontiers in Psychology* 12, S. 1–10. DOI: https://doi.org/10.3389/fpsyg.2021.622160.

Kümmerling, Angelika; Postels, Dominik; Slomka, Christine (2015): Arbeitszeiten von Männern und Frauen – alles wie gehabt? Analysen zur Erwerbsbeteiligung in Ost- und Westdeutschland. Hg. v. Universität Duisburg Essen (IAQ-Report Aktuelle Forschungsergebnisse aus dem Institut Arbeit und Qualifikation, 02).

Kurth, Elisabeth; Spichiger, Elisabeth; Cignacco, Eva; Kennedy, Holly Powell; Glanzmann, René; Schmid, Monika et al. (2010): Predictors of crying problems in the early postpartum period. In: *Journal of Obstetric, Gynecologic & Neonatal Nursing* 39 (3), S. 250–262.

Kurz, Demie (2002): Caring for teenage children. In: *Journal of Family Issues* 23 (6), S. 748–767.

La Guardia, Jennifer G.; Patrick, Heather (2008): Self-determination theory as a fundamental theory of close relationships. In: *Canadian Psychology* 49 (3), S. 201–209.

Lamerz, A.; Kuepper-Nybelen, J.; Wehle, C.; Bruning, N.; Trost-Brinkhues, G.; Brenner, H. et al. (2005): Social class, parental education, and obesity prevalence in a study of six-year-old children in Germany. In: *International journal of obesity* 29 (4), S. 373–380. DOI: https://doi.org/10.1038/sj.ijo.0802914.

Lampert, Thomas; Hoebel, Jens; Kuntz, Benjamin; Müters, Stephan; Kroll, Lars Eric (2018): Messung des sozioökonomischen Status und des subjektiven sozialen Status in KiGGS Welle 2. In: *Journal of Health Monitoring* 3 (1), S. 114–133. DOI: https://doi.org/10.17886/RKI-GBE-2018-01.

Landers-Potts, Melissa A.; Wickrama, K.A.S.; Cutrona, Carolyn; Gibbons, Frederick X.; Simons, Ronald L.; Conger, Rand D. (2015): An extension and moderating analysis of family stress model focusing on African American adolsecents. In: *Family Relations* (64), S. 233–248.

Langenkamp, Amy G.; Frisco, Michelle L. (2008): Family transitions and adolescent severe emotional distress: The salience of family context. In: *Social Problems* 55 (2), S. 238–253.

Langmeyer, Alexandra (2015): Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl. Eltern Sein in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. München, Ludwig-Maximilians-Univ., Diss., 2012. Wiesbaden: Springer (Research).

Largo, Remo H.; Benz-Castellano, Caroline (2008): Critical moments in childhood-development. The Zurich Fit Model. In: Mechthild Papoušek, Michael Schieche und Harald Wurmser (Hg.): Disorder of behavioral and emotional regulation in the first years of life. Early risks and intervention in the developing parent-infant relationship. Washington, DC: Zero to Three, S. 1–11.

Laukkanen, Johanna; Ojansuu, Ulriika; Tolvanen, Asko; Alatupa, Saija; Aunola, Kaisa (2014): Child's difficult temperament and mothers' parenting styles. In: *Journal of Child and Family Studies* 23 (2), S. 312–323. DOI: https://doi.org/10.1007/s10826-013-9747-9.

Lavee, Yoav (1997): Beyond ABCX: Understanding changes in marital relationships under stress. Presented at the twenty-seventh theory construction and research methodology workshop. Hg. v. National Council on Family Relations. Arlington VA. Online verfügbar unter http://research.haifa.ac.il/~lavee/Papers/F1-TCRM4.pdf, zuletzt geprüft am 26.02.2020.

Lavee, Yoav; Shlomo, Sharlin; Katz, Lynn F. (1996): The effect of parenting stress on marital quality. An integrated mother-father model. In: *Journal of Family Issues* 17 (1), S. 114–135. DOI: https://doi.org/10.1177/019251396017001007.

Lawrence, Erika; Cobb, Rebecca J.; Rothman, Alexia D.; Rothman, Michael T.; Bradbury, Thomas N. (2008): Marital satisfaction across the transition to parenthood. In: *Journal of Family Psychology* 22 (1), S. 41–50.

Lawton, Powell M.; Moss, Miriam; Kleban, Morton H.; Glicksman, Allen; Rovine, Michael (1991): A two-factor model of caregiving appraisal and psychological well-being. In: *Journal of Gerontology: Psychological Science* 46 (4), S. 181–189.

Lazarus, Richard S. (1976): Patterns of adjustment: McGraw-Hill College (McGraw-Hill series in psychology, 3).

Lazarus, Richard S. (1984): Puzzles in the study of daily hassles. In: *Journal of Behavioral Medicine* 7 (4), S. 375–389.

Lazarus, Richard S. (1990): Theory-based stress measurement. In: *Psychological Inquiry* 1 (1), S. 3–13.

Lazarus, Richard S. (1993): From psychological stress to the emotions: A histroy of changing outlooks. In: *Annual Review of Psychology* (44), S. 1–21.

Lazarus, Richard S.; Cohen, J. B.; Folkman, Susan; Kanner, A.; Schaefer, C. (1980): Psychological stress and adaptation: Some unresolved issues. In: Hans Selye (Hg.): Selye's guide to stress research. New York Cincinnati Atlanta Dallas San Francisco London Toronto Melbourne: VNR (Volume I), S. 90–117.

Lazarus, Richard S.; Folkman, Susan (1984): Stress, appraisal, and coping. New York: Springer.

Lazarus, Richard S.; Folkman, Susan (1987): Transactional theory and research on emotions and coping. In: *European Journal of Personality* 1, S. 141–169.

Leavitt, Chelom E.; McDaniel, Brandon T.; Maas, Megan K.; Feinberg, Mark E. (2017): Parenting stress and sexual satisfaction among first-time parents: A dyadic approach. In: *Sex Roles* (76), S. 346–355.

Lederberg, Amy R.; Golbach, Traci (2002): Parenting stress and social support in hearing mothers of deaf and hearing children: A longitudinal study. In: *Journal of Deaf Studies and Deaf Education* 7 (4), S. 330–345.

Ledermann, Thomas; Bodenmann, Guy; Rudaz, Myriam; Bradbury, Thomas N. (2010): Stress, communication, and marital quality in couples. In: *Family Relations* 59 (2), S. 195–206.

Lee, Dohoon; McLanahan, Sara S. (2015): Family structure transitions and child development: Instability, selection, and population heterogeneity. In: *American Sociological Review* 80 (4), S. 738–763.

Lee, Kathryn A.; DeJoseph, Jeanne F. (1992): Sleep disturbances, vitality, and fatigue among a select group of employed childbearing women. In: *Birth* 19 (4), S. 208–213.

Lefmann, Tess; Combs-Orme, Terri (2014): Prenatal stress, poverty, and child outcomes. In: *Child & Adolescent Social Work* 31, S. 577–590.

Leinonen, Jenni A.; Solantaus, Tytti S.; Punamäki, Raija-Leena (2016): The specific mediating paths between economic hardship and the quality of parenting. In: *International Journal of Behavioral Development* 26 (5), S. 423–435. DOI: https://doi.org/10.1080/01650250143000364.

Leis, Julie A.; Heron, Jon; Stuart, Elizabeth A.; Mendelson, Tamar (2014): Associations between maternal mental health and child emotional and behavioral problems. Does prenatal mental health matter? In: *Journal of Abnormal Child Psychology* 42 (1), S. 161–171. DOI: https://doi.org/10.1007/s10802-013-9766-4.

Lenz, Gabriel S.; Sahn, Alexander (2020): Achieving statistical significance with control variables and without transparency. In: *Political Analysis* 48, S. 1–14. DOI: https://doi.org/10.1017/pan.2020.31.

Lerner, Richard M.; Rothbaum, Fred; Boulos, Shireen; Castellino, Domini R. (2002): Developmental systems perspective on parenting. In: Marc H. Bornstein (Hg.): Handbook of Parenting. Volume 2 Biology and ecology of parenting. Mahwah New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates, S. 315–344.

Letourneau, Nicole Lyn; Duffett-Leger, Linda; Levac, Leah; Watson, Barry; Young-Morris, Catherine (2013): Socioeconomic status and child development. In: *Journal of Emotional and Behavioral Disorders* 21 (3), S. 211–224. DOI: https://doi.org/10.1177/1063426611421007.

Leuchtmann, Lorena; Milek, Anne; Bernecker, Katharina; Nussbeck, Fridtjof; Backes, Sabine; Martin, Mike et al. (2019): Temporal dynamics of couples' communication behaviors in conflict discussions: A longitudinal analysis. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 36 (9), S. 2937–2960.

Leung, Eman; Tasker, Susan L.; Atkinson, Leslie; Vaillancourt, Tracy; Schulkin, Jay; Schmidt, Louis A. (2010): Perceived maternal stress during pregnancy and its relation to infant stress reactivity at 2 days and 10 months of postnatal life. In: *Clinical Pediatrics* 49 (2), S. 158–165. DOI: https://doi.org/10.1177/0009922809346570.

Levenstein, S.; Prantera, C.; Varvo, V.; Scribano, M. L.; Berto, E.; Luzi, C.; Andreoli, A. (1993): Development of the Perceived Stress Questionnaire. A new tool for psychosomatic research. In: *Journal of Psychosomatic Research* 37 (1), S. 1–32. DOI: https://doi.org/10.1016/0022-3999(93)90120-5.

Lévesque, Sylvie; Bisson, Véronique; Charton, Laurence; Fernet, Mylène (2020): Parenting and relational well-being during the transition to parenthood: Challenges for first-time parents. In: *Journal of Child and Family Studies* (29), S. 1938–1956. DOI: https://doi.org/10.1007/s10826-020-01727-z.

Li, Cheng (2013): Little's test of missing completely at random. In: *The Stata Journal* 13 (4), S. 795–809. Online verfügbar unter https://journals.sagepub.com/doi/pdf/https://doi.org/10.1177/1536867X1301300407, zuletzt geprüft am 08.06.2021.

Li, Xuan; Zerle-Elsäßer, Claudia; Entleitner-Phelps, Christine; Schier, Michaela (2015): Väter 2015: Wie aktiv sind sie, wie geht es ihnen und was brauchen sie? Eine aktuelle Studie des Deutschen Jugendinstituts. Hg. v. Deutsches Jugendinstitut. Online verfügbar unter https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2015/Vaeterreport_Langfassung.pdf, zuletzt geprüft am 18.04.2021.

Liebenwein, Sylva (2008): Erziehung und soziale Milieus. Elterliche Erziehungsstile in milieuspezifischer Differenzierung. München, Univ., Diss., 2007. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lietzmann, Torsten; Wenzig, Claudia (2017): Arbeitszeitwünsche und Erwerbstätigkeit von Müttern. Welche Vorstellungen über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie bestehen. Hg. v. IAB Insitut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB-Kurzbericht Aktuelle Analysen aus dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 10). Online verfügbar unter https://www.iab.de/177/section.aspx/Jahrgang/2017, zuletzt aktualisiert am 19.08.2019, zuletzt geprüft am 19.08.2019.

Lohaus, Arnold; Vierhaus, Marc (2019): Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters für Bachelor. 4. Aufl. Berlin Heidelberg: Springer.

Lois, Daniel (2015): Forschungsmethoden und Designs in der Familiensoziologie. In: Paul B. Hill und Johannes Kopp (Hg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden: Springer VS (Handbuch), S. 239–267.

Lollis, Susan; Kuczynski, Leon (1997): Beyond one hand clapping. Seeing bidirectionality in parent-child relations. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 14 (4), S. 441–461. DOI: https://doi.org/10.1177/0265407597144002.

Lorber, Michael F.; Erlanger, Ann C. Eckardt; Heyman, Richard E.; O'Leary, K. Daniel (2015): The honeymoon effect. Does it exist and can it be predicted? In: *Prevention Science* 16 (4), S. 550–559. DOI: https://doi.org/10.1007/s11121-014-0480-4.

Loutzenhiser, Lynn; McAuslan, Pamela; Sharpe, Donald P. (2015): The trajectory of maternal and paternal fatigue and factors associated with fatigue across the transition to parenthood. In: *Clinical Psychologist* 19 (1), S. 15–27. DOI: https://doi.org/10.1111/cp.12048.

Lovejoy, M.Christine; Graczyk, Patricia A.; O'Hare, Elizabeth; Neuman, George (2000): Maternal depression and parenting behavior. In: *Clinical Psychology Review* 20 (5), S. 561–592. DOI: https://doi.org/10.1016/S0272-7358(98)00100-7.

Loyd, Brenda H.; Abadin, Richard R. (1985): Revision of the Parenting Stress Index. In: *Journal of Pediatric Psychology* 10 (2), S. 169–177.

Lucas, Richard E.; Brent Donnellan, M. (2012): Estimating the reliability of single-item life satisfaction measures. Results from four national panel studies. In: *Social Indicators Research* 105 (3), S. 323–331. DOI: https://doi.org/10.1007/s11205-011-9783-z.

Lucas, Richard E.; Clark, Andrew E. (2006): Do people really adapt to marriage? In: *Journal of Happiness Studies* 7 (4), S. 405–426. DOI: https://doi.org/10.1007/s10902-006-9001-x.

Lück, Detlev (2015): Vaterbilder: Ernährer und Erzieher? In: Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen Berlin Toronto: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 227–246.

Lück, Detlev; Scharein, Manfred; Lux, Linda, Dreschmitt, Kai; Dorbritz, Jürgen (2015): Nur wenn alle Voraussetzungen passen. Der Forschungsstand zu Kinderreichtum. Hg. v. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB Working Paper, 3). Online verfügbar unter https://www.bib.bund.de/Publikation/2015/pdf/Nur-wenn-alle-Voraussetzungen-passen-Der-Forschungsstand-zu-Kinderreichtum.pdf;jsessionid=07B2422B940CF2B39E22CFFDA3A9F799.1_cid380?__blob=publicationFile&v=1.

Luhmann, Maike; Hofmann, Wilhelm; Eid, Michael; Lucas, Richard E. (2012): Subjective well-being and adaptation to life events. A meta-analysis. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 102 (3), S. 592–615. DOI: https://doi.org/10.1037/a0025948.

Luthar, Suniya S.; Ciciolla, Lucia (2016): What it feels like to be a mother. Variations by children's developmental stages. In: *Developmental Psychology* 52 (1), S. 143–154.

Mackler, Jennifer S.; Kelleher, Racheal T.; Shanahan, Lilly; Calkins, Susan D.; Keane, Susan P.; O'Brien, Marion (2015): Parenting stress, parental reactions, and externalizing behavior from ages 4 to 10. In: *Journal of Marriage and Family* April (77), S. 388–406.

MacNeil, Sheila; Byers, E. Sandra (2005): Dyadic assessment of sexual self-disclosure and sexual satisfaction in heterosexual dating couples. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 22 (2), S. 169–181. DOI: https://doi.org/10.1177/0265407505050942.

Magnuson, Katherine; Berger, Lawrence M. (2009): Family structure and transitions: Associations with children's well-being during middle childhood. In: *Journal of Marriage and Family* 71 (3), S. 575–591.

Mannering, Anne M.; Harold, Gordon T.; Leve, Leslie D.; Shelton, Katherin H.; Shaw, Daniel S.; Congr, Rand D. et al. (2011): Longitudinal associations between marital instability and child sleep problems across infancy and toddlerhood in adoptive families. In: *Child Development* 82 (4), S. 1252–1266. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1467-8624.2011.01594.x.

Manning, Margaret M.; Wainwrigth, Laurel; Bennett, Jillian (2011): The double ABCX Model of adaptation in racially diverse families with a school-age child with autism. In: *Journal of Autism and Developmental Disorders* (41), S. 320–331.

Manning, Wendy D.; Brown, Susan (2006): Children's economic well-being in married and cohabiting parent families. In: *Journal of Marriage and Family* 68 (2), S. 345–362. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2006.00257.x.

Margolis, Rachel; Myrskylä, Mikko (2011): A global perspective on happiness and fertility. In: *Population and Development Review* 37 (1), S. 29–56.

Marinovic, Maja; Seiffge-Krenke, Inge (2016): Depressive Väter. Prävelanz, Auswirkungen auf die Kindesentwicklung und Unterstützungsbedarf. In: *Psychotherapeut* 61 (499–506).

Mash, Eric J.; Johnston, Charlotte (1990): Determinants of parenting stress: Illustrations from families of hyperactive children and families of physically abused children. In: *Journal of Clinical Child Psychology* 19 (4), S. 313–328.

Matthey, Stephen; Barnett, Bryanne; Ungerer, Judy; Waters, Brent (2000): Paternal and maternal depressed mood during the transition to parenthood. In: *Journal of Affective Disorders* 60 (2), S. 75–85. DOI: https://doi.org/10.1016/S0165-0327(99)00159-7.

Matthies, Lina Maria; Wallwiener, Markus; Sohn, Christof; Reck, Corinna; Müller, Mitho; Wallwiener, Stephanie (2019): The influence of partnership quality and breastfeeding on postpartum female sexual function. In: *Archives of Gynecology and Obstetrics* (299), S. 69–77.

Mattingly, Marybeth J.; Bianchi, Suzanne M. (2003): Gender differences in the quantity and quality of free time: The U.S. experience. In: *Social Forces* 81 (3), S. 999–1039.

Maxwell, Scott E.; Cole, David A. (2007): Bias in cross-sectional analyses of longitudinal mediation. In: *Psychological Methods* 12 (1), S. 23–44. DOI: https://doi.org/10.1037/1082-989X.12.1.23.

Maxwell, Scott E.; Cole, David A.; Mitchell, Melissa A. (2011): Bias in cross-sectional analyses of longitudinal mediation. Partial and complete mediation under an autoregressive model. In: *Multivariate Behavioral Research* 46 (5), S. 816–841. DOI: https://doi.org/10.1080/00273171.2011.606716.

McAuley, William J.; Nutty, Cheri L. (1982): Residential preferences and moving behavior: A family life-cycle analysis. In: *Journal of Marriage and Family* 44 (2), S. 301–309.

McBride, Brent A.; Schoppe, Sarah J.; Rane, Thomas R. (2002): Child characteristics, parenting stress, and parental involvement. Fathers Versus Mothers. In: *Journal of Marriage and Family* 64 (4), S. 998–1011. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2002.00998.x.

McBride, Hillary L.; Kwee, Janelle (2017): Sex after baby: Women's sexual function in the postpartum period. In: *Current Sexual Health Reports* (9), S. 142–149.

McCarty, Carolyn A.; McMahon, Robert J. (2003): Mediators of the relation between maternal depressive symptoms and child internalizing and disruptive behavior disorders. In: *Journal of Family Psychology* 17 (4), S. 545–556. DOI: https://doi.org/10.1037/0893-3200.17.4.545.

McCubbin, Hamilton I. (1979): Intergrating coping behavior in family stress theory. In: *Journal of Marriage and Family* 41 (2), S. 237–244.

McCubbin, Hamilton I.; Joy, Constance B.; Cauble, Elizabeth A.; Combeau, Joan K.; Patterson, Joan M.; Needle, Richard H. (1980): Family stress and coping: A decade review. In: *Journal of Marriage and Family* 42 (4), S. 855–871.

McCubbin, Hamilton I.; Patterson, Joan M. (1983a): The Family Stress Process. In: *Marriage & Family Review* 6 (1–2), S. 7–37.
McCubbin, Hamilton I.; Patterson, Joan M. (1983b): The Family Stress Process: The double ABCX model of adjustment and adaptation. In: Hamilton I. McCubbin, Marvin B. Sussman und Joan M. Patterson (Hg.): Social stress and the family. Advances and development in family stress theory and research. New York: Haworth Press, S. 7–38.
McCubbin, Marilyn A. (1988): Family stress, resources, and family types: Chronic illness in children. In: *Family Relations* 37 (2), S. 203–210.
McDaniel, Brandon T.; Teti, Douglas M. (2012): Coparenting quality during the first three months after birth. The role of infant sleep quality. In: *Journal of Family Psychology* 26 (6), S. 886–895.
McDonald, Roderick P.; Ho, Moon-Ho Ringo (2002): Principles and practice in reporting structural equation analyses. In: *Psychological Methods* 7 (1), S. 64–82. DOI: https://doi.org/10.1037//1082-989X.7.1.64.
McGrath, Jacqueline M.; Records, Kathie; Rice, Michael (2008): Maternal depression and infant temperament characteristics. In: *Infant Behavior and Development* 31 (1), S. 71–80. DOI: https://doi.org/10.1016/j.infbeh.2007.07.001.
McIntosh, Jennifer (2003): Enduring conflict in parental separation: Pathways of impact on child development. In: *Journal of Family Studies* 9 (1), S. 63–80.
Mckenzie, Sarah K.; Carter, Kristie (2013): Does transition into parenthood lead to changes in mental health? Findings from three waves of a population based panel study. In: *Journal of Epidemiology and Community Health* 67 (4).
McKim, Margaret K. (1987): Transition to what? New parents' problems in the first year. In: *Family Relations* 36 (1), S. 22–25.
McLanahan, Sara S.; Adams, Julia (1987): Parenthood and psychological well-being. In: *Annual Review of Immunology* (5), S. 237–257.
McMillan, Iris F.; Armstrong, Laura Marie; Langhinrichsen-Rohling, Jennifer (2021): Transitioning to parenthood during the pandemic: COVID-19 related stressors and first-time expectant mothers' mental health. In: *Couple and Family Psychology: Research and Pratice*. DOI: https://doi.org/10.1037/cfp0000174.
McStay, Rebecca L.; Trembath, David; Dissanayake, Cheryl (2014): Stress and family quality of life in parents of children with autism spectrum disorder: Parent gender and the double ABCX model. In: *Journal of Autism and Developmental Disorders* (44), S. 3101–3118.
Medina, Anna Marie; Lederhos, Crystal L.; Lillis, Teresa A. (2009): Sleep disruption and decline in marital satisfaction across the transition to parenthood. In: *Families, Systems & Health* 27 (2), S. 153–160.
Meeks, Brenda S.; Hendrick, Susan S.; Hendrick, Clyde (1998): Communication, love and relationship satisfaction. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 15 (6), S. 755–773. DOI: https://doi.org/10.1177/0265407598156003.
Mehmetoglu, Mehmet; Jakobsen, Tor G. (2017): Applied statistics using Stata. A guide for the social sciences. Los Angeles London New Delhi Singapore Washington DC Melbourne: SAGE.
Meier, Ann; Musick, Kelly; Fischer, Jocelyn; Flood, Sarah (2018): Mothers' and fathers' well-being in parenting across the arch of child development. In: *Journal of Marriage and Family* 80 (4), S. 992–1004.

Meier, Ann; Musick, Kelly; Flood, Sarah; Dunifon, Rachel (2016): Mothering experiences. How single parenthood and employment structure the emotional valence of parenting. In: *Demography* 53 (3), S. 649–674. DOI: https://doi.org/10.1007/s13524-016-0474-x.

Meijer, Anne; Wittenboer, Godfried L. (2007): Contribution of infants' sleep and crying to marital relationship of first-time parent couples in the 1st year after childbirth. In: *Journal of Family Psychology* 21 (1), S. 49–57.

Melson, Gail F.; Windecker-Nelson, Elizabeth; Schwarz, Rona (1998): Support and stress in mothers and fathers of young children. In: *Early Education and Development* 9 (3), S. 261–281. DOI: https://doi.org/10.1207/s15566935eed0903_4.

Meltzer, Lisa J.; Mindell, Jodi A. (2007): Relationship between child sleep disturbances and maternal sleep, mood, and parenting stress. A pilot study. In: *Journal of Family Psychology* 21 (1), S. 67–73.

Mergenthaler, Andreas (2012): Gesundheitliche Resilienz. Konzept und Empirie zur Reduzierung gesundheitlicher Ungleichheit im Alter. Mainz, Univ., Diss., 2011. Wiesbaden: Springer VS (Gesundheit und Gesellschaft).

Merkle, Tanja (2010): Eltern unter Druck – Väter unter Druck. In: *Frühe Kindheit. Deutsche Liga für das Kind* 10 (6).

Merkle, Tanja; Wippermann, Carsten (2008): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Eine sozialwissenschaftliche Untersuchung von Sinus Sociovision im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Messmer, Rosemary; Miller, Lynn D.; Yu, Christine M. (2012): The relationship between parent-infant bed sharing and marital satisfaction for mothers of infants. In: *Family Relations* 61 (5), S. 798–810.

Meunier, Christophe; Roskam, Isabelle; Browne, Dillon T. (2010): Relations between parenting and child behavior: Exploring the child's personality and parental self-efficacy as third variables. In: *International Journal of Behavioral Development* 35 (3), S. 246–259.

Mickelson, Kristin D.; Joseph, Jessica A. (2012): Postpartum body satisfaction and intimacy in first-time parents. In: *Sex Roles* (67), S. 300–310.

Mikucka, Malgorzata (2016): How does parenthood affect life satisfaction in Russia? In: *Advances in Life Course Research* 30, S. 16–29.

Mikucka, Malgorzata; Rizzi, Ester (2020): The parenthood and happiness link: Testing predictions from five theories. In: *European Journal of Population* 36, S. 337–361.

Milek, Anne; Bodenmann, Guy (2009): Stressbewältigung. In: Jürgen Margraf und Silvia Schneider (Hg.): Lehrbuch der Verhaltenstherapie. 4. Aufl. Heidelberg: Springer Medizin, S. 557–568.

Milek, Anne; Bodenmann, Guy (2017): Gemeinsame Zeit in der Partnerschaft. Theoretische und praktische Hinweise für die Arbeit mit Paaren. Wiesbaden: Springer Fachmedien (essentials).

Milgrom, Jeannette; Gemmill, Alan W.; Bilszta, Justin L.; Hayes, Barbara; Barnett, Bryanne; Brooks, Janette et al. (2008): Antenatal risk factors for postnatal depression: A large prospective study. In: *Journal of Affective Disorders* 108 (1–2), S. 147–157. DOI: https://doi.org/10.1016/j.jad.2007.10.014.

Mill, Catriona; Enders, Joanne; Montanaro, Cynthia; Moore, Kieran Michael (2016): Delayed parenthood on the rise. A call for upstream preconception health promotion in Canada. In: *Canadian Journal of Public Health* 107 (3), 333–335. DOI: https://doi.org/10.17269/CJPH.107.5497.

Miragoli, Sarah; Balzarotti, Stefania; Camisasca, Elena; Di Blasio, Paola (2018): Parents' perception of child behavior, parenting stress, and child abuse potential. Individual and partner influences. In: *Child Abuse & Neglect* 84, S. 146–156. DOI: https://doi.org/10.1016/j.chiabu.2018.07.034.

Miranda, Ana; Tarraga, Raul; Fernandez, Inmaculada M.; Colomer, Carla; Pastor, Gemma (2015): Parenting stress in families of children with autism spectrum disorder and ADHD. In: *Exceptional Children* 82 (81–95).

Mirowsky, John (2002): Parenthood and health: The pivotal and optimal age at first birth. In: *Social Forces* 81 (1), S. 315–349.

Mirowsky, John (2005): Age at first birth, health, and mortality. In: *Journal of Health and Social Behavior* 46 (1), S. 32–50. DOI: https://doi.org/10.1177/002214650504600104.

Mirowsky, John; Ross, Catherine E. (1998): Education, personal control, lifestyle and health. In: *Research on Aging* 20 (4), S. 415–449. DOI: https://doi.org/10.1177/0164027598204003.

Mirowsky, John; Ross, Catherine E. (2002): Depression, parenthood, and age at first birth. In: *Social Sciences & Medicine* (54), S. 1281–1298.

Mitnick, Danielle M.; Heyman, Richard E.; Smith Slep, Amy M. (2009): Changes in relationship satisfaction across the transition to parenthood: A meta-analysis. In: *Journal of Family Psychology* 23 (6), S. 848–852.

Moe, Vibeke; Fredriksen, Eivor; Kjellevold, Marian; Dahl, Lisbeth; Markhus, Maria Wik; Stormark, Kjell Morten et al. (2019): Little in Norway. A prospective longitudinal community-based cohort from pregnancy to child age 18 months. In: *BMJ* 9 (12), e031050.

Moe, Vibeke; Soest, Tilmann von; Fredriksen, Eivor; Olafsen, Kåre S.; Smith, Lars (2018): The multiple determinants of maternal parenting stress 12 months after birth. The contribution of antenatal attachment style, adverse childhood experiences, and infant temperament. In: *Frontiers in Psychology* 9, S. 407.

Moel, Joy E.; Buttner, Melissa M.; O'Hara, Michael W.; Stuart, Scott; Gorman, Laura (2010): Sexual function in the postpartum period: Effects of maternal depression and interpersonal psychotherapy treatment. In: *Archives of Women's Mental Health* (13), S. 495–504.

Möhler, Eva; Resch, Franz (2014): Temperament. In: Manfred Cierpka (Hg.): Frühe Kindheit 0–3 Jahre. Beratung und Psychotherapie für Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern. 2., korr. Aufl. Berlin: Springer, S. 39–56.

Molfese, Victoria J.; Rudasill, Kathleen Moritz; Beswick, Jennifer L.; Jacobi-Vessels, Jill L.; Ferguson, Melissa C.; White, Jamie M. (2010): Infant temperament, maternal personality, and parenting stress as contributors to infant developmental outcomes. In: *Merrill-Palmer Quarterly* 56 (1), S. 49–79. DOI: https://doi.org/10.1353/mpq.0.0039.

Montesi, Jennifer L.; Fauber, Robert L.; Gordon, Elizabeth A.; Heimberg, Richard G. (2010): The specific importance of communicating about sex to couples' sexual and overall relationship satisfaction. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 28 (5), S. 591–609.

Moore, Kathleen A.; McCabe, Marita P.; Brink, Roger B. (2001): Are married couples happier in their relationships than cohabiting couples? Intimacy and relationship factors. In: *Sexual & Relationship Therapy* 16 (1), S. 35–46. DOI: https://doi.org/10.1080/14681990020021548.

Moosbrugger, Helfried; Kelava, Augustin (Hg.) (2012): Testtheorie und Fragebogenkonstruktion. Berlin Heidelberg: Springer Medizin Verlag.

Moosbrugger, Helfried; Schermelleh-Engel, Karin (2012): Exploratorische (EFA) und Konfirmatorische Faktorenanalyse (CFA). In: Helfried Moosbrugger und Augustin Kelava (Hg.): Testtheorie und Fragebogenkonstruktion. Berlin Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 325–344.

Morgan, J.; Robinson, D.; Aldrige, J. (2005): Parenting stress and externalizing child behavior. In: Francis J. Turner (Hg.): Social work diagnosis in contemporary practice. New York, N.Y: Oxford University Press, S. 61–67.

Morse, Jessica L.; Steger, Michael F. (2019): Giving birth to meaning: Understanding parenthood through the psychology of meaning in life. In: Orit Taubman – Ben-Ari (Hg.): Pathways and barriers to parenthood. Existential concerns regarding fertility, pregnancy, and early parenthood. 1. Aufl., S. 1–18.

Mortensen, Oystein; Torsheim, Torbjorn; Melkevik, Ole; Thuen, Frode (2012): Adding a baby to the equation. Married and cohabiting women's relationship satisfaction in the transition to parenthood. In: *Family Process* 51 (1), S. 122–139.

Mühling, Tanja (2020): Vaterschaft und Familie. In: Jutta Ecarius und Anja Schierbaum (Hg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 2–15.

Muise, Amy; Kim, James J.; Impett, Emily A.; Rosen, Natalie O. (2017): Understanding when a partner is not in the mood: sexual communal strength in couples transitioning to parenthood. In: *Archives of sexual behavior* 46 (7), S. 1993–2006. DOI: https://doi.org/10.1007/s10508-016-0920-2.

Muise, Amy; Schimmack, Ulrich; Impett, Emily A. (2016): Sexual frequency predicts greater well-being, but more is not always better. In: *Social Psychological and Personality Science* 7 (4), S. 295–302. DOI: https://doi.org/10.1177/1948550615616462.

Mulsow, Miriam; Caldera, Yvonne M.; Pursley, Marta; Reifman, Alan, Huston, Aletha C. (2002): Multilevel factors influencing maternal stress during the first threes years. In: *Journal of Marriage and Family* 64 (4), S. 944–956.

Murphy, Patrick E.; Staples, William A. (1979): A modernized family life cycle. In: *Journal of Consumer Research* 6 (1), S. 12–22.

Murray, Lynne; Cooper, Peter J. (1996): The impact of postpartum depression on child development. In: *International Review of Psychiatry* 8 (1), S. 55–63. DOI: https://doi.org/10.3109/09540269609037817.

Musick, Kelly; Bumpass, Larry (2012): Reexamining the case for marriage. Union formation and changes in well-being. In: *Journal of Marriage and Family* 74 (1), S. 1–18. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2011.00873.x.

Musick, Kelly; Meier, Ann; Flood, Sarah (2016): How parents fare: Mothers' subjective well-being in time with children. In: *American Sociological Review* 81 (5), S. 1069–1095.

Musick, Kelly; Michelmore, Katherine (2018): Cross-national comparisons of union stability in cohabiting and married families with children. In: *Demography* 55 (4), S. 1389–1421. DOI: https://doi.org/10.1007/s13524-018-0683-6.

Myrskylä, Mikko; Margolis, Rachel (2014): Happiness: Before and after the kids. Hg. v. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung. Berlin (SOEPpapers on Multidisciplinary Panel Data Reserach, 642).

Nave-Herz, Rosemarie (2005): Der Familienzyklus als empirischer Forschungsansatz. In: Rosemarie Nave-Herz und Friedrich W. Busch (Hg.): Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung. Oldenburg: BIS, S. 207–236.

Negraia, Daniela Veronica; Augustine, Jennifer March (2019): SES and the Emotional 'Benefits' and 'Costs' of Parenting. Hg. v. Max Planck Institute for Demographic Research (MPIDR Working Paper WP, 2019–012).

Negraia, Daniela Veronica; Augustine, Jennifer March (2020): Unpacking the parenting well-being gap: The role of dynamic features of daily life across broader social contexts. In: *Social Psychology Quarterly* 83 (3), S. 207–228.

Nelson, Katherine S.; Kushlev, Kostadin; Dunn, Elizabeth W.; Lyubomirsky, Sonja (2014a): Parents are slightly happier than nonparents but causality still cannot be inferred: A reply to Bharagava, Kassam and Loewenstein (2014). In: *Psychological Science* 25 (1), S. 303–304.

Nelson, Katherine S.; Kushlev, Kostadin; English, Tammy; Dunn, Elizabeth W.; Lyubomirsky, Sonja (2013): In defense of parenthood: Children are associated with more joy than misery. In: *Psychological Science* 24 (1), S. 3–10.

Nelson, Katherine S.; Kushlev, Kostadin; Lyubomirsky, Sonja (2014b): The pains and pleasures of parenting: When, why, and how is parenting associated with more or less well-being? In: *Psychological Bulletin* 140 (3), S. 846–895.

Neppl, Tricia K.; Senia, Jennifer M.; Donnellan, M. Brent (2016): Effects of economic hardship. Testing the family stress model over time. In: *Journal of Family Psychology* 30 (1), S. 12–21. DOI: https://doi.org/10.1037/fam0000168.

Newland, Rebecca P.; Crnic, Keith A.; Cox, Martha J.; Mills-Koonce, W. Roger (2013): The family model stress and maternal psychological symptoms. Mediated pathways from economic hardship to parenting. In: *Journal of Family Psychology* 27 (1), S. 96–105. DOI: https://doi.org/10.1037/a0031112.

Newnham, Elizabeth A.; Hooke, Geoff R.; Page, Andrew C. (2010): Monitoring treatment response and outcomes using the World Health Organization's Wellbeing Index in psychiatric care. In: *Journal of Affective Disorders* 122 (1–2), S. 133–138. DOI: https://doi.org/10.1016/j.jad.2009.06.005.

Ng, Johan Y. Y.; Ntoumanis, Nikos; Thøgersen-Ntoumani, Cecilie; Deci, Edward L.; Ryan, Richard M.; Duda, Joan L.; Williams, Geoffrey C. (2012): Self-Determination Theory applied to health contexts. A Meta-Analysis. In: *Perspectives on psychological science : a journal of the Association for Psychological Science* 7 (4), S. 325–340.

Nielsen, Linda (1999): Stepmothers: Why so much stress? A review of the research. In: *Journal of Divorce & Remarriage* 30 (1–2), S. 115–148. DOI: https://doi.org/10.1300/J087v30n01_08.

Noble, Kimberly G.; Houston, Suzanne M.; Brito, Nathalie H.; Bartsch, Hauke; Kan, Eric; Kuperman, Joshua M. et al. (2015): Family income, parental education and brain structure in children and adolescents. In: *Nature neuroscience* 18 (5), S. 773–778. DOI: https://doi.org/10.1038/nn.3983.

Nock, Steven L. (1979): The Family Life Cycle: Empirical or conceptual tool? In: *Journal of Marriage and Family* 41 (1), S. 15–26.

Nock, Steven L. (1981): Family Life-Cycle Transitions: Longitudinal effects on family members. In: *Journal of Marriage and Family* 43 (3), S. 703–714.

Nomaguchi, Kei; Fettro, Marshal Neal (2019): Childrearing stages and work-family conflict. The role of job demands and resources. In: *Journal of Marriage and Family* 81 (2), S. 289–307.

Nomaguchi, Kei M. (2012): Parenthood and psychological well-being: Clarifying the role of child age and parent-child relationship quality. In: *Social Science Research* (41), S. 489–498.

Nomaguchi, Kei M.; Brown, Susan L. (2011): Parental strains and rewards among mothers. The role of education. In: *Journal of Marriage and Family* 73 (3), S. 621–636. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2011.00835.x.

Nomaguchi, Kei M.; Milkie, Melissa A. (2003): Costs and rewards of children: The effects of becoming a parent on adults' lives. In: *Journal of Marriage and Family* (65), S. 356–374.

Nomaguchi, Kei M.; Milkie, Melissa A. (2020): Parenthood and well-being: A decade in review. In: *Journal of Marriage and Family* (82), S. 198–223.

Norton, H. James; Divine, George (2015): Simpson's paradox … and how to avoid it. In: *Significance* 12 (4), S. 40–43. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1740-9713.2015.00844.x.

Nussbeck, Fridtjof; Hilpert, Peter; Bodenmann, Guy (2012): Der Zusammenhang von positivem und negativem Interaktionsverhalten in der Partnerschaft mit Partnerschaftszufriedenheit und Trennungsabsichten. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 24 (1), S. 85–104.

Nyström, Kerstin; Öhrling, Kerstin (2004): Parenthood experiences during the child's first year: literature review. In: *Journal of Advanced Nursing* 46 (3), S. 319–330.

Oddi, Kate B.; Murdock, Kyle W.; Vadnais, Sarah; Bridgett, David J.; Gartstein, Maria A. (2013): Maternal and infant temperament characteristics as contributors to parenting stress in the first year postpartum. In: *Infant and Child Development* 22 (6), S. 553–579.

OECD (Hg.) (2017): Dare to Share – Deutschland Weg zur Partnerschaftlichkeit in Familie und Beruf. Online verfügbar unter https://read.oecd-ilibrary.org/social-issues-migration-health/dare-to-share-deutschlands-weg-zur-partnerschaftlichkeit-in-familie-und-beruf_9789264263420-de#page43, zuletzt aktualisiert am 21.08.2019, zuletzt geprüft am 21.08.2019.

Oelkers, Nina (2012): Familialismus oder die normative Zementierung der Normalfamilie. Herausforderungen für die Kinder- und Jugendhilfe. In: Karin Böllert und Corinna Peter (Hg.): Mutter + Vater=Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 135–154.

Oerter, Rolf; Montada, Leo (Hg.) (2002): Entwicklungspsychologie. Lehrbuch. 5. Aufl. Weinheim: Beltz.

O'Flaherty, Martin; Baxter, Janeen; Haynes, Michele; Turrell, Gavin (2016): The Family Life Course and health: Partnership, fertility histories, and later-life physical health trajectories in Australia. In: *Demography* 53 (3), S. 777–804.

O'Hara, Michael W.; Swain, Annette M. (1996): Rates and risk of postpartum depression—a meta-analysis. In: *International Review of Psychiatry* 8 (1), S. 37–54. DOI: https://doi.org/10.3109/09540269609037816.

Olson, David H.; Lavee, Yoav; McCubbin, Hamilton I. (1988): Types of families and family response to stress across the Family Life Cycle. In: David M. Klein und Joan Aldous (Hg.): Social stress and family development. New York London: Guilford Press, S. 16–43.

Olsson, M. B.; Hwang, C. P. (2002): Sense of coherence in parents of children with different developmental disabilities. In: *Journal of Intellectual Disability Research* 46 (7), S. 548–559. DOI: https://doi.org/10.1046/j.1365-2788.2002.00414.x.

O'Neil, Jennifer; Wilson, Melvin N.; Shaw, Daniel S.; Dishion, Thomas J. (2009): The Relationship between parental efficacy and depressive symptoms in a diverse sample of low income mothers. In: *Journal of Child and Family Studies* 18 (6), S. 643–652. DOI: https://doi.org/10.1007/s10826-009-9265-y.

Orhon, Filiz Simsek; Ulukol, Betul; Soykan, Atilla (2007): Postpartum mood disorders and maternal perceptions of infant patterns in well-child follow-up visits. In: *Acta Paediatrica* 96 (12), S. 1777–1783.

Ornstein Davis, Naomi; Carter, Alice S. (2008): Parenting stress in mothers and fathers of toddlers with autism spectrum disorder: Associations with child characteristics. In: *Journal of Autism and Developmental Disorders* (38), S. 1278–1291.

Osborne, Cynthia; Berger, Lawrence M.; Magnuson, Katherine (2010): Family structure transitions and changes in maternal resources and well-being. In: *Demography* (49), S. 23–47.

Osborne, Cynthia; Manning, Wendy D.; Smock, Pamela J. (2007): Married and cohabiting parents' relationship stability. A focus on race and ethnicity. In: *Journal of Marriage and Family* 69 (5), S. 1345–1366. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2007.00451.x.

Oschmiansky, Frank; Kühl, Jürgen; Obermeier, Tim (2014): Das Ende des Ernährermodells. Hg. v. bpb Bundeszentrale für politische Bildung (Dossier Arbeitsmarktpolitik). Online verfügbar unter http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/arbeitsmarktpolitik/55097/ernaehrermodell, zuletzt aktualisiert am 13.08.2019, zuletzt geprüft am 13.08.2019.

Östberg, Monica; Hagekull, Berit (2000): A structural modeling approach to the understanding of parenting stress. In: *Journal of Clinical Child Psychology* 29 (4), S. 615–625.

Östberg, Monica; Hagekull, Berit; Wettergren, Sigrid (1997): A measure of parental stress in mothers with small children: Dimensionality, stability and validity. In: *Scandinavian Journal of Psychology* 38 (3), S. 199–208.

Ostrander, Rick; Herman, Keith C. (2006): Potential cognitive, parenting, and developmental mediators of the relationship between ADHD and depression. In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 74 (1), S. 89–98. DOI: https://doi.org/10.1037/0022-006X.74.1.89.

Paat, Yok-Fong (2011): The link between financial strain, interparental discord and children's antisocial behaviors. In: *Journal of Family Violence* 26 (3), S. 195–210. DOI: https://doi.org/10.1007/s10896-010-9354-0.

Pace, Garrett T.; Shafer, Kevin (2015): Parenting and depression: Differences across parental roles. In: *Journal of Family Issues* 36 (8), S. 1001–1021. DOI: https://doi.org/10.1177/0192513X13506705.

Pacey, Susan (2004): Couples and the first baby: Responding to new parents' sexual and relationship problems. In: *Sexual and Relationship Therapy* 19 (3), S. 223–246.

Pakenham, Kenneth H.; Samios, Christina; Sofronoff, Kate (2005): Adjustment in mothers of children with Asperger sysndrome: An application of the double ABCX model of family adjustment. In: *Autism* 9 (2), S. 191–212.

Panova, Ralina; Sulak, Harun; Bujard, Martin; Wolf, Lisa (2017): Die Rushhour des Lebens im Familienzyklus: Zeitverwendung von Männern und Frauen. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/2013 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden, S. 45–63.

Papp, Lauren M.; Mark Cummings, E.; Schermerhorn, Alice C. (2004): Pathways among marital distress, parental symptomatology, and child adjustment. In: *Journal of Marriage and Family* 66 (2), S. 368–384. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2004.00026.x.

Parfitt, Ylva; Ayers, Susan (2014): Transition to parenthood and mental health in first-time parents. In: *Infant Mental Health Journal* 35 (3), S. 263–273.

Parke, Ross D.; Coltrane, Scott; Duffy, Sharon; Buriel, Raymond; Dennis, Jessica; Powers, Justina et al. (2004): Economic stress, parenting, and child adjustment in Mexican American and European American families. In: *Child Development* 75 (6), S. 1632–1656. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1467-8624.2004.00807.x.

Patrick, Heather; Knee, C. Raymond; Canevello, Amy; Lonsbary, Cynthia (2007): The role of need fulfillment in relationship functioning and well-being. A self-determination theory perspective. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 92 (3), S. 434–457.

Patterson, Joan M. (2002): Intergrating family resilience and family stress theory. In: *Journal of Marriage and Family* 64 (2), S. 349–360.

Patterson, Joan M.; Garwick, Ann W. (1994): Special section chronic illness and the family. Levels of meaning in the family stress theory. In: *Family Process* 33 (3), S. 287–304.

Pauen, Sabina; Vonderlin, Eva (2007): Entwicklungsdiagnostik in den ersten drei Lebensjahren. Empfehlungen zum Ausbau des Erhebungsinstrumentariums über Kinder im Soziooekonomischen Panel (SOEP). Hg. v. DIW Berlin. Berlin. Online verfügbar unter https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.57324.de/rn21.pdf, zuletzt geprüft am 03.07.2020.

Pauli-Pott, U.; Mertesacker, B.; Beckmann, D. (2003): Ein Fragebogen zur Erfassung des «frühkindlichen Temperaments» im Elternurteil. In: *Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie* 31 (2), S. 99–110. DOI: https://doi.org/10.1024/1422-4917.31.2.99.

Paulson, James F.; Keefe, Heather A.; Leiferman, Jenn A. (2009): Early parental depression and child language development. In: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 50 (3), S. 254–262. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1469-7610.2008.01973.x.

Paynter, Jessica; Riley, Emma; Beamish, Wendi; Davies, Micheal; Milford, Todd (2013): The double ABCX model of family adaptation in families of a child with an autism spectrum disorder attending an australian early intervention service. In: *Resarch in Autism Spectrum Disorders* (7), S. 1183–1195.

Pearlin, Leonard I. (2010): The life course and the stress process: Some conceptual comparisons. In: *Journal of Gerontology: Social Science* 65B (2), S. 207–215.

Pearlin, Leonard I.; Menaghan, Elizabeth; Lieberman, Morton A.; Mullan, Joseph T. (1981): The Stress Process. In: *Journal of Health and Social Behavior* 22 (4), S. 337–356.

Perelli-Harris, Brienna; Hoherz, Stefanie; Lappegård, Trude; Evans, Ann (2019): Mind the "Happiness" gap. The relationship between cohabitation, marriage, and subjective well-being in the United Kingdom, Australia, Germany, and Norway. In: *Demography* 56 (4), S. 1219–1246. DOI: https://doi.org/10.1007/s13524-019-00792-4.

Perren, Sonja; von Wyl; Agnes; Bürgin, Dieter; Simoni, Heidi; Klitzing, Kai von (2005): Intergenerational transmission of marital quality across the transition to parenthood. In: *Family Process* 44 (4), S. 441–459.

Perrez, Meinrad (1992): Mental health and coping with everyday stressors. In: Meinrad Perrez und Michael Reicherts (Hg.): Stress, coping, and health. A situation-behavior approach theory, methods, applications. Seattle Toronto Bern Göttingen: Hogrefe & Huber Publishers, S. 137–145.

Persson, Petra; Rossin-Slater, Maya (2019): When dad can stay home: Fathers' workplace flexibility and maternal health. In: *IZA Diskussion Papers* (12386). Online verfügbar unter http://ftp.iza.org/dp12386.pdf, zuletzt geprüft am 14.06.2020.

Pesonen, Anu-Katriina; Räikkönen, Katri; Heinonen, Kati; Komsi, Niina; Järvenpää, Anna-Liisa; Strandberg, Timo (2008): A transactional model of temperamental development. Evidence of a relationship between child temperament and maternal stress over five years. In: *Social Development* 17 (2), S. 326–340.

Petermann, Ulrike; Petermann, Franz (2005): Risiko- und Schutzfaktoren in der kindlichen Entwicklung. In: Jörg Althammer (Hg.): Familienpolitik und soziale Sicherung. Festschrift für Heinz Lampert. Berlin Heidelberg: Springer, S. 39–56.

Peters, Marie F.; Massey, Grace (1983): Mundane extreme environmental stress in family stress theories. In: *Marriage & Family Review* 6 (1–2), 193–218.

Petrenko, Christie L.M.; Pandolfino, Mary E.; Roddenbery, Rachael (2016): The association between parental attributions of misbehavior and parenting practices in caregivers raising children with prenatal alcohol exposure. A mixed-methods study. In: *Research in Developmental Disabilities* 59, S. 255–267. DOI: https://doi.org/10.1016/j.ridd.2016.09.005.

Pettit, Michele L.; DeBarr, Kathy A. (2011): Perceived stress, energy drink consumption, and academic performance among college students. In: *Journal of American College Health* 59 (5), S. 335–341.

Petzoldt, Johanna; Wittchen, Hans-Ulrich; Einsle, Franziska; Martini, Julia (2016): Maternal anxiety versus depressive disorders. Specific relations to infants' crying, feeding and sleeping problems. In: *Child: care, health and development* 42 (2), S. 231–245. DOI: https://doi.org/10.1111/cch.12292.

Petzoldt, Johanna; Wittchen, Hans-Ulrich.; Wittich, Julia; Einsle, Franziska; Höfler, Michael; Martini, Julia (2014): Maternal anxiety disorders predict excessive infant crying. A prospective longitudinal study. In: *Archives of disease in childhood* 99 (9), S. 800–806. DOI: https://doi.org/10.1136/archdischild-2013-305562.

Peuckert, Rüdiger (2007): Zur aktuellen Lage der Familie. In: Jutta Ecarius (Hg.): Handbuch Familie. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 36–56.

Pforr, Klaus; Schröder, Jette (2015): Warum Pandelstudien? (Version 1.1). GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften. Mannheim (GESIS Survey Guidlines).

Philbrook, Lauren E.; Teti, Douglas M. (2016): Bidirectional associations between bedtime parenting and infant sleep. Parenting quality, parenting practices, and their interaction. In: *Journal of Family Psychology* 30 (4), S. 431–441. DOI: https://doi.org/10.1037/fam0000198.

Phyllis, Moen (2006): Bronfenbrenner in Context and in Motion/ Bronfenbrenner – Forschung und Entwicklung im Kontext. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 26 (3), S. 247–261.

Pinto, Tiago Miguel; Samorinha, Catarina; Tendais, Iva; Figueiredo, Bárbara (2020): Depression and paternal adjustment and attitudes during the transition to parenthood. In: *Journal of Reproductive and Infant Psychology* 38 (3), S. 281–296. DOI: https://doi.org/10.1080/02646838.2019.1652256.

Pipp-Sigel, Sandra; Sedey, Allison L.; Yoshinaga-Itano, Christine (2002): Predictors of parental stress in mothers of young children with hearing loss. In: *Journal of Deaf Studies and Deaf Education* 7 (1), S. 1–17.

Pituch, Keenan A.; Stevens, James P. (2016): Applied multivariate statistics for the social sciences. Analyses with SAS and IBM's SPSS. 6. Aufl. New York, London: Routledge Taylor and Francis Group.

Pollmann-Schult, Matthias (2010): Wenn Männer Väter werden – Über die Auswirkungen der Vaterschaft auf Freizeit, Lebenszufriedenheit und familiäre Beziehungen. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 22 (3), S. 350–369.

Pollmann-Schult, Matthias (2013): Elternschaft und Lebenszufriedenheit in Deutschland. In: *Comparative Population Studies – Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 38 (1), S. 59–84.

Pollmann-Schult, Matthias (2014): Parenthood and life satisfaction: Why don't children make people happy? In: *Journal of Marriage and Family* (76), S. 319–336.

Pollmann-Schult, Matthias (2015): Familie, Erwerbsarbeit, Einkommen. In: Paul B. Hill und Johannes Kopp (Hg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden: Springer VS (Handbuch), S. 613–640.

Pollmann-Schult, Matthias (2018a): Parenthood and life satisfaction in Europe: The role of family policies and working time flexibility. In: *European Journal of Population* (34), S. 387–411.

Pollmann-Schult, Matthias (2018b): Single motherhood and life satisfaction in comparative perspective: Do institutional and cultural contexts explain the life satisfaction penalty for single mothers? In: *Journal of Family Issues* 39 (7), S. 2061–2084.

Pollock, Melissa Amanti; Amankwaa, Linda C.; Amankwaa, Adansi A. (2005): First-time fathers and stressors in the postpartum period. In: *Journal of Perinatal Education* 14 (2), S. 19–25.

Popenoe, David (2009): Cohabitation, marriage, and child wellbeing. A cross-national perspective. In: *Society* 46 (5), S. 429–436. DOI: https://doi.org/10.1007/s12115-009-9242-5.

Porst, Rolf (2014): Fragebogen. Ein Arbeitsbuch. 4. Aufl. Wiesbaden: Springer VS (Lehrbuch).

Pourhoseingholi, Mohamad Amin; Baghestani, Ahmad Reza; Vahedi, Mohsen (2012): How to control confounding effects by statistical analysis. In: *Gastroenterology and Hepatology From Bed to Bench* 5 (2), S. 79–83.

Pozo, P.; Sarria, E.; Brioso, A. (2014): Family quality of life and psychological well-being in parents of children with autism spectrum disorders: a double ABCX model. In: *Journal of Intellectual Disability Research* 58 (5), S. 442–458.

Preacher, Kristopher J.; Rucker, Derek D.; Hayes, Andrew F. (2007): Addressing moderated mediation hypotheses. Theory, methods, and prescriptions. In: *Multivariate Behavioral Research* 42 (1), S. 185–227. DOI: https://doi.org/10.1080/00273170701341316.

Preisner, Klaus; Neuberger, Franz; Bertrogg, Ariane; Schaub, Julian M. (2020): Closing the happiness gap. The decline of gendered parenthood norms and the increase in parental life satisfaction. In: *Gender & Society* 34 (1), S. 31–55. DOI: https://doi.org/10.1177/0891243219869365.

Preisner, Klaus; Neuberger, Franz; Posselt, Lukas; Kratz, Fabian (2018): Motherhood, employment, and life satisfaction: Trends in Germany between 1984 and 2015. In: *Journal of Marriage and Family* 80 (5), S. 1107–1124. DOI: https://doi.org/10.1111/jomf.12518.

Premberg, Asa; Hellström, Anna-Lena; Berg, Marie (2008): Experiences of the first year as father. In: *Scandinavian Journal of Caring Science* 22 (1), S. 56–63.

Prime, Heather; Wade, Mark; Browne, Dillon T. (2020): Risk and resilience in family well-being during the COVID-19 pandemic. In: *The American psychologist* 75 (5), S. 631–643. DOI: https://doi.org/10.1037/amp0000660.

Pruchno, Rachel; Patrick, Julie Hicks (2016): Mothers and fathers of adults with chronic disabilities. In: *Research on Aging* 21 (5), S. 682–713. DOI: https://doi.org/10.1177/0164027599215003.

Pudrovska, Tetyana (2008): Psychological implications of motherhood and fatherhood in midlife: Evidence from sibling models. In: *Journal of Marriage and Family* 70 (1), S. 168–181.

Pudrovska, Tetyana; Carr, Deborah (2009): Age at first birth and fathers' subsequent health: Evidence from sibling and twin models. In: *American Journal of Men's Health* 3 (2), S. 104–115.

Putnam, Samuel P.; Sanson, Ann V.; Rothbart, Mary K. (2002): Child temperament and parenting. In: Marc H. Bornstein (Hg.): Handbook of Parenting. Volume 1 Children and parenting. Mahwah New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates, S. 255–277.

Radesky, J. S.; Zuckerman, B.; Silverstein, M.; Rivara, F. P.; Barr, M.; Taylor, J. A. et al. (2013): Inconsolable infant crying and maternal postpartum depressive symptoms. In: *Pediatrics* 131 (6), e1857-e1864.

Radó, Márta K. (2020): Tracking the effects of parenthood on subjective well-being: Evidence from Hungary. In: *Journal of Happiness Studies* 21, S. 2069–2094.

Rahe, Richard H.; Arthur, Ransom J. (1978): Life change and illness studies: Past history and future directions. In: *Journal of Human Stress* (26), S. 3–15.

Rahe, Richard H.; Meyer, Merle; Smith, Micheal; Kjaer, George; Holmes, Thomas H. (1964): Social stress and illness onset. In: *Journal of Psychosomatic Research* 8, S. 35–44.

Räikkönen, Katri; Pesonen, Anu-Katriina; Heinonen, Kati; Komsi, Niina; Järvenpää, Anna-Liisa; Strandberg, Timo E. (2006): Stressed parents. A dyadic perspective on perceived infant temperament. In: *Infant and Child Development* 15 (1), S. 75–87.

Raithel, Jürgen; Dollinger, Bernd; Hörmann, Georg (2009): Einführung Pädagogik. Begriffe, Strömungen, Klassiker, Fachrichtungen. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ramsdell, Erin L.; Franz, Molly; Brock, Rebecca (2019): A multifaceted and dyadic examination of intimate relationship quality during pregnancy: Implications for global relationship satisfaction. In: *Family Process*, S. 1–15.

Randall, Ashley; Bodenmann, Guy (2008): The role of stress on close relationships and marital satisfaction. In: *Clinical Psychology Review* 29 (2), S. 105–115.

Rapp, S. R.; Chao, D. (2000): Appraisals of strain and gain: Effects on psychological well-being of caregivers of dementia patients. In: *Aging & Mental Health* 4 (2), S. 142–147.

Rauch-Anderegg, Valentina; Kuhn, Rebekka; Milek, Anne; Halford, W. Kim; Bodenmann, Guy (2020): Relationship behaviors across the transition to parenthood. In: *Journal of Family Issues* 41 (4), S. 483–506.

Ravens-Sieberer, Ulrike; Wille, N.; Bettge, S.; Erhart, Michael (2007): Psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse aus der BELLA-Studie im Kinder- und Jugendgesundheitssurvey (KiGGS). In: *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz* 50 (5–6), S. 871–878. DOI: https://doi.org/10.1007/s00103-007-0250-6.

Reck, Corinna (2014): Depression und Angststörung im Postpartalzeitraum: Prävalenz, Mutter-Kind-Beziehung und kindliche Entwicklung. In: Manfred Cierpka (Hg.): Frühe Kindheit 0–3 Jahre. Beratung und Psychotherapie für Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern. 2., korr. Aufl. Berlin: Springer, S. 301–309.

Rehman, Uzma S.; Rellini, Alessandra H.; Fallis, Erin (2011): The importance of sexual self-disclosure to sexual satisfaction and functioning in committed relationships. In: *The journal of sexual medicine* 8 (11), S. 3108–3115. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1743-6109.2011.02439.x.

Reichle, Barbara; Montada, Leo (1999): Übergang zur Elternschaft und Folgen: Der Umgang mit Veränderungen macht Unterschiede. In: Barbara Reichle und Harald Werneck (Hg.): Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses. Unter Mitarbeit von Lothar Krappmann, Klaus A. Schneewind und Laszlo A. Vaskovic. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag (Der Mensch als soziales und personales Wesen, Band 16), S. 205–224.

Reichle, Barbara; Werneck, Harald (Hg.) (1999): Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses. Unter Mitarbeit von Lothar Krappmann, Klaus A. Schneewind und Laszlo A. Vaskovic. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag (Der Mensch als soziales und personales Wesen, Band 16).

Reid, Keshia M.; Taylor, Miles G. (2015): Stress and maternal postpartum depression. The importance of stress type and timing. In: *Population Research and Policy Review* 34 (6), S. 851–875.

Reitz, E.; Dekovic, M.; Meijer, A. M. (2006): Relations between parenting and externalizing and internalizing problem behaviour in early adolsecence: Child behaviour as moderator and predictor. In: *Journal of Adolsecence* 29 (3419–436).

Rendtorff, Barbara (2007): Geschlechteraspekte im Kontext Familie. In: Jutta Ecarius (Hg.): Handbuch Familie. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 94–111.

Rexroat, Cynthia; Shehan, Constance (1987): The Family Life Cycle and spouses' time in housework. In: *Journal of Marriage and Family* 49 (4).

Rezendes, Debra L.; Scarpa, Angela (2011): Associations between parental anxiety/depression and child behavior problems related to autism spectrum disorders. The roles of parenting stress and parenting self-efficacy. In: *Autism Research and Treatment* (3), S. 1–10. DOI: https://doi.org/10.1155/2011/395190.

Rhoades, Kimberly A. (2008): Children's responses to interparental conflict: A meta-analysis of their associations with child adjustment. In: *Child Development* 79 (6), S. 1942–1956.

Richter, David; Rohrer, Julia; Metzing, Maria; Nestler, Wiebke; Weinhardt, Michael; Schnupp, Jürgen (2017): SOEP Scales Manual (updated for SOEP-Core v32.1). Hg. v. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung und SOEP. Berlin (SOEP Survey Papers, 423: Series C).

Richter, Matthias; Hurrelmann, Klaus (2009): Einführung. In: Matthias Richter und Klaus Hurrelmann (Hg.): Gesundheitliche Ungleichheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 13–77.

Ritzinger, P. (2013): Mutterschaft mit 40 – ovarielle Reserve und Risiken. In: *Gynäkologe* 46 (1), S. 29–36. DOI: https://doi.org/10.1007/s00129-012-3040-7.

Rizzi, Ester; Mikucka, Malgorzata (2014): The happiness-parenthood link in a context of limited state support: The case of Switzerland (FORS Working Paper Series, 2015–3).

Rizzo, Kathryn M.; Schiffrin, Holly H.; Liss, Miriam (2013): Insight into the parenthood paradox. Mental health outcomes of intensive mothering. In: *Journal of Child and Family Studies* 22 (5), S. 614–620. DOI: https://doi.org/10.1007/s10826-012-9615-z.

Robertson, Emma; Grace, Sherry; Wallington, Tamara; Stewart, Donna E. (2004): Antenatal risk factors for postpartum depression. A synthesis of recent literature. In: *General hospital psychiatry* 26 (4), S. 289–295. DOI: https://doi.org/10.1016/j.genhosppsych.2004.02.006.

Rode, Jennifer L.; Kiel, Elizabeth J. (2016): The mediated effects of maternal depression and infant temperament on maternal role. In: *Archives of Women's Mental Health* 19 (1), S. 133–140.

Rodrigue, James R.; Morgan, Sam B.; Geffken, Gary (1990): Families of autistic children: Psychological functioning of mothers. In: *Journal of Clinical Child Psychology* 19 (4), S. 371–379.

Roeser, K.; Knies, J.; Kübler, A. (2013): Schlaf und Lebenszufriedenheit in Abhängigkeit vom Arbeitszeitmodell. In: *Somnologie – Schlafforschung und Schlafmedizin* 17, S. 205–211.

Roeters, Anne; Mandemakers, Jornt J.; Voorpostel, Marieke (2016): Parenthood and well-being: The moderating role of leisure and paid work. In: *European Journal of Population* (32), S. 381–401.

Rogoff, Barbara (2003): The cultural nature of human development. Oxford: University Press.

Rollins, Boyd C.; Cannon, Kenneth L. (1974): Marital satisfaction over the Fmily Life Cycle: A reevaluation. In: *Journal of Marriage and Family* 36 (2), S. 271–282.

Rollins, Boyd C.; Feldman, Harold (1970): Marital satisfaction over the Family Life Cycle. In: *Journal of Marriage and Family* 32 (1), S. 20–28.

Romano, Mattea; Cacciatore, Alessandra; Giordano, Rosalba; La Rose, Beatrice (2010): Postpartum period: three distinct but continuous phases. In: *Journal of Prenatal Medicine* 4 (2), S. 22–25.

Rosen, N. O.; Bailey, K.; Muise, A. (2018): Degree and direction of sexual desire discrepancy are linked to sexual and relationship satisfaction in couples transitioning to parenthood. In: *Journal of Sex Research* 55 (2), S. 214–225. DOI: https://doi.org/10.1080/00224499.2017.1321732.

Rosen, Natalie O.; Dawson, Samantha J.; Leonhardt, Nathan D.; Vannier, Sarah A.; Impett, Emily A. (2020a): Trajectories of sexual well-being among couples in the transition to parenthood. In: *Journal of Family Psychology* September (10). Online verfügbar unter http://dx.doi.org/https://doi.org/10.1037/fam0000689.

Rosen, Natalie O.; Mooney, Kayla; Muise, Amy (2017): Dyadic empathy predicts sexual and relationship well-being in couples transitioning to parenthood. In: *Journal of sex & marital therapy* 43 (6), S. 543–559. DOI: https://doi.org/10.1080/0092623X.2016.1208698.

Rosen, Natalie O.; Williams, Loriann; Vannier, Sarah A.; Mackinnon, Sean P. (2020b): Sexual intimacy in first-time mothers. Associations with sexual and relationship satisfaction across three waves. In: *Archives of sexual behavior* 49 (8), S. 2849–2861. DOI: https://doi.org/10.1007/s10508-020-01667-1.

Rosino, Michael (2016): ABCX model of family stress and coping. In: Constance L. Shehan und Melanie Duncan (Hg.): The Wiley Blackwell encyclopedia of family studies: John Wiley & Sons, Inc (Wiley Blackwell encyclopedias in social science), S. 1–6.

Ross, Catherine E.; Mirowsky, John (1999): Refining the assocation between education and health. The effects of quantity, credential, and selectivity. In: *Demography* 36 (4), S. 445. DOI: https://doi.org/10.2307/2648083.

Ross, Catherine E.; Wu, Chia-ling (1995): The links between education and health. In: *American Sociological Review* 60 (5), S. 719. DOI: https://doi.org/10.2307/2096319.

Rothbart, Mary K.; Ahadi, Stephan A.; Hershey, Karen L.; Fisher, Phillip (2001): Investigations of temperament at three to seven years. The Children's Behavior Questionnaire. In: *Child Development* 72 (5), S. 1394–1408. DOI: https://doi.org/10.1111/1467-8624.00355.

Rothbart, Mary Klevjord (1981): Measurement of temperament in infancy. In: *Child Development* 52 (2), S. 569–578. DOI: https://doi.org/10.2307/1129176.

Ruckdeschel, Kerstin (2015): Verantwortete Elternschaft: „Für die Kinder nur das Beste". In: Norbert F. Schneider, Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel (Hg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen Berlin Toronto: Barbara Budrich (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, 48), S. 191–206.

Rucker, Derek D.; Preacher, Kristopher J.; Tormala, Zakary L.; Petty, Richard E. (2011): Mediation analysis in social psychology. Current practices and new recommendations. In: *Social and Personality Psychology Compass* 5 (6), S. 359–371. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1751-9004.2011.00355.x.

Ruppanner, Leah; Perales, Francisco; Baxter, Janeen (2019): Harried and unhealthy? Parenthood, time pressure, and mental health. In: *Journal of Marriage and Family* (81), S. 308–326.

Sabla, Kim-Patrick (2012): Vaterschaft und Erziehungshilfen: Väter zwischen sozialen Rollenerwartungen und erlebten Erziehungsschwierigkeiten. In: Karin Böllert und Corinna Peter (Hg.): Mutter + Vater=Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 225–240.

Sadeh, Avi; Anders, Thomas F. (1993): Infant sleep problems. Origins, assessment, interventions. In: *Infant Mental Health Journal* 14 (1), S. 17–34.

Sadeh, Avi; Flint-Ofir, Eti; Tirosh, Tamar; Tikotzky, Liat (2007): Infant sleep and parental sleep-related cognitions. In: *Journal of Family Psychology* 21 (1), S. 74–87.

Saisto, Terhi; Salmela-Aro, Katariina; Nurmi, Jari-Erik; Halmesmäki, Erja (2009): Longitudinal study on the predictors of parental stress in mothers and fathers of toddlers. In: *Journal of Psychosomatic Obstetrics & Gynecology* 29 (3), S. 219–228.

Salmela-Aro, Katariina; Nurmi, Jari-Erik; Saisto, Terhi; Halmesmäki, Erja (2010): Spousal support for personal goals and relationship satisfaction among women during the transition to parenthood. In: *International Journal of Behavioral Development* 34 (3), S. 229–237.

Saloviita, T.; Itälinna, M.; Leinonen, E. (2003): Explaining the parental stress of fathers and mothers caring for a child with intellectual disability: A double ABCX model. In: *Journal of Intellectual Disability Research* 47 (4/5), S. 300–312.

Samtleben, Von Claire; Schäper, Clara; Wrohlich, Katharina (2019): Elterngeld und Elterngeld Plus: Nutzung durch Väter gestiegen, Aufteilung zwischen Müttern und Vätern aber noch sehr ungleich. In: *DIW Wochenbericht* (35), S. 609–614. Online verfügbar unter https://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.673396.de/19-35-1.pdf, zuletzt geprüft am 12.06.2020.

Sanchez, Laura; Thomson, Elizabeth (1997): Becoming mothers and fathers. Parenthood, gender, and the division of labor. In: *Gender & Society* 11 (6), S. 747–772.

Sander, Joachim; Böcker, Susanne (1993): Die deutsche Form der Relationship Assessment Scale (RAS): Eine kurze Messung der Zufriedenheit in der Partnerschaft. In: *Diagnostica* 39 (1), S. 55–62.

Schafer, Robert B.; Keith, Partricia M. (1981): Equity in marital roles across the Family Life Cycle. In: *Journal of Marriage and Family* 43 (2), S. 359–367.

Schermelleh-Engel, Karin; Werner, Christina S. (2012): Methoden der Reliabilitätsbestimmung. In: Helfried Moosbrugger und Augustin Kelava (Hg.): Testtheorie und Fragebogenkonstruktion. Berlin Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 120–141.

Scheuch, Klaus; Schröder, Harry (1990): Mensch unter Belastung. Streß als ein humanwissenschaftliches Integrationskonzept. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Scheyer, Kathryn; Urizar, Guido G. (2016): Altered stress patterns and increased risk for postpartum depression among low-income pregnant women. In: *Archives of Women's Mental Health* 19 (2), S. 317–328.

Schiffrin, Holly H.; Nelson, Katherine S. (2010): Stressed and happy? Investigating the relationship between happiness and perceived stress. In: *Journal of Happiness Studies* (11), S. 33–39.

Schilling, Oliver; Wahl, Hans-Werner (2002): Familiäre Netzwerke und Lebenszufriedenheit alter Menschen in ländlichen und urbanen Regionen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 54 (2), S. 304–317.

Schlippe, Arist von; Schweitzer, Jochen (2016): Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung I. Das Grundlagenwissen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Studienausgabe).

Schmid, G.; Schreier, A.; Meyer, R.; Wolke, D. (2011): Predictors of crying, feeding and sleeping problems. A prospective study. In: *Child: care, health and development* 37 (4), S. 493–502. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1365-2214.2010.01201.x.

Schmiedberg, Claudia; Huyer-May, Bernadette; Castiglioni, Johnson, Matthew D. (2017): The more or the better? How sex contributes to life satisfaction. In: *Archives of sexual behavior* 46 (2), S. 465–473. DOI: https://doi.org/10.1007/s10508-016-0843-y.

Schmiedberg, Claudia; Schröder, Jette (2016): Does sexual satisfaction change with relationship duration? In: *Archives of sexual behavior* 45, S. 99–107.

Schneewind, Klaus A. (1999): Familienpsychologie. 2. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer (Sozial-, Persönlichkeits-, Arbeits- und Organisationspsychologie).

Schneewind, Klaus A. (2019): Familienpsychologie und systemische Familientherapie. Göttingen: Hogrefe.

Schneewind, Klaus A.; Sierwald, Wolfgang (1999): Frühe Paar- und Familienentwicklung: Befunde einer fünfjährigen prospektiven Längsschnittstudie. In: Barbara Reichle und Harald Werneck (Hg.): Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses. Unter Mitarbeit von Lothar Krappmann, Klaus A. Schneewind und Laszlo A. Vaskovic. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag (Der Mensch als soziales und personales Wesen, Band 16), S. 149–164.

Schneewind, Klaus A.; Wunderer, Eva (2013): Prozessmodelle der Partnerschaftsentwicklung. In: Ina Grau und Hans-Werner Bierhoff (Hg.): Sozialpsychologie der Partnerschaft. Berlin: Springer, S. 222–255.

Schneewind, Klaus A. 2002 (2002): Kapitel 5 Sozialisation und Erziehung im Kontext der Familie. In: Rolf Oerter und Leo Montada (Hg.): Entwicklungspsychologie. Lehrbuch. 5. Aufl. Weinheim: Beltz, S. 117–144.

Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Lück, Detlev (2014): Familienleitbilder in Deutschland. Ihre Wirkung auf Familiengründung und Familienentwicklung. Hg. v. Christine Henry-Huthmacher. Konrad Adenauer Stiftung. Online verfügbar unter https://www.kas.de/einzeltitel/-/content/familienleitbilder-in-deutschland, zuletzt geprüft am 06.12.2018.

Schneider, William (2016): Relationship transitions and the risk for child maltreatment. In: *Demography* 53 (6), S. 1771–1800.

Schoenfeld, Elizabeth; Loving, Timothy J.; Pope, Mark T.; Huston, Ted L.; Stulhofer, Aleksandar (2017): Does sex really matter? Examining the connections between spouses' nonsexual behaviors, sexual frequency, sexual satisfaction, and marital satisfaction. In: *Archives of sexual behavior* 46, S. 489–501. DOI: https://doi.org/10.1007/s10508-015-0672-4.

Scholtes, Kerstin; Demant, Hortense; Benz, Marisa (2015): Schlafstörungen in der frühen Kindheit. In: Manfred Cierpka (Hg.): Regulationsstörungen. Beratung und Psychotherapie für Eltern mit kleinen Kindern. Berlin: Springer (Psychotherapie), S. 57–74.

Schoppe-Sullivan, Sarah J.; Schermerhorn, Alice C.; Cummings, E. Mark (2007): Marital conflict and children's adjustment. Evaluation of the parenting process model. In: *Journal of Marriage and Family* 69 (5), S. 1118–1134. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2007.00436.x.

Schreiber, James B.; Stage, Frances K.; King, Jamie; Amaury, Nora; Barlow, Elizabeth A. (2006): Reporting structural equation modeling and confirmatory factor analysis results: A review. In: *Journal of Educational Research* 99 (6), S. 323–337.

Schubert, Franz-Christian; Rohr, Dirk; Zwicker-Pelzer, Renate (2019): Beratung. Grundlagen – Konzepte – Anwendungsfelder. Wiesbaden: Springer Fachmedien (Basiswissen Psychologie).

Schwarz, Beate; Walper, Sabine; Gödde, Mechthild; Jurasic, Stephanie (1997): Dokumentation der Erhebungsinstrumente der 1. Haupterhebung (überarb. Version). Bericht aus der Arbeitsgruppe „Familienentwicklung nach der Trennung". München.

Schwarzer, Christine; Buchwald, Petra (2009): Beratung in der Pädagogischen Psychologie. In: Petra Warschburger (Hg.): Beratungspsychologie. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, S. 131–154.

Schwing, Rainer; Fryszer, Andreas (2006): Systemisches Handwerk. Werkzeug für die Praxis. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Scott-Jupp, Robert (2018): Why do babies cry? In: *Archives of disease in childhood* 103 (11), S. 1077–1079.

Sedlmeier, Peter; Renkewitz, Frank (2018): Forschungsmethoden und Statistik. Für Psychologen und Sozialwissenschaftler. 3. Aufl. Hallbergmoos: Pearson.

Seel, Norbert M.; Hanke, Ulrike (2015): Erziehungswissenschaft. Lehrbuch für Bachelor-, Master- und Lehramtsstudierende. Berlin: Springer.

Seiffge-Krenke, Inge (2001): Neuere Ergebnisse der Vaterforschung. Sind Väter notwendig, überflüssig oder sogar schädlich für die Entwicklung ihrer Kinder? In: *Psychotherapeut* 46 (391–397).

Seiffge-Krenke, Inge (2002): „Über 'normale' Väter wissen wir erstaunlich wenig". In: *Deutsches Ärtzeblatt* 10 (460–461).

Seiffge-Krenke, Inge (2016): Väter, Männer und kindliche Entwicklung. Ein Lehrbuch für Psychotherapie und Beratung. Berlin Heidelberg: Springer (Psychotherapie: Praxis).

Shapiro, Danielle (2014): Stepparents and parenting stress. The roles of gender, marital quality, and views about gender roles. In: *Family Process* 53 (1), S. 97–108. DOI: https://doi.org/10.1111/famp.12062.

Shapiro, Danielle N.; Stewart, Abigail J. (2011): Parenting stress, perceived child regard, and depressive symptoms among stepmothers and biological mothers. In: *Family Relations* 60 (5), S. 533–544.

Sheeber, Lisa B.; Johnson, James H. (1992): Child temperament, maternal adjustment, and changes in family life style. In: *American Journal of Orthopsychiatry* 62 (2), S. 178–185.

Shelleby, Elizabeth C. (2018): Economic stress in fragile families. Pathways to parent and child maladjustment. In: *Journal of Child and Family Studies* 27 (12), S. 3877–3886.

Shin, Jin Y.; Crittenden, Kathleen S. (2003): Well-being of mothers of children with mental retardation: An evaluation of the double ABCX model in a cross-cultural context. In: *Asian Journal of Social Psychology* (6), S. 171–184.

Silverman, Michael E.; Reichenberg, Abraham; Savitz, David A.; Cnattingius, Sven; Lichtenstein, Paul; Hultman, Christina M. et al. (2017): The risk factors for postpartum depression. A population-based study. In: *Depression and anxiety* 34 (2), S. 178–187. DOI: https://doi.org/10.1002/da.22597.

Simon, Fritz B. (2013): Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus. Heidelberg: Carl-Auer.

Simon, Robin W. (2008): The joys of parenthood, reconsidered. In: *Contexts* 7 (2), S. 40–45.

Simon, Robin W.; Caputo, Jennifer (2019): The costs and benefits of parenthood for mental and physical health in the United States: The importance of parenting stage. In: *Society and Mental Health* 9 (3), S. 1–20.

Sinai, Dana; Tikotzky, Liat (2012): Infant sleep, parental sleep and parenting stress in families of mothers on maternity leave and in families of working mothers. In: *Infant Behavior and Development* 35 (2), S. 179–186.

Singley, Susan G.; Hynes, Kathryn (2005): Tranistions to parenthood. Work-family policies, gender, and the couple context. In: *Gender & Society* 19 (3), S. 376–397.

Skinner, Natalie; Brewer, Neil (2002): The dynamics of threat and challenge appraisals prior to stressful achievement events. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 83 (3), S. 678–692.

Skreden, M.; Skari, H.; Björk, M. D.; Malt, U. F.; Veenstra, M.; Faugli, A. et al. (2008): Psychological distress in mothers and fathers of preschool children. A 5-year follow-up study after birth. In: *BJOG: An International Journal of Obstetrics and Gynaecology* 115 (4), S. 462–471. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1471-0528.2007.01631.x.

Skreden, Marianne; Skari, Hans; Malt, Ulrik; Pripp, Are H.; Björk, Merthe; Faugli, Anne; Emblem, Ragnhild (2012): Parenting stress and emotional well-being in mothers and fathers of preschool children. In: *Scandinavian Journal of Public Health* (40), S. 596–604.

Slomian, Justine; Honvo, Germain; Emonts, Patrick; Reginster, Jean-Yves; Bruyère, Olivier (2019): Consequences of maternal postpartum depression. A systematic review of maternal and infant outcomes. In: *Women's Health* 15, 1–55.

Smart, Diana F.; Sanson, Ann V.; Toumbrourou, John W. (2008): How do parents and teenagers get along together? Views of young people and their parents. In: *Family Matters* 78, S. 18–27.

Smetana, Judith G.; Campione-Barr, Nicole; Metzger, Aaron (2006): Adolescent development in interpersonal and societal contexts. In: *Annual Review of Psychology* 57 (1), S. 255–284.

Sobotka, Tomáš (2009): Mutterschaft in fortgeschrittenem Alter: eine überfällige 'Revolution'? In: *Journal für Generationsgerechtigkeit* 9 (2), S. 63–68.

Soenens, Bart; Vansteenkiste, Maarten (2010): A theoretical upgrade of the concept of parental psychological control. Proposing new insights on the basis of self-determination theory. In: *Developmental Review* 30 (1), S. 74–99.

SOEP (Hg.) (2010): Leben in Deutschland. Befragung 2010 zur sozialen Lage der Haushalte. Fragebogen: „Mutter und Kind". Online verfügbar unter https://www.diw.de/documents/dokumentenarchiv/17/diw_01.c.369761.de/soepfrabo_mutter_kind_2010.pdf, zuletzt geprüft am 24.06.2020.

Solmeyer, Anna R.; Feinberg, Mark E. (2011): Mother and father adjustment during early parenthood. The roles of infant temperament and coparenting relationship quality. In: *Infant Behavior and Development* 34 (4), S. 504–514.

Solomon, Denise Haunani (2015): Relational turbulence model. In: Charles R. Berger und Michael E. Roloff (Hg.): The international encyclopedia of interpersonal communication. Chichester, West Sussex [England], Malden, MA: Wiley Blackwell, S. 1–9.

Solomon, Denise Haunani; Knobloch, Leanne K. (2004): A model of relational turbulence. The role of intimacy, relational uncertainty, and interference from partners in appraisals of irritations. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 21 (6), S. 795–816.

Soltis, Kathryn; Davidson, Taniana M.; Moreland, Angela; Felton, Julia; Dumas, Jean E. (2015): Associations among parental stress, child competence, and school-readiness: Findings from PACE study. In: *Journal of Child and Family Studies* (24), S. 649–657.

Sonego, Michela; Llácer, Alicia; Galán, Iñaki; Simón, Fernando (2013): The influence of parental education on child mental health in Spain. In: *Quality of life research : an international journal of quality of life aspects of treatment, care and rehabilitation* 22 (1), S. 203–211. DOI: https://doi.org/10.1007/s11136-012-0130-x.

Soons, Judith P. M.; Kalmijn, Matthijs (2009): Is marriage more than cohabitation? Well-being differences in 30 european countries. In: *Journal of Marriage and Family* 71 (5), S. 1141–1157. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1741-3737.2009.00660.x.

Southerton, Dale; Tomlinson, Mark (2005): 'Pressed for time' – the differential impacts of a 'time squeeze'. In: *The Sociological Review* 53 (2), S. 215–239.

Spaderna, Heike; Schmukle, Stefan C.; Krohne, Heinz Walter (2002): Bericht über die deutsche Adaption der State-Trait Depression Scales (STDS). In: *Diagnostica* 48 (2).

Spanier, Graham B.; Sauer, William; Larzelere, Robert (1979): An empirical evaluation of the Family Life Cycle. In: *Journal of Marriage and Family* 41 (1), S. 27–38.

Stanca, Luca (2012): Suffer the little children: Measuring the effects of parenthood on well-being worldwide. In: *Journal of Economic Behavior & Organization* 81 (3), S. 742–750.

StataCorp (2017): Stata Statistical Software: Release 15. Colleges Station, Texas: StataCorp LLC.

StataCorp (2019): Stata structural equation modeling. Reference Manual Release 16. Hg. v. College Station. Online verfügbar unter https://www.stata.com/manuals/sem.pdf#semsemStructuralEquationModeling, zuletzt geprüft am 12.04.2021.

Statistisches Bundesamt (Hg.) (2020): OECD-Skala. Online verfügbar unter https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Sozialberichterstattung/Glossar/oecd-skala.html, zuletzt geprüft am 30.06.2020.

Statistisches Bundesamt; Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hg.) (2018): Datenreport 2018. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. bpb Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter https://www.wzb.eu/system/files/docs/sv/iuk/dr2018_ganzes_Buch_online.pdf, zuletzt aktualisiert am 13.08.2019, zuletzt geprüft am 13.08.2019.

Stavrova, Olga; Fetchenhauer, Detlef; Schlösser, Thomas (2012): Cohabitation, gender, and happiness. In: *Journal of Cross-Cultural Psychology* 43 (7), S. 1063–1081. DOI: https://doi.org/10.1177/0022022111419030.

Steinbach, Anja (2015): Stieffamilien. In: Paul B. Hill und Johannes Kopp (Hg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden: Springer VS (Handbuch), S. 563–599.

Steinberg, Laurence; Morris, Amanda Sheffield (2001): Adolescent development. In: *Journal of Cognitive Education and Psychology* 2 (1), S. 55–87. DOI: https://doi.org/10.1891/194589501787383444.

Stifter, C. A.; Bono, M. A. (1998): The effect of infant colic on maternal self-perceptions and mother-infant attachment. In: *Child: care, health and development* 24 (5), S. 339–351.

Stöhr, Robert; Lohwasser, Diana; Noack Napoles, Juliane (2019): Schlüsselwerke der Vulnerabilitätsforschung. Online verfügbar unter https://doi.org/10.1007/978-3-658-20305-4.

Stone, Lisanne L.; Otten, Roy; Engels, Rutger C. M. E.; Vermulst, Ad A.; Janssens, Jan M. A. M. (2010): Psychometric properties of the parent and teacher versions of the Strengths and Difficulties Questionnaire for 4- to 12-year-olds. A review. In: *Clinical Child and Family Psychology Review* 13 (3), S. 254–274.

Stutzer, Erich (1999): Methodische und empirische Ergebnisse zur Abbildung von Familienphasen mit Mikrozensus-Daten. In: Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (Hg.): Sozialstrukturanalysen mit dem Mikrozensus. Mannheim (ZUMA-Nachrichten Spezial, 6), S. 212–234.

Swendsen, Joel D.; Mazure, Carolyn M. (2000): Life stress as a risk factor for postpartum depression. Current research and methodological issues. In: *Clinical Psychology: Science and Practice* 7 (1), S. 17–31. DOI: https://doi.org/10.1093/clipsy.7.1.17.

Takács, Lea; Smolík, Filip; Putnam, Samuel; Murray-Kolb, Laura E. (2019): Assessing longitudinal pathways between maternal depressive symptoms, parenting self-esteem and infant temperament. In: *PLOS ONE* 14 (8), 1–18.

Tang, Chao-Hsiun; Wu, Ming-Ping; Liu, Jin-Tan; Lin, Herng-Ching; Hsu, Chun-Chyang (2006): Delayed parenthood and the risk of cesarean delivery- Is paternal age an independent risk factor? In: *Birth* 33 (1), S. 18–26. DOI: https://doi.org/10.1111/j.0730-7659.2006.00070.x.

Tang, Eileen; Luyten, Patrick; Casalin, Sara; Vliegen, Nicole (2016): Parental personality, relationship stress, and child development: A stress generation prespective. In: *Infant and Child Development* (25), S. 179–197.

Taubman-Ben-Ari, Orit; Ben-Yaakov, Ofir (2020): Distress and apprehension among new parents during the COVID-19 pandemic: The contribution of personal resources. In: *American Journal of Orthopsychiatry* 90 (6), S. 810–816. DOI: https://doi.org/10.1037/ort0000497.

Tavares, Inês M.; Schlagintweit, Hera E.; Nobre, Pedro J.; Rosen, Natalie O. (2019): Sexual well-being and preceived stress in couples transitioning to parenthood: A dyadic analysis. In: *International Journal of clinical and health psychology* 19 (3), S. 198–208. DOI: https://doi.org/10.1016/j.ijchp.2019.07.004.

Taylor, Ronald D.; Budescu, Mia; Gebre, Azeb; Hodzic, Irma (2014): Family financial pressure and maternal and adolescent socioemotional adjustment. Moderating effects of kin social support in low income African American families. In: *Journal of Child and Family Studies* 23 (2), S. 242–254. DOI: https://doi.org/10.1007/s10826-012-9688-8.

Teachman, Jay (2010): Family Life Course statuses and transitions: Relationships with health limitations. In: *Sociological Perspectives* 53 (2), S. 201–220.

Teti, Douglas M.; Crosby, Brian (2012): Maternal depressive symptoms, dysfunctional cognitions, and infant night waking. The Role of Maternal Nighttime Behavior. In: *Child Development* 83 (3), S. 939–953. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1467-8624.2012.01760.x.

Textor, Martin R. (1991): Familien. Soziologie, Psychologie. Eine Einführung für soziale Berufe. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Theiss, Jennifer; Estlein, Roi; Weber, Kirsten (2013): A longitudinal assessment of relationship characteristics that predict new parents' relationship satisfaction. In: *Personal Relationships* (20), S. 216–235.

Theule, Jennifer; Wiener, Judith; Rogers, Maria A.; Marton, Imola (2011): Predicting parenting stress in families of children with ADHD: Parent and contextual factors. In: *Journal of Child and Family Studies* 20 (5), S. 640–647.

Theule, Jennifer; Wiener, Judith; Tannock, Rosemary, Jenkins, Jennifer M. (2012): Parenting stress in families of children with ADHD: A meta-analysis. In: *Journal of Emotional and Behavioral Disorders* 21 (1), S. 3–17.

Thoits, Peggy A. (2010): Stress and health: Major findings and policy implications. In: *Journal of Health and Social Behavior* (51), S. 41–53.

Thönnissen, Carolin; Wilhelm, Barbara; Alt, Philipp; Reim, Julia; Walper, Sabine (2020): pairfam Scales and Instruments Manual Release 11.0. Hg. v. LMU Munich. GESIS Data Archive. Köln (Technical Report). Online verfügbar unter https://www.pairfam.de/fileadmin/user_upload/redakteur/publis/Dokumentation/Scales%20Manual%2C%20pairfam%20Release%2011.0.pdf, zuletzt geprüft am 22.06.2020.

Tichovolsky, Marianne H.; Arnold, David H.; Baker, Courtney N. (2013): Parent predictors of changes in child behavior problems. In: *Journal of Applied Developmental Psychology* 34, S. 336–345.

Topp, Christian Winther; Østergaard, Søren Dinesen; Søndergaard, Susan; Bech, Per (2015): The WHO-5 Well-Being Index. A systematic review of the literature. In: *Psychotherapy and Psychosomatics* 84 (3), S. 167–176. DOI: https://doi.org/10.1159/000376585.

Trillingsgaard, Tea; Baucom, Katherine j. W.; Heyman, Richard E. (2014): Predictors of change in the relationship satisfaction during the transition to parenthood. In: *Family Relations* (63), S. 667–679.

Tröster, Heinrich (1995): Eltern-Belastungs-Inventar. Deutsche Version des Parenting Stress Index (PSI) von R. R. Abidin. Göttingen Bern Wien Paris Oxford Prag Toronto Cambridge MA Amsterdam Kopenhagen Stockholm: Hogrefe Verlag.

Tsai, Yi-Chen; Pai, Hsiang-Chu (2016): Burden and cognitive appraisal of stroke survivors' informal caregivers: An assessment of depression model with mediating and moderating effects. In: *Archives of Psychiatric Nursing* 30 (2), S. 237–243.

Tschöpe-Scheffler, Sigrid (2005): Unterstützungsangebote zur Stärkung der elterlichen Erziehungsverantwortung oder: Starke Eltern haben starke Kinder. Different ways of supporting the educational competence of parents. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 25 (3), S. 248–262.

Tschöpe-Scheffler, Sigrid (2008): Unterstützungsangebote zur Stärkung der elterlichen Erziehungsverantwortung: Starke Eltern haben starke Kinder. In: Pascal Bastian, Annerieke Diepholz und Eva Lindner (Hg.): Frühe Hilfen für Familien und soziale Frühwarnsysteme. Münster New York München Berlin: Waxmann, S. 59–81.

Twenge, Jean M.; Campbell, Keith W.; Foster, Craig A. (2003): Parenthood and marital satisfaction: A meta-analytic review. In: *Journal of Marriage and Family* (65), S. 574–583.

Ulrich, Franziska; Petermann, Franz (2017): Elterliche Emotionsdysregulation als Risikofaktor für die kindliche Entwicklung. In: *Kindheit und Entwicklung* 26 (3), S. 133–146. DOI: https://doi.org/10.1026/0942-5403/a000225.

Umberson, Debra; Gove, Walter R. (1989): Parenthood and psychological well-being. Theory, measurement, and stage in the Family Life Course. In: *Journal of Family Issues* 10 (4), S. 440–462.

Umberson, Debra; Pudrovska, Tetyana; Reczek, Corinne (2010): Parenthood, childlessness, and well-being: A Life Course perspective. In: *Journal of Marriage and Family* (72), S. 612–629.

Umberson, Debra; Williams, Kristi; Powers, Daniel A.; Chen, Meichu D.; Campbell, Anna M. (2005): As good as it gets? A Life Course perspective on marital quality. In: *Social Forces* 84 (1), S. 493–511. DOI: https://doi.org/10.1353/sof.2005.0131.

Urban, Dieter; Mayerl, Jochen (2011): Regressionsanalyse. Theorie, Technik und Anwendung. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Studienskripten zur Soziologie).

Vahedi, Andisheh; Krug, Isabel; Westrupp, Elizabeth M. (2019): Crossover of parents' work-family conflict to family functioning and child mental health. In: *Journal of Applied Developmental Psychology* 62 (38–49).

van den Berg, Mijke P.; van der Ende, Jan; Crijnen, Alfons A. M.; Jaddoe, Vincent W. V.; Moll, Henriette A.; Mackenbach, Johan P. et al. (2009): Paternal depressive symptoms during pregnancy are related to excessive infant crying. In: *Pediatrics* 124 (1), e96–103. DOI: https://doi.org/10.1542/peds.2008-3100.

van Lankveld, Jacques; Jacobs, Nele; Thewissen, Viviane; Dewitte, Marieke; Verboon, Peter (2018): The associations of intimacy and sexuality in daily life. Temporal dynamics and gender effects within romantic relationships. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 35 (4), S. 557–576. DOI: https://doi.org/10.1177/0265407517743076.

van Scheppingen, Manon A.; Denissen, Jaap. J. A.; Chung, Joanne M.; Tambs, Kristian; Bleidorn, Wiebke (2018): Self-esteem and relationship satisfaction during the transition to motherhood. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 114 (6), S. 973–991. DOI: https://doi.org/10.1037/pspp0000156.

Vanassche, Sofie; Swicegood, Gray; Matthijs, Koen (2013): Marriage and children as a key to happiness? Cross-national differences in the effects of marital status and children on well-being. In: *Journal of Happiness Studies* 14 (2), S. 501–524.

Vannier, Sarah A.; Adare, Kaitlyn E.; Rosen, Natalie O. (2018): Is it me or you? First-time mothers' attributions for postpartum sexual concerns are associated with sexual and relationship satisfaction in the transition to parenthood. In: *Journal of Social and Personal Relationships* 35 (4), S. 577–599. DOI: https://doi.org/10.1177/0265407517743086.

Vaskovics, Laszlo A. (2020): Soziale Elternschaft. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 23 (2), S. 269–293. DOI: https://doi.org/10.1007/s11618-020-00938-w.

Vik, Torstein; Grote, Veit; Escribano, Joauqín; Socha, Jerzy; Verduci, Elvira; Fritsch, Michaela et al. (2009): Infantile colic, prolonged crying and maternal postnatal depression. In: *Acta Paediatrica* 98 (8), S. 1344–1348.

Vodafone Stiftung Deutschland (Hg.) (2015): Was Eltern wollen. Informations- und Unterstützungswünsche zu Bildung und Erziehung. Eine Befragung des Instituts für Demoskopie Allensbach im Auftrag der Vodafone Stiftung Deutschland. Online verfügbar unter https://www.vodafone-stiftung.de/vodafone_stiftung_publikationen.html?&no_cache=1&tx_newsjson_pi1%5BshowUid%5D=78&cHash=2a5679a8275cb577f2322372ac647fde, zuletzt geprüft am 24.08.2018.

Vogel, Peter (2019): Grundbegriffe der Erziehungs- und Bildungswissenschaft. Opladen Toronto: Barbara Budrich.

Vries, Ulrike de; Lehmkuhl, Gerd; Petermann, Franz (2011): Risiken und Chancen für Kinder in belasteten Familien. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychatrie* 60 (7), S. 576–588.

Waite, Linda J. (1980): Working wives and the Family Life Cycle. In: *American Journal of Sociology* 86 (2), S. 272–294.

Waite, Linda J.; Lillard, Lee A. (1992): Children and marital disruption. In: *American Journal of Sociology* 96 (4), S. 930–953.

Walker, Alexis J. (1985): Reconceptualizing family stress. In: *Journal of Marriage and Family* 47 (4), S. 827–837.

Wallace, Pamela M.; Gotlib, Ian H. (1990): Marital adjustment during the tranistion to parenthood: Stability and predictors of change. In: *Journal of Marriage and Family* 52 (1), S. 21–29.

Walper, Sabine; Bien, Walter; Rauschenbach, Thomas (Hg.) (2015): Aufwachsen in Deutschland heute. Erste Befunde aus dem DJI-Survey AID:A 2015. Deutsches Jugendinstitut. München.

Walper, Sabine; Lux, Ulrike (2017): Soziale Elternschaft gestalten. In: *DJI Impulse Das Bulletin des Deutschen Jugendinstituts* 4 (188), S. 10–15.

Wang, Jennifer M. (2014): Psychometric properties of the network relationship inventory-social provision version in Chinese youth. In: *Child Psychiatry & Human Development* 45 (6), S. 695–702. DOI: https://doi.org/10.1007/s10578-014-0438-6.

Warschburger, Petra (Hg.) (2009): Beratungspsychologie. Heidelberg: Springer Medizin Verlag.

Watson, Daniel; Clark, Lee Ann; Chmielewski, Michael; Kotov, Roman; Watson, David; Clark, Lee Anna (2013): The value of suppressor effects in explicating the construct validity of symptom measures. In: *Psychological assessment* 25 (3), S. 929–941.

Weakland, John H.; Fisch, Richard; Watzlawick, Paul; Bodin, Arthur M. (1974): Brief therapy: Focused problem resolution. In: *Family Process* 13 (2), S. 141–168.

Webster-Stratton, Carolyn (1990): Stress: A potential disrupter of parent perceptions and family interactions. In: *Journal of Clinical Child Psychology* 19 (4), S. 302–312.

Weiber, Rolf; Mühlhaus, Daniel (2010): Strukturgleichungsmodellierung. Eine anwendungsorientierte Einführung in die Kausalanalyse mit Hilfe von AMOS, SmartPLS und SPSS. Heidelberg: Springer (Springer-Lehrbuch).

Weinman Schram, Rosalyn (1979): Marital satisfaction over the Family Life Cycle: A critique and proposal. In: *Journal of Marriage and Family* 41 (1), S. 7–12.

Weitzman, Michael; Rosenthal, David G.; Liu, Ying-Hua (2011): Paternal depressive symptoms and child behavioral or emotional problems in the United States. In: *Pediatrics* 128 (6), S. 1126–1134. DOI: https://doi.org/10.1542/peds.2010-3034.

Wentura, Dirk; Pospeschill, Markus (2015): Multivariate Datenanalyse. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Wickert, Nadine (2016): Väter und ihre Bedeutung für die psychische Gesundheit ihrer Kinder. In: *Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie* 15 (2), S. 91–104. DOI: https://doi.org/10.1007/s11620-016-0369-2.

Wicki, Werner (1999): Familiale Ressourcen in der Berner Studie zum Übergang zur Elternschaft: Expliaktion und Funktionen. In: Barbara Reichle und Harald Werneck (Hg.): Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses. Unter Mitarbeit von Lothar Krappmann, Klaus A. Schneewind und Laszlo A. Vaskovic. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag (Der Mensch als soziales und personales Wesen, Band 16), S. 225–237.

Widulle, Wolfgang (2011): Gesprächsführung in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Gestaltungshilfen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wiener, Judith; Biondic, Daniella; Grimbos, Teresa; Herbert, Monique (2016): Parenting stress of parents of adolescents with Attention-Deficit Hyperactivity Disorder. In: *Journal of Abnormal Child Psychology* 44 (3), S. 561–574.

Wilhelm, Barbara (2015): Kompetenz- und Autonomieerleben in der Elternrolle. Elterliche Bedürfnisse im Kontext der Erziehung. Berlin: Dr. Köster.

Wilhelm, Barbara; Walper, Sabine (2020): Die Kindermodule im Ankerinterview des Beziehungs- und Familienpanel pairfam: Übersicht, Stichprobe und Erhebungsprogramm. Hg. v. Ludwig-Maximilians-Universität München (Pairfam Technical Paper). Online verfügbar unter https://www.pairfam.de/fileadmin/user_upload/Technical_Paper_Nr12.pdf, zuletzt geprüft am 13.05.2020.

Williamson, Ariel A.; Mindell, Jodi A.; Hiscock, Harriet; Quach, Jon (2019): Sleep problem trajectories and cumulative socio-ecological risks. Birth to school-age. In: *The Journal of Pediatrics* 215, 229-237.e4. DOI: https://doi.org/10.1016/j.jpeds.2019.07.055.

Williford, Amanda P.; Calkins, Susan D.; Keane, Susan P. (2007): Predicting change in parenting stress across early childhood: Child and maternal factors. In: *Journal of Abnormal Child Psychology* (35), S. 251–263.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut WSI (Hg.) (2015): Gender News: Große Unterschiede in den Arbeitszeiten von Frauen und Männern. Ergebnisse aus dem WSI GenderDatenPortal (WSI Report, 22).

Woerner, W.; Becker, A.; Friedrich, C.; Rothenberger, A.; Klasen, H.; Goodman, R. (2002): Normierung und Evaluation der deutschen Elternversion des Strengths and Difficulties Questionnaire (SDQ). Ergebnisse einer repräsentativen Felderhebung. In: *Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie* 30 (2), S. 105–112. DOI: https://doi.org/10.1024//1422-4917.30.2.105.

Wold Health Organization (1978): Health and the family. Studies on the demography of Family Life Cycles and their health implications. Geneva: Wold Health Organization.

World Health Organization (Hg.) (1998): Wellbeing measures in primary health care/ the depcare project. Report on a WHO meeting. WHO Regional Office for Europe (UR/HFA targets, 12, 31). Online verfügbar unter https://www.euro.who.int/__data/assets/pdf_file/0016/130750/E60246.pdf, zuletzt geprüft am 21.03.2021.

Wu, Qi; Xu, Yanfeng (2020): Parenting stress and risk of child maltreatment during the COVID-19 pandemic. A family stress theory-informed perspective. In: *Developmental Child Welfare* 2 (3), S. 180–196. DOI: https://doi.org/10.1177/2516103220967937.

Wunsch, Guillaume (2007): Confounding and control. In: *Demographic Research* 16 (4), S. 97–120.

Wurmser, Harald; Rieger, Margarete; Domogalla, Caroline; Kahnt, Anja; Buchwald, Janine; Kowatsch, Marianne et al. (2006): Association between life stress during pregnancy and infant crying in the first six months postpartum. A prospective longitudinal study. In: *Early human development* 82 (5), S. 341–349. DOI: https://doi.org/10.1016/j.earlhumdev.2005.09.016.

Wustmann, Corina (2004): Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. 1. Aufl. Weinheim: Beltz (Beiträge zur Bildungsqualität).

Xu, Yaoying (2007): Empowering culturally diverse families of young children with disabilities: The double ABCX model. In: *Early Childhood Education Journal* 34 (6), S. 431–437.

Yoo, Hana; Bartle-Haring, Suzanne; Day, Randal D.; Gangamma, Rashmi (2014): Couple communication, emotional and sexual intimacy, and relationship satisfaction. In: *Journal of sex & marital therapy* 40 (4), S. 275–293. DOI: https://doi.org/10.1080/0092623X.2012.751072.

Young, Valerie J.; Curran, Melissa A. (2016): Intimacy behaviors and relationship satisfaction for cohabitors. Intimate sacrifices are not always beneficial. In: *The Journal of psychology* 150 (6). DOI: https://doi.org/10.1080/00223980.2016.1187110.

youthinmind (Hg.) (2016): Scoring the Strength & Difficulties Questionnaire for age 4–17 or 18+. Online verfügbar unter https://sdqinfo.org/py/sdqinfo/c0.py, zuletzt geprüft am 23.07.2020.

Zaidman-Zait, Anat; Pat, Mirenda; Duku, Eric; Szatmari, Peter; Georgiades, Stelios; Volden, Joanne et al. (2012): Examination of bidirectional relationships between parent stress and two types of problem behavior in children with autism spectrum disorder. In: *Journal of Autism and Developmental Disorders* 44, S. 1908–1917.

Zeifman, Debra M.; St James-Roberts, Ian (2017): Parenting the crying infant. In: *Current Opinion in Psychology* 15, S. 149–154.

Zemp, Martina (2014): Mom and dad are arguing again: Parental conflict and its implications for children. Hg. v. University of Zürich. Zürich. Online verfügbar unter https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/101646/1/zemp, zuletzt geprüft am 27.04.2020.

Zemp, Martina (2018): Die elterliche Paarbeziehung in Familien mit Kindern mit ADHS: Wechelwirkungen zwischen Partnerschaftsstörungen und kindlicher Symptomatik. In: *Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychatrie und Psychotherapie* 46 (4), S. 285–297.

Zemp, Martina; Bodenmann, Guy (2015): Partnerschaftsqualität und kindliche Entwicklung. Ein Überblick für Therapeuten, Pädagogen und Pädiater. Berlin: Springer (essentials).

Zemp, Martina; Bodenmann, Guy; Backes, Sabine; Sutter-Stickel, Dorothee; Bradbury, Thomas N. (2016a): Positivity and negativity in interparental conflict. Implications for children. In: *Swiss Journal of Psychology* 75 (4), S. 167–173.

Zemp, Martina; Bodenmann, Guy; Backes, Sabine; Sutter-Stickel, Dorothee; Revenson, Tracy A. (2016b): The importance of parents' dyadic coping for children. In: *Family Relations* 65, S. 275–286.

Zemp, Martina; Bodenmann, Guy; Cummings, Mark E. (2016c): The significance of interparental conflict for children. Rationale for couple-focused programs in family therapy. In: *European Psychologist* 21 (2), S. 99–108.

Zemp, Martina; Johnson, Matthew D.; Bodenmann, Guy (2018): Within-family processes: Interparental and coparenting conflict and child adjustment. In: *Journal of Family Psychology* 32 (3), S. 299–309.

Zemp, Martina; Johnson, Matthew D.; Bodenmann, Guy (2019): Out of balance? Positivity-negativity ratios in couples' interaction impact child adjustment. In: *Developmental Psychology* 55 (1), S. 135–147.

Zemp, Martina; Milek, Anne; Davies, Micheal; Bodenmann, Guy (2016d): Improved child problem behavior enhances the parents' relationship quality: A randomized trial. In: *Journal of Family Psychology* 30 (8), S. 896–906.

Zemp, Martina; Nussbeck, Fridtjof; Cummings, Mark E.; Bodenmann, Guy (2017): The spillover of child-related stress into parents' relationship mediated by couple communication. In: *Family Relations* 66, S. 317–330.

Zerle, Claudia; Corneließen, Waltraud; Bien, Walter (2012): Das Timing der Familiengründung und dessen Folgen für Familien. In: *Zeitschrift für Familienforschung* 24 (1), S. 46–66.

Zhu, Peng; Sun, Meng-Sha; Hao, Jia-Hu; Chen, Yu-Jiang; Jiang, Xiao-Min; Tao, Rui-Xue et al. (2014): Does prenatal maternal stress impair cognitive development and alter temperament characteristics in toddlers with healthy birth outcomes? In: *Developmental medicine and child neurology* 56 (3), S. 283–289. DOI: https://doi.org/10.1111/dmcn.12378.

Zimet, Daniel M.; Jacob, Theodore (2001): Influences of marital conflict on child adjustment. Review of theory and research. In: *Clinical Child and Family Psychology Review* 4 (4). DOI: https://doi.org/10.1023/a:1013595304718.

Zimmermann, Anke C.; Easterlin, Richard A. (2006): Happily ever after? Cohabitation, marriage, divorce, and happiness in Germany. In: *Population and Development Review* 32 (3), S. 511–528. DOI: https://doi.org/10.1111/j.1728-4457.2006.00135.x.